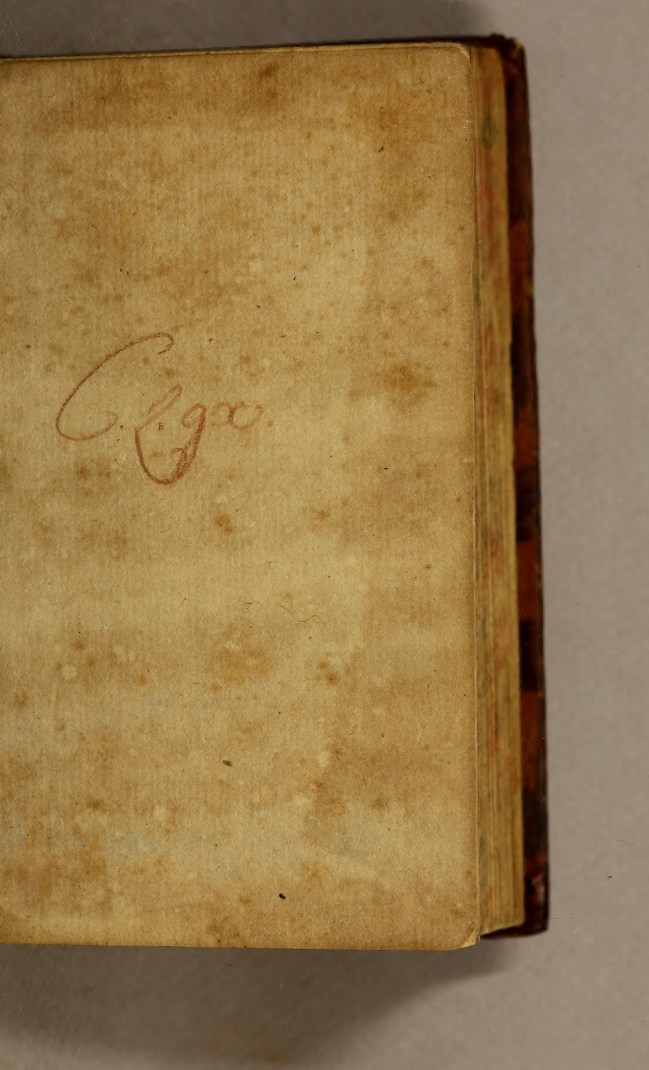



GAUDEO
John Carter Brown






Beschreibung der Antillen Insuln.



Historische
Beschreibung
Der
Antillen Inseln in
America gelegen

In sich begreiffend deroselben Gelegenheit / darinnen befindlichen natürlichen Sachen / sampt deren Einwohner Sitten und Gebräuchen mit 45. Kupfferstücken gezieret.

von

dem Herrn de Rochefort,

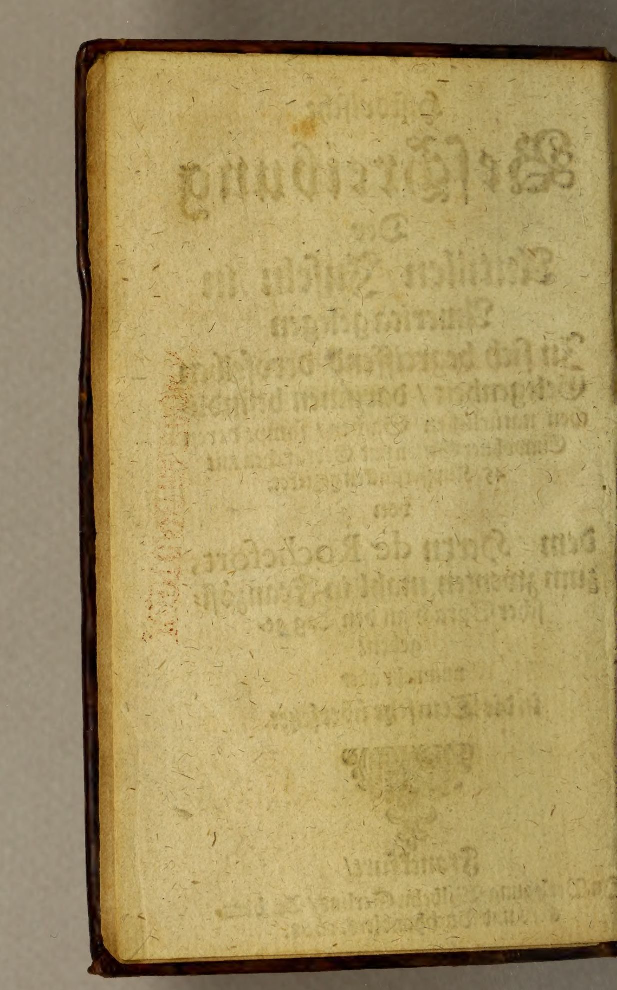
zum zweyten mahl in Französischer Sprach an den Tag gegeben /

nunmehr aber

in die Teutsche übersetzet.



Franckfurt /
Verlegung Wilhelm Serlins / Buchdruckers und Buchhändlers. 1668.



Zuschrifft
Dem Edlen Herrn
Herrn
JOHANN du FAY,
dem Jüngern/meinem sondern geehrten Herrn/und wohlgeneigten Gönner und Patronen.

Es hat der allweise Schöpffer dieses gantzen Weltgebäus nicht allein seine unaußsprechliche Allmacht an dem wunderschönen Himmels- und Erden-Gebäu mercklich zuerkennen gegeben / sondern zugleich auch seine unergründliche Weiß-

heit in der ordentlichen Auß-
theilung seiner milden Gnaden
Gaben sattsam sehen und spü-
ren lassen/ indeme er einem
Land nicht alles miteinander
gegeben/ sondern dieses mit
fruchtbarem Kornbau/ jenes
mit herrlichem Weinwachs/
ein anders mit trächtiger Vieh-
Zucht/ und wieder ein anders
mit Mettall-reichen Fund und
Ertzgruben/oder Gesund- und
Heylbronnen gesegnet/ damit
also eines deß andern Hülffe
vonnöthen/ und der Mensch
davon seine Nahrung haben
möchte. Gleich wie nun wir
Europæische Einwohner dem
Aller-

Allerhöchsten nicht genugsam dancken können / daß er dieses Theil deß Erdbodens mit allem deme / was zu Auffenthalt dieses Lebens nothwendig / so überflüß- und reichlich begabet / daß wir billich mit dem Königlichen Propheten David rühmen / daß seine Fußstapffen von Fett trieffen. Also hat er auch denen übrigen Theilen deß Erdreichs / nehmlich Asiæ, Africæ, und dem neuerfundenen Americæ, einem jeden was besonders mitgetheilet / wovon in den Geschicht- und Reiß-Büchern außführlicher bericht zu findē.

Unter andern Americanischen fruchtbaren Jnsulen aber sind die so genandte Antillen nicht die geringsten / von deren situ, Eygenschafft / natürlichen sachen / wie auch Sitten und Gebräuchen der Einwohner / der gelehrte Franzoß / Monsr. de Rochefort, ein besonderes Buch geschrieben / welches ich wegen seiner rarität / und darinnen begriffenen anmuthigen Sachen / dem Teutschen Leser zu liebe / durch einen der Französischen Sprach wohlkündigen Mann in unsere hochteutsche Zunge übersetzen / und in den offentli-

chen

chen Truck kommen lassen wollen.

Daß aber E. Edel selbiges zu dediciren und zu überreichen ich mich erkühnet / ist dieses unter andern dringenden Ursachen nicht die geringste gewesen / daß wie dessen geliebter nunmehr in Gott ruhender E. Herr Vatter Seel. Jacob du Fay, wegen seines schönen / kostbaren / mit allerhand Blumenwerck / Bäumen / außländischen seltzamen Gewächsen / und andern raritäten wol versehen und gezierten Gartens sich weit und breit berühmt gemacht / daß auch die jetzt regie-

rende Kays. Maj. unser aller-gnädigster Herr / bey dem in Anno 1657. allhier gehalte-nen Wahltag denselben mit de-ro höchstgeehrten Gegenwart geehret / ihre Lust und Ergetz-lichkeit darinnen gesuchet / und zu vielen mahlen Taffel darin-nen gehalten / unter andern a-ber den gantz raren / und wohl nirgends befindlichen Hasel-nuß-Baum (welcher von dem Stamm an / biß zu Anfang der Aeste 36. Werckschuh hoch ist / und ferners seine Höhe von den Aesten biß an den Gipffel auff 51. also sich in allem in die 87. Werckschuh hoch erstre-

cket /

cket/dessen Dicke aber auf vier Manns-Dicke sich belauffet) sehr hoch æstimirt, und für eine sondere rarität gehaltẽ. Also auch E. Edel in Ehrengedachten seines Herrn Vattern Fußstapffen/ tritt/ und sich keine Mühe noch Kosten dauren lässet/ denselben in noch mehrers Auffnehmen zu bringen/ und mit weitern kostbaren auß frembden Landen her geholten raritäten außzieren.

Gelebe diesem nach der zuversichtlichen Hoffuung / es werde E. Edel sich diese meine wohlgemeynte Zuschrifft zu beliebigem Gefallen gereichen/

 und

und mich zu seiner fernern Gunstgewogenheit bestens befohlen seyn lassen / der ich bin / und unaußgesetzt zuverbleiben gedencke.

Franckfurt den
16. Julij.
1668.

E. Edel.

Als meines sonders geehrten
und wohlgeneigten Gönners dienstverpflichter

Wilhelm Serlin /
Buchdrucker und Buchhandler.

Vor-

Vorrede.

Wir haben das Unglück in den Beschreibungen von den weitentlegenen Ländern/daß dieselbe zum öfftern von partheyischen Leuthen geschrieben werden/die auß sonderlichen Ursachen die Warheit verstellen/und uns die Sachen in einer andern Gestalt/ und unter einer andern Farbe zeigen/ als sie in der Wahrheit sind. Zuweilen treffen wir auch solche Scribenten an/ welche auß Kaltsinnigkeit uns eines Dings bereden/ und einen sonderbahren Lusten daran haben/wann sie unserer Leichtglaubigkeit mißbrauchen. Alle beyde befleissigen sich der Lügen / und dencken daß sie solches ungestrafft thun können/weil sie/nach dem Sprichwort/ von weitem herkommen. Ja wir müssen auch zuweilen dieser Arth Sachen von der Hand einfältiger

und unverständiger Leuthe auffneh- men / die nicht so viel Witz und Ge- schicklichkeit haben / daß sie uns eines Dinges eigendlich versicherten ; und in deren Schrifften man weder Ge- wißheit noch Grund findet / dieweil sie bey etlichen Sachen das Weisse vor das Schwartze genommen / und dieselbe entweder nit wohl gefasset / o- der nit recht behalten haben / und da- her uns die auffrichtige Wahrheit nicht erzehlen: ob wohlen ihre Mei- nung nicht ist uns zu betriegen. Her- gegen aber ist es ein grosser Vortheil / wann dergleichen Wercke von sol- chen Leuthen geschrieben werden / an denen sich alle diese drey Stücke bey- sammen befinden / nehmlich / daß sie unpartheyisch seyen / nicht mit der Warheit spielen / uñ ein Gedächtnuß und Verstand haben ihre Berichte recht vorzustellen.

Die jenige / welche die Mühe neh- men

men werden ihre Augen zuwerffen auff die Historische Beschreibung / die wir ihnen in diesem Buch vorlegen / haben die beide erste von den angedeuteten Stücken zu hoffen / das ist mit einem Wort / Auffrichtigkeit: dann dieses ist ein Lob / welches ein jeder sich selbsten wohl geben kan / wann ihn nur sein eigen Gewissen nicht eines andern überzeuget. Was aber das dritte Stück belanget / können wir uns desselben ohne billigen Verweiß nicht rühmen.

Solten wir uns wohl einbilden dürffen / daß der Titul **Historische Beschreibung natürlicher Sachen / wie auch Sitten und Gebräuche u. s. f.** den wir vornen an dieses Werck setzen / nicht zu hoch noch ruhmrähtig denen vorkommen werde / die denselbigen würdigen gegen das Werck selbsten zu hal-

halten. Auff das wenigste haben wir unsbemühet die Grösse deß Gebäu-es nach dem prächtigen Eingang zu gestalten. Nicht daß wir uns hie rühmen solten / als hetten wir in diesem Buch alles verfasset / was von den Antille ate geschrieben werden. Man würde noch materi gnug finden / die Beschreibung natürlicher Sachen/ja auch der Sitten und Gebräuche umb ein gutes zuvermehren: deme sey aber wie ihm wolle / so bedüncket uns doch / daß wir etlicher massen ein Genügen gethan dem / was der Leser auß dem Titul dieses Buchs zu hoffen hat; und wann ein jeder Orth der neuen Welt auch also eigendlich von den Historien Schreibern were erörtert worden / würden die Alten besser davon unterrichtet seyn/als bißher geschehen.

Wir haben an etlichen Orthen solche Sachen berühren müssen/die allbereit von berühmten Scribenten beschrie-

hrieben / und auch sehr vielen be-
ndt sind; nicht deß Vorhabens das
Buch dardurch zuvergrössern / oder
ns über diese vornehme Bü-
her-Schreiber zuerheben: sondern
weil unsere Histori ohne dieselbe un-
vollkommen gewesen were. Gleich
wie eine allgemeine Land-Karte
eines Lands mangelhafft seyn wür-
de / wann der Verfertiger dersel-
ben einen vornehmen Orth außgelas-
sen hette / unter dem Schein / daß
man solchen bey andern Land-Be-
schreibern in absonderlichen Karten
auffgezeichnet finde. Nichts destowe-
niger haben wir uns in diesen Mate-
rien der Kürtze / so viel uns möglich
gewesen / beflissen; wie auß der Be-
schreibung der Gewächse Cocos,
Ananas, und unterschiedlicher ande-
rer Sachen zu sehen.

Wir haben auch nach dem Exempel
anderer Historien-Schreiber / und
auff Einrathen und Begehren etli-
cher

cher unserer guten Freunde/ in diesem Werck unterschiedliche Vergleichungen und Gegensätze / die wir von andern Ländern und andern Völckern entlehnet/ mit eingemischet. Wo jemand davor halten solte/daß dieses seye die History zertrennen/das Papier erfüllen / und sich zu lang ohne Noth auffhalten; so leben wir doch der Hoffnung / es werden andere seyn denen diese kleine Außzierung nicht mißfalle. Und wañ sie dieselbe nicht betrachten wollen als züge die eigendlich zu dem Gemäld gehören/so können sie doch solche mit einigem Lusten ansehen/ als Umfassungē von Vögel/ Frücht- und Blumenwercken/ welche zur Zierath deß Wercks selbsten hinzu gesetzet sind.

Damit wir dem Leser nicht verdrießlich fallen mit allzulangen Reden / haben wir unsere Historische Beschreibung in so viel Capitel und Absätze eingetheilet/ als wir annehm-

ich und thunlich zu seyn erachtet. An etlichen Orthen aber hat uns die Folge und Verbindung der Materi die Freyheit nicht zugelassen/ etwas einzuhalten und die Erzehlung zuverkürtzen / wie wir gern gewolt hetten; wird uns also verhoffentlich dieser Zwang vor eine genngsame Entschuldigung dienen.

Die Rede ist ein Bildnuß der Gedancken : das Gemäld aber stellet die Sache selbst vor Augen. Haben uns derowegen an den schlechten Worten in dieser Historischen Beschreibung nicht genügen lassen; sondern unterschiedliche Kupffer hinzugesetzet / nach dem es hat seyn können / damit wir dem Verstand / durch einen klaren und augenscheinlichen Beweiß/ die Gestalt der Sachen desto besser einbilden mögten. Und haben uns davon nicht abhalten lassen/ daß etliche vornehme Scribenten einen Theil dieser Sachen allbereit abgebildet; weil

weil wir durch dieses Mittel die Materi verständlicher machen / und dem Leser zugleich einen Lusten erwecken / indem wir unsere Historische Beschreibung dergestalt zieren und außbessern. Solte es aber die Hand deß Kupfferstechers nit in allen getroffen habẽ / wird man solches dahin schreibẽ müssen / daß er das Hauptwerck nicht vor Augen gehabt / sondern nothwendig mit dem Abriß davon er den Seinigen genommen / fehlen müssen.

Belangend die Fehler / die von uns selbsten mögten herkommen seyn / wollen wir uns nicht schämen dieselbe zu bekennen / und begehren sie gar nicht zuvertheidigen / wann man uns derselben überzeugen wird / wohl wissend daß es umb die Gedächtnuß und Urtheil aller Menschen in dieser Welt ein schwaches Ding seye. Nur allein bitten wir die jenige so dieselbe mercken werden / daß sie auch auf sich

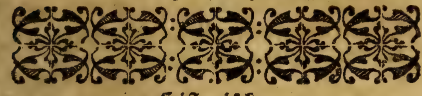
selb-

selbsten deuten wollen / jenen bekandtẽ Spruch: Homo sum, humani à me nihil alienum puto, das ist / sie wollen sich erinnern / daß sie es auch leichtlich übersehen / und irren köñen / gleich wie alle andere Menschen. Mögen uns derowegen / an statt daß sie uns hart bezüchtigen wolten / das jenige / was sie in unserer Historischen Beschreibung nicht billigen werden / mit Gelindigkeit und Glimpff vorhalten. Und wollen wir uns alsdenn deßwegen gar nicht beklagen / sondern ihnen schuldigen Danck sagen; ja das gemeine Beste wird dadurch Nutzen haben / wann dieses Buch noch einmahl solte an Tag kommen.

Wir ziehen auch mit Ruhm allerhand vornehme und verständige Leuthe an / welche in denen Wohnstätten die unterschiedliche Europæische Völcker in den Antillen auffgerichtet / sich auffhalten. Und haben

solches vor dienlich zu seyn erachtet / damit wir die Erzehlungen durch dieses Mittel bekräfftigten / und denselben einẽ grössern Glantz und Glaubwürdigkeit zuwegen brächten. Insonderheit haben wir diese berühmte und unverwerffliche Zeugen deßwegen dargestellet / auff daß wir die jenige von dem Irrthumb befreyeten / welche so übel von diesen Inseln berichtet / daß sie sich einbilden / als dieneten meistentheils derselben nur den verdorbenen und keinnützen Leuthen zur Auffenthalt; da doch das Gegentheil klärlich genug erwiesen / nehmlich / daß sie von vielen vornehmen Leuthen bewohnet werden / welche daselbsten bürgerlich und Gottsfürchtig leben.

❧ (o) ❧



Historische Beschreibung Der Antillen Insulen in America gelegen/deroselben natürlichen Sachen/wie auch Sitten und Gebräuche der Einwohner.

Das erste Buch.

In sich begreiffend die Beschreibung Natürlicher Sachen

Das I. Capitel.

Von Gelegenheit der Antillen-Inseln insgemein: Von Beschaffenheit der Lufft; von Eygenschafft deß Landes; und der Völcker so daselbe bewohnen.

ZWischen dem festen Lande Americæ so gegen Mittag liegt / und dem gegen Auffgang gelegenen Theil der Insel S. Johann mit dem Beynahmen Porto Rico,

 be-

befinden sich viel Inseln/ in gestalt eines Bogens/und solcher Ordnung/daß sie einen krummen strich durch das grosse Meer machen.

Sie werden gemeiniglich genennet/die Inseln Antillas in America. Würde man um dieses nahmens Ursach fragen / so ist glaublich/ daß sie also genennet worden/ weil sie die grössen Inseln/welche man die Amerikanischẽ Inseln zu nennen pflegt / von vornen her gleichsam umschräncken. Und so man diesen Nahmen wolte herziehen von dem Frantzösischen wort Ile, welches eine Insel heisset / und dem Griechischen vorwörtlein ἀντὶ, welches gegen über bedeutet/ müste man es in Frantzösischer Sprach schreiben und eigentlich außsprechen Antiles, zu Teutsch GegenInseln genant. Nichts desto weniger ist es bey dem Gebrauch verblieben/ daß man es mit einem zweyfachen ll Schreibet und sagt Antilles oder Antillen. Man nennet sie auch die Inseln Caraibes oder Canibales von dem Nahmen der jenigen Völcker/ die alle diese Inseln vor diesem bewohneten. Etliche nennen sie heut zu Tag die Inseln Cancercanæ.

Christophorus Columbus hat solche zu erst entdecket / unter der Regierung Ferdinandi Königes in Castilien und Leon/ und der Königin Isabellæ, im Jahr 1492.

Es werden der Vornehmsten in allem 28. gezehlet/und sind gelegen unter der Zona torrida; wann man von dem 11. biß auf den 19. grad Æqua-

.quatoris gegen Norden zu zehlet. Etliche/
s Linschot in seiner Americanischen Histo-
en nehmen den Nahmen der Inseln Antillas
einer weitläufftigern Bedeutung/ und geben
n auch den 4. grossen Inseln/ als Hispanio-
oder S. Domingo Cuba, Jamaica, und Por-
Rico, so wohl als den 28. übrigen.

Die Lufft aller dieser Inseln ist wohl tempe-
rt und gesund genug/ wan man derselben ge-
ohnet. Die Pestilentzische Kranckheit war
r diesem/ eben wie in China, und andern
Morgenländischen Orten/ also auch hier un-
kant. Doch sind vor etlichen Jahren der
eiste Theil dieser Inseln von bösen Fiebern
igegriffen worden/ welche die Medici vor
isteckend gehalten. Diese böse Lufft wurde
irch etliche Schiffe/ so von der Africanischen
Seiten kamen/ hieher gebracht. Heutiges
Tages aber höret man nicht mehr von derglei-
hen Seuchen reden.

Die Hitze ist hie nicht grösser als in Franck-
eich in dem Hewmonat und Augstmonat:
nd erhebet sich/ durch Sorge Göttlicher vor-
hung deß Morgends zwischen 8. und 9. Uhren
n sanffter wind von Auffgang/ welcher offt
iß gegen Abends um 4. Uhr währet/ die Lufft
ühlet/ und die Hitze desto erträglicher macht.
osephus Acosta sagt/ daß man in den grossen
mericanischen Inseln diese Erfrischung nicht
lß nur gegen Mittag verspüre. Es hat also
er weise Werck-Meister dieser Welt fast je-
em Orth/ so unter der Zona torrida begriffen/

seine gewisse/ richtige und erfrischende Wind
verordnet/ daß sie die Hitze der Sonnen mäs
sigten und linderten.

In diesen Inseln ist es niemahlen Kalt: auc
ist das Eyß hie unbekant / und were wohl vo
ein Wunder zuhalten wann man dasselbe hi
sehen solte.

An diesem allzeit grünen Orth sieht man de
Winter nimmer nicht/
Alß nur in der schneeweißen Farb die au
den schönen Lilgen sticht.

Jedoch gibt es hier sehr kühle Nächte / da
wo man das Haupt nicht bedeckt hält / ma
leicht den Flüssen / Heiserkeit / unnd ander
grossen und gefährlichen Schwachheiten de
Magens unterworffen ist : Und hat man ge
mercket/ daß alle die jenige/ so sich gegen diese
angenehmen kühle entblössen / wo nicht mi
Magen-Schwachheiten beladen / doch zum
wenigsten bleich und gelb werden / von böse
Feuchtigkeiten gleichsam auffgeblasen zu seyn
scheinen/ und in kurtzer Zeit ihre gesunde und
lebhaffte Farbe gantz verliehren. Wiewohl
etliche andere diese Beschwerlichkeiten der
Speise Cassave, welche man in diesen Inseln
an statt deß Brods gewöhnlich isset/ zuschrei-
ben wollen ; und mag wohl seyn / daß solche
einige Eigenschafft/ so der Natur der Einwoh-
ner unserer Landen zu wieder ist / in sich hat.
Dergleichen kühle wird auch zu Nachts in Pe-
ru. und den Inseln von Maldiva verspüret. Es
erzehlen auch die jenige / die nach Jerusalem
und

d andere heisse Länder gereyset/ daß je grös-
die Hitze deß Tages/ umb so viel kälter die
ächte seyen. Welches daher kommet/ weil
grosse Dünste/ so von der Sonnen deß Ta-
s über in die Höhe gezogen werden/ zu Nach-
sich wiederumb zusammen ziehen / und als
Thau herab fallend die Lufft gantz wun-
rbarlich erfrischen und kühlen.

Die gleiche Tages und Nacht Lange währet
diesen Inseln fast ein halbes Jahr / und die
rige Zeit seind die längsten Tage von 14.
d die kürtzesten Nächte von 10. stunden.
lso hat die Göttliche Weißheit denen Orten
e den brennenden Sonnenstrahlen mehr un-
rworffen sind/ längere und feuchtere Nächte
geben/ damit das jenige/ was dieses so nahe
estirn daselbsten deß Tages über verwelcket
d auß getrucknet hat/ zu Nachte sich wieder
hohlen und zu kräfften kommen könne.

Man kan hie nicht das Jahr in vier gleiche
nd unterschiedene Theile abtheilen/ gleich wie
ir in Europa thun. Sondern die von dem
prill biß in den Wintermonat viele und öff-
ere Regen/ wie auch die grosse dürre welche die
brige Zeit herrschet/ machen den einigen Un-
erscheid/ den man unter den Zeiten vermercken
an.

Würde man fragen / wie man diese beyde
nterschiedene Beschaffenheiten und temperi-
ung der Lufft nennen solte ; so ist zu wissen
aß sich darvon sehr wiederwerdige Meynun-
gen befinden.

Einige wollen / daß gleich wie die Tage daselbst fast keine Stunden haben / darinnen die Temmerung geschicht / welche das Mittel zwischen Tag und Nacht hält / also auch hie kein Frühling noch Herbst seye / die den Sommer / und eine Art deß Winters / die sie daselbsten zulassen / zusammen verbinden. Andere hergegen wollen behaupten / daß man keine erhebliche Ursach beybringen könne / die gültig were / einer einigen von diesen Zeiten den Nahmen deß Winters beyzulegen: Auß Ursach / weil die Erde daselbsten niemahlen weder mit Eyß noch Schnee / welche deß Winters traurige Geburthen sind / bedecket ist; Sondern allezeit mit einer angenehmen Grüne bekleidet / und fast alle Tage / wiewohl auff unterschiedliche Maaß / mit Blumen und Früchten gekrönet. Daher sie dann schliessen / daß der Frühling / Sommer und Herbst daselbsten das Jahr in drey unterschiedene und gleiche Theil theilen / ob man wohl solche so leichtlich / wie an vielen andern Orthen der Welt / nicht vor einander unterscheiden könne.

Jedoch stimmet die Meynung der Völcker / welche diese Inseln wohnhafft gemacht / mit dieser Theilung nicht überein / weil sie die Zeit deß Regens vor den Winter / und die Zeit der dürre / welche schön / lieblich und heiter ist / vor den Sommer halten. Es streitet zwar Acasta in dem 2. Buch seiner Historien am 3. Capitel wider die Spanier / die also reden / und die nasse und feuchte Monathen vor den Winter halten.

ten. Er hält davor/ daß die dürre und heitere Zeit der rechte Winter seye in dem gantzen Begriff der Zonæ torridæ, weil die Sonne alsdan am weitesten von diesen Landen entfernet ist/ und hergegen die Zeit des Regens und der Nebel/ daselbsten der Sommer genennet solle werden/ wegen der Nähe dieses Gestirns. Ob man nun wohl/ wan man eigentlich und nach der schärffe von der Sachen reden wolte/ des Acostæ meynung beyfall geben müste/ jedoch weil nicht allein die Spanier/ sondern auch andere Völcker also zu reden gewohnet sind/ wird es uns auch wohl erlaubet seyn in einer Sachen von so geringer wichtigkeit ihrer Redens Arth uns zu gebrauchen.

Sonsten mag es so offt regnen in diesen Inseln / alß es immer wolle / so versichert doch die jenige so viele Jahr daselbsten gewohnet/ daß fast kein einiger Tag vorbey gehe/ daran sich die Sonne nicht sehen lasse. Und dieses wird auch von der Insel Rodis gesagt: derowegen man solche vor alters der Sonnen zugeeignet/ darvor haltend daß die Sonne sonderliche vorsorge vor diese Insel trüge.

Es hält das Meer seinen Ab- und zufluß richtig wie an dem Frantzösischen Ufer; doch steiget es zum höchsten über 3. oder 4. Schuch nit in die Höh.

Der gröste Theil dieser Inseln/ ist mit schönen Wäldern bedecket/ welche/ weil sie allzeit grün seyn/ den Augen eine angenehme Lust erwecken/

wecken/ und denselben einen immerwehrenden Sommer vorstellen.

Die Erde ist daselbsten an vielen Orthen so schön/ so guth und geschlacht zu den Gewächsen als an einigem Orth der Welt. Ja es haben die Einwohner von allen den Inseln die sie bauen/ häuffig ihre Nahrung. Darinnen dan diese Inseln dem Land Nova Francia sehr ungleich sind / allwo die arme Wilden mit so grosser Müh ihre Nahrung suchen / daß sie und ihre Kinder/ wann sie deß Morgends auß ihren Hütten gehen/mitten auff dem Felde wo sie jagen/mit lauter Stimme zu ruffen pflegen/ kommet ihr Totus, kommet ihr Castors, kommet ihr Orignacs ; Also ruffen sie den Thieren/ daß sie ihrer Nothdurfftigkeit zu Hülff kommen mögen/ welche ihnen doch so offt nicht auffstossen/ alß sie es von nöthen haben.

Es sind auch diese bewohnete Inseln mit guthen süssen Wasserquellen versehen / deßgleichen mit außfliessenden Seen / Bächen Röhr- und zieh Brunnen oder Cisternen : etliche dieser Inseln haben auch schöne Flüsse / welche die Erde sehr wohl befeuchten. Es gibt auch daselbsten an vielen Orten Mineralische Wasser/ derer man sich mit grossem Nutzen zu Heylung unterschiedener Kranckheiten gebrauchet. Der Schwefel wird an vielen Orthen in den Bergen gefunden ; so sind auch die glåntzende und silberne Körnlein/ welche die Bäche und Flusse/zur Zeit wann sie sich ergiessen / unter dem Sand und Schaum deß gewässers / mit

ich führen/gewisse Kennzeichen daß der Cristal
a gezeuget werde/ und daß es auch Adern der-
enigen köstlichen Mettallen habe/ welche so
msig von dem meisten Theil der Menschen ge-
ucht werden.
Die fliessende Wasser/ welchen der Nahme
er Flüsse gebühret/ vertrucknen niemahls/
uch nit in der grössesten Dürre/und sind sehr
eich an Fischen/welche mehrentheils den jeni-
en die man in Europa hat/ungleich sind: doch
ndet man sie an dem Ufer deß Meers in solcher
Menge/ daß die Einwohner fast selbsten in den
Flüßen zu fischen pflegen.
Der Weinstock wächst sehr wol in diesen In-
eln/und siehet man ohne eine Art von wilden
Weinstock/welcher von sich selbstē in dē Wäl-
ern wächst/und schöne grosse Trauben trägt/
och schöne zu beiden seitē mit Weinstöcken ge-
ierete Gänge in allen bewohnten Inseln/ja an
tlichen orthen/ wie bey uns gebauete Wein-
ärden/ welche deß Jahr zwey mahl/zuweilen
uch öffter tragen/nach dem sie nach dem Licht
nd zu bequemer zeit geschnitten und gebauet
verden. Die Trauben sind sehr guth aber der
Wein den man herauß presset ist nich läger-
afftund hält sich nur wenig Tage; deßwegen
nan solchen zu machen sich nicht bemühet.
Was das Getreyd anlangt/welches in No-
va Hispania so wohl als an einigem orth der
Welt hervor kommet / wächset solches in
diesen Inseln nur allein alß ein Kraut / daß es
zu nichtes als zu den Suppen unnd Brühen
 dienet/

dienet/auß Ursach weil daß getreyd wil uber-
wintert seyn/ die Erde aber in diesem Land zu
fett ist/und das Kraut von aufang so fortstösset/
daß der Wurtzel hernach nicht genugsame
Kräfften verbleiben/eine Halm zu bekommen
und Aehren zugwinnen. Doch wann man
Gersten/Rochen/und ander Getreyd/ welche
einen warmen Grund haben wollen / zu seen
versuchen wolte / würden solche ohnzweiffel
daselbsten sehr vollkommen wachsen. Ob a-
ber wohl alle diese Getreyd sehr wohl hie zei-
tigten/ wurden doch die Einwohner / die fast
ohne Muh das Manioc/Patates/Mays/und
andere Arth Wurtzeln und Hülsenfruchte ha-
ben/ die nöthige Arbeit nicht anwenden solche
zu bauen.

Alle gewöhnliche Speisen dieser Inseln sind
leicht und wohl zuverdauen. Welches GOtt
also geordnet/weil das Land warm/und man
daselbsten den Magen nicht / wie an kalten
Orthen/uberladen darff. Dahero man dann
den neu-ankommenden zu rathen pflegt / daß
sie wenig und offt essen/ wo sie sich wohl befin-
den wollen. Es machen die Speisen auch
sehr wenig Geblüth / derowegen die Barbier
hier wenig zur Ader lassen.

Die Einwohner dieser Inseln betreffend;
bestehen solche auß 4. unterschiedlichen Völ-
ckern: Davon die ersten / die diese Inseln ur-
sprunglich und von undencklichen Zeiten her
besitzen / sind die Caraibes oder Cannibales/
von denen wir weitläufftiger im zweyten Buch
die-

dieser Historischen Beschreibung reden wollen. Die andern drey sind Frantzosen / Engel- und Holländer. Diese frembde Völcker haben sich seither dem Jahr 1625. in dieses Land gesetzet. Und haben von der Zeit an allhier so zugenommen / daß sonderlich heutigs Tags die Frantzosen und Engelländer ein grosses Volck hier machen: wie mit mehrerm in folgender Historischen Beschreibung zusehen seyn wird.

Das 2. Capitel.

Von einer jedweden Insel der Antillen insonderheit.

Damit wir eine gewisse Ordnung in der Beschreibung/welche wir von einer jedweden der Antillen besonders haben wollen / halten mögen/ wollen wir alle diese Inseln in drey Ordnungen abtheilen: Deren die erste begreiffen solle die Inseln so sich näher gegen Mittag ziehen / und dem Æquatore am nechsten sind; Die andere/dieselbige so sich mehr gegen Norden erstrecken; Und die letztere die jenigen / so gemeiniglich die Inseln unter dem Wind genennet werden / welche gegen Niedergang der Insel S. Christophori/welche die beruhmteste unter allen Antillen ist / lieget.

I.

Von der Insel Tabago oder Neu-Walcheren.

DJe erste und am näheſten gegen Mittag gelegene Inſel von den Antillen / welche wir uns vorgenommen haben in dem erſtẽ Buch dieſer Hiſtorien zubeſchreiben/iſt die jenige/welche biß auff gegenwärtige Zeit in allen Landkarten unter den Namen Tabago/bekant iſt / und von ohngefehr 30. Jahren her auch Neu Walcheren genennet worden. Sie lieget 11. Grad und 16.Minuten von dem Æquatore gegen Norden zu. Sie hat im Umbkreiß auffs wenigſte 30. Meilen/ und erſtrecket ſich in der Länge auff 11. in der breite auff 4. Meilen/an den euſeren Orten etwas weniger.

Dieſe Inſel hat keine ſolche rauhe / ſtoltze und hohe Berge / iſt auch nicht ſo ſumpficht/ noch mit ſo unwegſamen Wäldern bedecket/ wie etliche andere von den Antillen / welche noch von den Caraibern bewohnet werden. An etlichen Orten aber iſt ſie mit ſehr artigen Hügeln erhaben/ſo ſich in überauß luſtige Thäler niederlaſſẽ/ die ſich hernach in eine ſehr fruchtbare Ebene außbreiten / welche mit Cedern/ Palmen/Acajous/ Akoumas / und allerhand Arthen trefflicher Bäume von unmäßiger Grösse und Höhe bekleidet ſind/ſo uberall mit Verwunderung anzuſehen / und das Anſehen haben/ als ſeyen ſie mit fleiß gepflantzet / damit man ohne einige Hindernuß unter derſelben Aeſten ſpatzieren / oder mit Jagen ſich beluſtigen könne.

Was die Beſchaffenheit deß Erdbodens betrifft / iſt es an etlichen Orthen leicht und

ſan-

sandicht/ an andern gleichsam mit kleinen Kiesel-Steinen beseet / wiederumb anderstwo scheinet es fett und schwartzlicht: die jenige / welche diese Insel in ihrem gantzen Begriff võ der Ebene biß auff die spitze der Hügel besuchet/ sagen vor gewiß/ daß sie überall sehr guth und bequem zum bauen sey: doch sind die Bäume/ mit welchen diese Insel allezeit reichlich bekrönet/ohne widerrede ihre köstlichste zierde. Etliche derselben sind mit guthen Fruchten beladen/ welche zu Erfrischung und unterhalt deß menschlichen Lebens sehr nutzbar sind; andere dienen nicht allein zur zierde der Berge nud Ergetzung des Gesichts / sondern auch zum Zimmer- und Schreinerwerck / zum Färben und zur Artzney: in deme die feste/der gute Geruch/die unterschiedene Farbe/ und die geheime Tugenden deß Holtzes der Früchten/ und Blätter solche sehr bequem zu allen diesen Gebräuchen machen: Ohne diese schöne Bäume / welche den meisten andern benachbarten Inseln auch gemein sind/wachsen noch viele andere in dieser Insel/die in andern nicht zu finden / und selbige umb so viel berühmter machen: als da sind zuforderst die jenige/ so man vor weniger Zeit daselbst gefunden/ welche Früchte tragen die den Muscatnüssen / die auß dem Morgenländischen Indien kommen/ was die äusere Gestalt anlangt / gantz gleich sind/ und gleichfalls bedecket sind von Macis/ das ist/ einem kleinen Blätlein oder wohlgeschmackten Häutlein/ welches ist zwischen der

Nuß und der rothen Schalen / so die gantze Frucht hält und in sich fasset. Im ubrigen aber / ist diese Arth Muscatnüsse eines schärfferen Geschmacks / als die so von Morgen kommen / und so schwachen Geruchs daß solcher leicht vergehet. Jedoch ist zu hoffen / daß wañ man wolte Müh anwenden / und die Muscat-Bäume befreyen von den uberflüssigen und gleichsam toden Aesten / die sie ersticken / und die Stralen der Sonnen völlig zu empfangen verhindern / so würden auch die Nüsse viel vollkommener werden / und annehmlichers Geschmacks / und lieblichers und daurhafftigern Geruchs seyn.

Es wachsen auch fast an allẽ Orten dieser Insel andere Bäume / welche die Einwohner nennen tausenfüsse / Käßbäume / Canel- und Copa-Bäume / welche wir hier beschreiben wollen / weil solche gantz unbekant / oder doch sehr rar und seltsam in den andern Inseln sind. Der Baum Tausendfüsse ist also genennet / weil er unterstützet ist mit fast unzehlbaren grossen Wurtzeln / welche von seinen eigenen Aesten / so bald sie nur die Erde berühren / herkommen / also daß der Stamm endlich eine unglaubliche Dicke bekomt. Seine Blätter sind etwas breiter als die Lorbeerblätter. Er träget Früchte in grösse einer Feigen / welche die Papageyen sehr zu suchen pflegen. Vor der Frucht komt ein weisse Blum hervor / unter welcher man gemeiniglich ein sonderlich gelbes Gum̃i findet / das die Tugend hat allerhand Art Zittermahlen /

len/Schwindflechten und schupffige Reudigkeiten/so man in dem Gesicht und an den Händen bekomt/zu heilen. Es pflegen auch die Bienē dieser Insel zum öfftern in die hole Aeste dieser Bäume ihr Wachs u. Honig zu machen.

Der Canel-Baum/welchen die Floridianer Pauance wir aber Sassafras nennen/ist einer von den schönesten und herrlichsten Bäumen/ welche in der gantzen neuen Welt gesehen werden. Er wächset sehr gerad / und wird sein Stamm biß auff 25. oder 30. Schuh hoch/ehe daß seine Aeste hervor schiessen. Seine Blätter kommen den Lorbeerblättern in der Gestalt/ Farb und Geruch sehr nach. Sein Holtz ist röthlicht und gutes Geruchs / fest/eben / und sehr dienlich zu allerhand köstlichem Schreinerwerck: aber man gebrauchet es in dieser Insel itziger Zeit zu nichts als zum Bau der Häuser. Seine Aeste sind so dicht/ daß nichts darunter wachsen kan/ohne ein kleines kurtzes Kräutlein/ welches allezeit einer schönen grünen Decke gleichet/zur Erlustigung derer/welche der ergetzlichen Kühlung / so die Aeste geben/geniessen wollen/ und zugleich beydes das Gesicht und den Geruch erlaben / durch die stetswährende Grüne der Blätter / und den süssen Geruch den sie von sich geben.

Diese Bäume tragen Körner den runden Pfefferkörnern gleich / und ob schon solche etwas starck seyn/ so haben doch die Papageyen ihre Belustigung daran: Auff diesen Bäumen pflegen gemeldte Vögel gemeiniglich ihren

ver-

verdrießlichen Gesang zu haben / und halten sich da in aller Sicherheit auff ohne daß man ihrer gewahr werde / weil ihre Federn gleicher Farbe sind mit den Blåttern dieser Båume / auf denen sie so gerne sitzen. Die wohlgeschmackten Rinden dieser Båume werden von den jenigen / welche mit kalten Flůssen beschweret sind / sehr gesuchet; wann sie zu einem Tranck gesotten sind werden sie sehr glůcklich gebrauchet zu den Nierenwehen so von Kålte herkommen / deßgleichen zur Artzney wider das Bauch-Grimmen und kurtzen Athem / entledigen auch die Brust von dem anklebenden Schleim so sie beschweret / deßgleichen vertreiben sie die winde und verstopffungen des untern Leibes. Eben diese Rinde wann sie in der Luft gedórret wird / gibt den Speisen welche damit gewůrtzet werdẽ einen so annehmlichẽ Geschmack / daß / weil solcher dem Geschmack der Zimmetrinden nah kommet / man den Båumen so mit diesen Rinden bedecket / den Nahmen Canel oder Zimmet-Båume gegeben hat.

Der Copal Baum / von dem wir an etlichen orthen dieser Historischen Beschreibung reden werden / ist ein Baum schón anzusehen / welcher so er an dem Stamm oder gróßesten Aesten verwundet wird / einen Balsam von sehr lieblichen Geruch von sich fliessen låsset / der da in kurtzer Zeit allerhand Wunden heilet / und bringet die Geschwulste / welche sich an einem Orth deß Menschlichen Leibes gesamlet haben / zum Eyter. Die Rinde dieses Baums ist róthlicht / und

und dem Cassienbaum gleich / zur Zeit grosser Hitze verliehret er seine Blätter / wider die Natur aller andern Bäume die den Erdboden dieser Gegend zieren / und ihre angenehme Grüne allezeit behalten.

Der Käßbaum ist ein Baum welcher in dieser Insel eine gantz ungewöhnliche dicke bekommet / und ist hie sehr anders gestaltet als alle andere die gleiches Nahmens sind / und sich anderst wo befinden / wie wir an seinem orth melden wollen. Mit dem schönen Schatten den er giebt / und der wunderlichen frucht die er hervorbringt / locket er jederman zu sich. Diese Frucht bestehet in einer dicken hültzernen Schalen / welche eines Hüner-Eyes dick und eines halben Schuhes lang ist. Wann diese rohe umfassende Schale zeitig ist / so öffnet die Sonne solche auff die Hälffte / und wann sie der wind herabgeschmissen / findet man daß sie mit feinem Baumwoll oder Pflaumfedern angefüllet ist / welches weil es überaus sanfft und dünn als eine Seide ist / sehr dienlich seyn würde zu manchen schönen Wercken. Dieser Baum hat ohne zweiffel seinen Nahmen daher bekommen / weil sein Holtz / welches von aussen mit einer graulichten Rinde bedecket ist / so weich ist / daß man es so leicht als einen Käß zerschneiden kan.

Die so aus sonderbahrem Lusten die gehägte Wälder / welche dieses Land umgeben / durchgangen sind / haben daselbsten auch eine zimliche Anzahl der Bäume gefunden / die die

Frucht

Frucht Cacao tragen/ der sich die Spanier in zubereitung der Kuchen welche bey ihnẽ so hoch gehalten werden / gebrauchen / von deme sie den herrlichen Tranck machẽ/ der überall unter dem Nahmen Succolat bekant ist. Sie haben auch daselbsten eine grosse Menge der Bäume gesehen/ die man Fustok nennet / dessen gelbes Holtz zum färben sehr wohl gebrauchet wird: wie auch viele andere so hoch geachtet werden/ entweder weil sie die kostbare rothe Farb / die die Indianer Roucou nennen / tragen / oder weil auß ihren Stämmen gummi und Hartze von guthem Geruch in genugsamer Menge fliessen/ von denen man grossen Nutzen haben kan. Die Pomerantzen/ saure und süsse Citronen / Granaten und Feygenbäume / die Goyaviers/ Moruins/ Bananiers/ und Papayers/ tragen daselbsten auch so schöne und köstliche früchte/ als in einer andern Insel von den Antillen immermehr.

Alle Speisen welche den Einwohnern dieser warmen Landen zur gewöhnlichen Nahrung dienen/ wachsen in dieser Insel in ihrer vollkommenheit/ und so leichtlich/ daß man ohne sonderbare Arbeit daselbsten einsamlet Reiß/ grossen Hirsen/ Erbsen/ Bohnen / Manioc/ davon man Brod machet / welches in dem mehrern Theil Americæ im Gebrauch ist/ Melonen / und allerhand arth Suppen-Kräuter oder Gemüß/ und Wurtzeln/ welche sehr wohl nehren unnd guthes Geschmacks sind. Die Ananas und Patatas wachsen auch daselbst

mit

mit verwunderung fort/ und ist die Erde hie so trefflich daß sie derjenigen ihre Hoffnung / so die müh anwenden solche zubauen / wohl vergnüget/ und allen in ihren Schos geworffenen Saamen mit reichem und angenehmen wucher wieder erstattet.

Man findet in dieser einigen Insel allerley vierfüssige Thier/ derer Arth man nur ein oder zweyerley auff das Höchste in den andern Antillen siehet. Vor das erste wird da gemeiniglich eine Arth wilder Schweine angetroffen / welche etliche Indianer Javaris und andere Paquires nennen / unnd den unsrigen in Europa ungleich sind/ in dem sie kurtzere Ohren haben/ und ein Lufft Loch / oder wie etliche wollen/ den Nabel auff dem Rucken/ ihr gruntzen auch weit schrecklicher zu hören ist. 2. Tatous oder Armadilles. 3. Agoutis. 4. Biesam Ratten/ die man an etlichen orthen Piloris nennet. 5. Eine Arth kleiner Marter oder Wieseln/ welche die Einwohner Manicous heissen. 6. deßgleichen Füchse und wilde Katzen/ welche von unterschiedlichen Farben gesprenckelte Bälck haben. Der meiste Theil dieser Thier/ die wir an gehörigem Orth beschreiben wollen/ haben ihr Auffenthalt in den Fels-löchern / oder in den alten unnd hohlen Stämmen der Bäume/zuweilen auch in den Höhlen so sie unter die Erde graben.

Belangend die Vögel / die die Lufft dieser Insel bewohnen / so sind daselbst / ohne die Ringeltauben / Turteltauben / Papageyen/

und eine Arth Amseln unnd Zimmer / welche man da hauffenweiß fliehen siehet / noch eine Arth Fasanen/ welche die Einwohner Kaquereka nennen/ weil sie von Morgends fruh an eine sonderlichen Gesang/ welcher fast wie dieses Wort laut/ deutlich und zu unterschiedenen mahlen wiederhohlen/und den ohren derer so es noch nicht gewohnet/ eine desto ubel klingend- und unangenehmere Music machen / so trefflich und delicat sonsten dem Mund der Geschmack ihres Fleisches vo.kommt.

Das Ufer deß Meers so diese Insel umringet/ und der Flusse so die Erde benetzen/ sind bedecket von weissẽ Reihern/ Täuchern/ Enden/ und vielen andern schönen Vögeln / welche sich von den kleinen Fischen/ oder anderm Ungeziefer so auff dem Wasser schwebet / nehren. Das feste Land welches nicht weit davon entfernet/ ist gantz erfüllet von anderen Gattungen / welche in die andere abgelegene Inseln nicht kommen.

Etliche sind nur mit einer Farbe gezieret : andere aber prangen in ihren so schönen / und gleichsam mit lebhafften Farben gemahlten Federn/ daß/ man betrachte entweder die angenehme vermischung der federn / oder die wunderliche Geschicklichkeit ihre Nester zubauen/oder die unvergleichliche Hurtigkeit/wann sie mit den fittigen die Lufft zertheilen/sie genugsame Ursach an die Hand geben den Schöpffer zu loben/der so viele geringe Geschöpffe so herrlich geschücket hat.

Das

Das Meer so das Ufer dieses Landes unauff-hörlich befeuchtet/ wimmelt von allerley gattungen trefflicher Fische. Die heckende Schildkroten kriechen mit hunderten bey stillem Winde und zu Nacht wann sonsten alles schweiget/ auß diesem grossen Meer/ allwo sie den Tag über mit einander gespielet/ und verbergen mit Hülffe der Nacht ihre Eyer in den weichlichen Sand/ der an den Ufer liegt. Die Carets, so mit denen köstlichen Schuppen bedecket sind/ darauß mā jtziger Zeit so manche schöne Arbeit machet/ nnd die Kunstkam̃ern mit zieret/ kommen auch häuffig herbey zu der Zeit wañ sie sich mit einander belauffen: in dem ihnen die Natur dieses eingegeben/ daß sie daselbsten bequemere örther finden/ an welchen sie die einige Hoffnung der Erhaltung ihres Geschlechts ablegen können.

Gegen Niedergang und Norden zu hat diese Insel sehr bequeme und sichere Hafen und Reen vor allerhand Schiffe. Aber noch mehr verwunderns werth ist der sonderliche Vortheil/ dadurch die Handlung hieher gezogeu und erhalten wird/ weil nehmlich die Einwohner durch allgemähliche Erfahrung gemercket/ daß diese Insel den erschröcklichen ungestümmen Wettern/ die die Inselaner Ouragans nennen/ und anderstwo so viel verhergen/ nicht unterworffen ist. Wir wollen nicht nachgrüblen/ wie das zugehe/ daß/ da alle andere Antillen so offt dieser allgemeinen Zusammenrottung der Winde herhalten müssen/ diese allein davon

b-

befreyet sey/und in stiller Ruhe verbleibe/wann unterdessen die gantze Nachbarschaft in Unruh/ welche gemeiniglich bey dieser Unordnung ist/ lebet: sondern schreiben dieses sonderliche werck Gott allein zu/der deßen warhafftiger Ursacher ist / geben ihme die Ehre dieses grossen wunders / verwundern uns uber die sonderbahre Begnadigung und sagen / das es seiner höchsten vorsichtigkeit dieser Jnsel zum besten also gefallen habe/ daß diese leichte und mächtige Winde/ welche die Häusser umkehren und die Felder verwüsten /auß dem Abgrund seiner unergrundlichen Schätze hervorkommen / unnd weil sie keine andere Macht haben / als die so ihnen von Gott gegeben/ durchstreichen sie nur die jenige örther/ dahin sie seine allerweisseste verordnung gewiesen.

Es hat auch diese Jnsel / gleich wie etliche andere von den Antillen / noch diesen grossen vorzug/ daß sie keine gifftige Thier ernehret. Man findet zwar zu weilen in den einöden Wäldern ungeheure Schlangen von 12. biß 15. Schuh lang. Aber sie fliehen nicht allein vor den Menschen/ massen man niemahl gehöret/daß sie ihnē einigen schaden zugefüget hetten/ wann sie von den Mohren / welche dieser neuen Welt Einwohnere leibeigene Knechte sind/ gefangen werden/ sondern sie müssen ihnen auch zur Speise dienen/und werden vor so Delicat unnd wohlgeschmack als die besten Fische gehalten. Die abgezogene Häute dieser schrecklichen Würme behalten sie/um solche

an

die Raritåt-liebenden/ zuverhandlen so die-
e gar hoch schåtzen / wegen der mannich-
oigen Schuppen / damit sie so wunderlich
ieret/ unnd so pråchtig in einander vermen-
/ daß die schönste Teppiche ihnen nicht mö-
verglichen werden.

Wir können auch unter die Gaben/welche d
tige Himmel uber diese Insel reichlich außge-
ssen hat/ setzē/ daß schwerlich eine in dem
ossen Americanischen Meer seyn werde/wel-
e nach ihrem Begriff zurechnen/ so viel flüsse
d Brnunen lebendiges Wassers haben/als
en diese. Die alten Einwohner haben vor-
iten derer nur 18. angemercket: aber die heu-
gen zehlen ihrer vielmehr/ von denen die mei-
en/ nach dem sie die ebene und Thåler schlan-
en weiß durchkrochen und benetzet / sich mit
mlicher Gewalt und Behendigkeit in das
Meer stürtzen. Etliche dieser anmuthigen
lüsse in dem sie dē gewöhnlichen Lauff halten/
nd zuweilen einen Abhang oder etwas erha-
enen Felsen antreffen / werffen ihr Gewåsser
mit solcher Ungestümme herunter/daß sie gahr
eichtlich die Råder der zucker- oder Sågmüh-
en ümtreiben könten/wo man solche da bauen
wolte.

Weiter gibt es in dieser Insel viel schöne
nd große Wiesen/welche mit sehr guther wei-
e vor das Vieh versehen/ uñ nach dem Regen-
wetter mit unzåhlig kleinen Blumen von man-
cherley Gestalt geschmücket sind/ welche das
Gesicht wunderbarlich belustigen: doch tra-
gen

gen die Bäume und Pflantzen dieses Landes
liebliche und wohlriechende Blumen/daß ma
selten dieser kleinen WisenBlumlein groß ach
tet/ wie wol es unlaugbar/daß die so in felder
ihre Lust suchen genugsame Anlaß auß dere
anschauen bekommen würden/ihre Gedancke
zuschärffen.

In dem 11. Capitel dieser Historischen Be
schreibung von den Natürlichen Sachen wol
len wir handlen von den Blumen so allen diese
Inseln gemein sind/ aber weil diese Insel ein
Arth von Lilien hat/die anderstwo unbekand
als wollen wir solche eigentlich und auff das
beste/als es möglich/an diesem Ort beschreibē
Die Pflantze / welche diese geheimnußvoll
Blume trägt/ kriechet nicht auff der Erden/
da sie leicht von den Füßen der vorbey gehen-
den könte zertreten werden / sondern wächse
auff dem Stamm oder den dicksten Aesten dere
köstlichen Bäume einem mit welchem diese In-
sel vor andern gezieret / und weil sie einen so
starcken Stützen hat / erhebet sie sich büschel-
weiß / wie die Meyenblumen.

Diese unvergleichliche Blume welche nit
grösser als eine Narciß/ bildet so eigendlich ei-
ne mit Silber gestickte Lilie ab/daß es scheinet/
es habe die Natur ihre Schatzkammer auffge-
schloßen / die seltzamste Sachen herauß ge-
nommen umb solche Blum in dieser Insel an
den Tag zubringen/ mit solcher Zierde und
Schönheit/ als die allergeschicktesten Hände
der Seidensticker und Goldschmiede ihr im-
mer

r geben können / damit sie dieselbe in dem
acht und Glantz / durch welche sie die Cro-
und den Purpur deß grössesten Königs der
Welt zu zieren gewürdiget worden / vor die
gen stellete.
Ob schon dieser Ort unter allen Antillen dem
quatore am näheſten gelegen / und folgends
ch der Sonnen Hitz mehr unterworffen ist/
ist doch die Lufft daselbst überauß angenehm
d wohl temperirt. Es haben zwar die er-
n Leute/ so man diese Insel zu bauen hieher
bracht/ sonderliche Ungelegenheiten außge-
nden/ derer traurigen Begebnuß sich die nei-
schen Mißgönner dieses rühmlichen Vorha-
ns hernacher bedienet/ und sehr nachtheilig
won geredet/ als wann dieses Land seine Ein-
ohner auffgefressen hätte / und nicht würdig
ewesen wäre gebauet zu werden ; Aber die
rauckheiten so sie damals mit allen Inseln die
an neulichen entdecket/ gemein gehabt / sind
eut zu Tag gantz verschwunden / und befindet
an sich hie durch den Segen Gottes / bey so
eter Gesundheit und Kräfften deß Leibes und
Gemüths/ als in einer der andern Antillen im-
nermehr.
Es besassen dieses Land vor Zeiten gleich
ie die benachbarte Oerter auch die Caraiber/
elche daselbsten viele schöne und grosse Dörf-
er hatten: Aber es sind nun fast 100. Jahr/
daß sie gezwungen wordē selbiges zuverlassen/
und sich zurück in die Insel St. Vincentii zu be-
geben/ umb sich in Sicherheit gegen den steti-

gen Einfällen und ungestümmen Anläuffen zu-bringen/damit sie die Aravager/ihre alte und geschworne Feinde vom festen Lande/drengetẽ.

Als diese Insel nun durch den Abzug der Caraiber also verlassen stunde/und von rechts-wegen den ersten so sie einnehmen / zugehören würde/ hat ihre Schöne / ihre Fruchtbarkeit und sehr vortheilhafftiges Lager vor ohngefehr 30. Jahren eine Gesellschafft der Bürger auß der Statt Flißingen gereitzet / daß sie 200. Menschen dahin gebracht/ deß Vorhabens dẽ ersten Grund einer neuen Wohn-Statt da-selbst zu legen/ welcher sie damal den Namen Neuen Walcheren gaben / nach dem Namen der berühmtesten und Volckreichesten unter al-len Inseln die zu der Provintz Seeland gehö-ren/in welcher ihre Statt allezeit vor der vor-nembsten eine gehalten worden: Aber die an-grentzende Indianer haben sich mit den Spa-niern von der Insel der H. Dreyfaltigkeit ver-bunden/ und einmüthig unter sich beschlossen/ diese neue Gäste zu bewillkommen/ ehe sie Zeit hätten die Festung/ so sie zu baueu angefangẽ/ in gute Verwahrung zu bringen / und die ver-sprochene Hülff ankame.

Dieses traurige Vorhaben ist diesen Barba-ren nach Wunsch gelungen: also/ daß/ nach-deme sie alle die jenige / so sich hertzhafft zur Gegenwehr gestellet/ in Stücke zerhauen / die Festung geschleiffet/ und viele gefangen ge-nommen; die so dem Tod oder der Gefängnüß glücklich entrunnen / fürchtende man möchte mit

mit ihnen wie mit ihren Gesellen verfahren/ willens worden sich anderswohin zubegeben. Nach dieser Flucht hat diese Insel fast 20. Jahr lang keine seßhaffte Einwohner gehabt: Im Jahr 1654. aber haben sich die Herren Adrian und Cornelius Lampsin vorgenommen/ diese schöne Insel wieder von neuem mit Volck zu besetzen/ unter (sub favorabili auspicio) der Hochmögenden Herren General-Staden der Provintzen deß Vereinigten Niederlands: Und seither 11. Jahr/ da diese beyde tapffere Brüder dieses ihr grosses Vorhaben glücklich vollführet/ haben sie auff ihre Unkosten/ und in ihren eigenen Schiffen/ eine zimliche Anzahl wackerer Leute übergebracht/ welche sich unaufhörlich bemühen diese Insel zu bauen/ uñ die alte verfallene WohnStatt/ so ihre Lands Leute vor diesem daselbst gelegt/ ruhmwürdigst wieder auffzurichten.

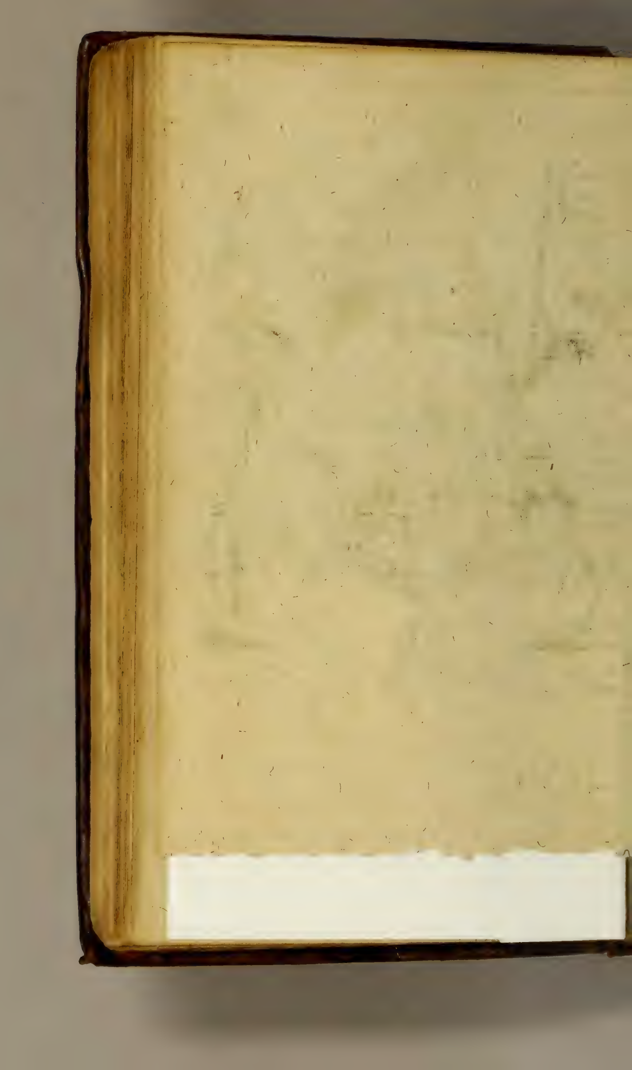
Herr Adrian Lampsin ist Director der Ost-Indischen Compagni bey der Kammer zu Middelburg/ und Herr Cornelius Lampsin/ sein Bruder/ welcher mit grossem Betrauren derjenigen so ihn gekennet/ vor kurtzer Zeit verschieden/ war älterer Bürgermeister uñ Raths-Herr der Statt Flissingen/ unnd stetiger (Deputatus perpetuus) Abgeordneter der Provintz Seeland/ bey der Versamlung der Hochmögenden Herren GeneralStaaden der Vereinigten Niederlanden.

Ohne diese grosse Aempter und hohe Würden/ in welcher gemeldter Herr bey Leb-Zeiten

gestanden / und solche mit grossem Lob betretten / war er / was seine Person betrifft / eines unverfälschten und treuen Gemüthes / freundlich und leicht zu besprechen / sehr eifferig die Ehr und Ruhm seines Vatterlandes zu erhalten und zu vermehren / und die vereinigte Provintzen in guter Vertrauligkeit und vollkommener Freundschafft der höchsten Potentaten / so in alter Bündnuß mit ihnen stehen / zu handhaben. Daher es auch kommen / daß der Aller Christlichste König / so jetziger Zeit regieret / die gute und erspriesliche Dienste dieses würdigen Rathsherrn / die er Sr. Majest. in vielen wichtigen Geschäfften erwiesen / erkennend / von sich selbsten bewogen und auß sonderem Nachricht / vollkommenen Macht und Königlicher Gewalt / ihn zum Freyherrn gemacht und erkläret / und ihn vor einen Freyherrn von Tabago gehalten / geachtet und genennet habē wollen / und daß er vor einen solchen sich in- und ausserhalb Gericht nennen und schreiben möge: Daß auch dieser Würden / Tituls und Vorzug / Er / seine Erben und Nachkommende / so wohl Mann- als Weiblichen Geschlechtes / vollkommlich / ohnverhinderlich und stets geniessen möchten / in solchen und dergleichen Rechten deß Adels / Ansehens / Vorzugs und Freyheiten / bey Kriegshandlungen nnd Adelichen Zusammenkünfften / und anderen / deren sich gebrauchen / geniessen und zu geniessen pflegen die andere Freyhern in dem Königreich Franckreich. Und daß hinfüro Er und seine

Nach-





Nachkommen einen gevierdten Wappen füh-
ren solten / in dessen Mitte ein kleiner Schild /
darauff viele Lielien stehen / einvisiret / und mit
einer perlenen Kronen gezieret ist / wie solches
auß beygefügtem Kupffer zuersehen.
Und ihme noch mehrere Gnad zuerweisen /
hat ihm seine Majestät das Schwerdt an die
Seiten gegürtet und zum Ritter von Acolade
gemacht / wie weitläufftiger auß den Brieffen
zu sehen / so gegeben zu St. Germain en l'Aye
im Augstmonath deß Jahrs 1662. welche mit
Königl. Hand unterschrieben / nnd dem grossen
Insiegel in grün Wachs gesiegelt sind / und
folgends bekräfftiget und auffgezeichnet wor-
den im Parlament zu Pariß / so nachmahl von
Sr. Majestät General-Procurator bewilliget
laut deß Außspruchs der Bekräfftigung / gege-
ben am 25. May im Jahr 1663.
Weil diese Insel unter die Antillen-Inseln
gehöret / und in die Zahl der jenigen / so man
auch die Inseln Caraibes nennet / und dahero
auch mit begriffen in der Bewilligung / welche
die Ost Indische Compagni von den Hochm.
Herren General-Staden der vereinigten Nie-
derlanden erhalten gleich anfangs als sie auff-
gerichtet worden / haben die Herren Lamsin dē
Orth und Stattwesen so sie daselbsten ange-
fangen / befestiget / auff Einwilligen der ver-
ordneten Directorn der respectivè Kammern
ermeldter Compagni / welche die Versamblung
von 19. repræsentiret: wie auß dem Extract
ihres Schlusses erscheinet / so gegeben am 5.

Tage deß Mayen im Jahr 1655. Eine von den Bedingungen dieser Bewilligung besagt außdrücklich/daß der jenige so zum Guvernör dieser neuauffwachsenden Wohnstätte würde ernennet werden/ von den Hochmögenden Herren General-Staden zu diesem Ampt solte erwehlet und bestättiget werden. Haben demnach die Herren Lamsin den Herrn Hubert võ Beveren vorgeschlagen: und als die Hochm. Herren gebührlich unterrichtet worden/ von der Tapfferkeit/ Erfahrenheit/ Treue und andern schönen Tugenden/mit welchen dieser Edelman außgezieret/und ihn zu diesen Geschäften fähig genug machen / haben sie ihn mit völligem Befehlich versehen am 2. Tag deß Herbstmonats in eben dem Jahr 1655. krafft welches er diese Verwaltung angetretten mit grossem Vergnügen aller Einwohner dieser Insel/welche sich seines hochweisen Regimẽts und aller schweren Sorgen / die er umb dieses Orts bestes und Ruhm zu suchen/und sie in der Ruhe uud Zufriedenheit deren sie geneust/zuerhalten trägt/zu rühmen grosse Ursach haben.

Man muß gestehen / daß diese Insel wohl werth seye bewohnt zu werden: Dann über das/was wir allbereit gesagt/ von der gesundẽ Lufft so daselbst sich befindet / von der unvergleichlichen Fruchtbarkeit seines Bodens/von der angenehmen Schönheit der Bäume so sie bekleiden/ von dem flissenden Cristall der Flüsse und Brunnen die sie benetzen/von den trefflichen Speisen so daselbst wachsen / von dem

Honig

Honig und Zucker so daselbst herab triefft/ von den kostbahren Wahren so man da einsamlet/ von der Fischerey und Jagt/ welche da gemein sind / von der Sicherheit und Bequemligkeit der Hafen und Reen / und allen andern Vortheilen so sie berühmt machen: So ist sie auch dem festen Lande deß Mittägigen Americæ nah gelegen/ und daher sehr bequem die Handlung mit den Frantzosen / Engelländern und Spaniern/welche daselbst wohnen/zuerhalten/wie auch mit den Aravagern/Calibern/Caraibern und vielen andern Indischen Völckern/welche ihre Dörffer an dem Ufer deß grossen Flusses Orinoque und zulängst der Seiten deß Meers haben.

Zu Versicherung der Kauffmanschafft/und damit dieser Orth in den Stand gebracht würde/daß er sich vor den Anläuffen der Wilden/ und den Einfällen anderer Feinde nit zu fürchten hätte/haben die Herren Lampsin daselbst 3. Festungen bauen lassen/die jetzunder sehr wohl verwahret/und zur gnüge mit groben Geschütz und allen andern Kriegs- und Lebens-Mitteln versehen sind / welche die Einwohner in der Ruhe zuversichern/die auffrürische Gemüther in der Pflicht und Schuldigkeit zuerhalten/ und den Mißgöñern deß Ruhms dieser Wohn-Stätte einen Schrecken einzujagen / nöthig seyn. Die vornehmste dieser Festungen / wo der Herr Guvernör seine gewöhnliche Wohnung hat/ist bekant unter dem Namen Lampsinbergen/zum Unterscheid der andern/welche ge-

gemeiniglich Beveren und Belleviste genennet werden.

Die erste ist auff einen schönen Hügel erbauet/ welcher ohngefehr 50. Schuh hoch ist/ auf dem Land Lampsin-Bage genant / allwo auch der Grund zu einer Statt geleget worden / welche den Namen der Herren dieser Insel führet/ und allbereit mit einer schönen und grossen Gasse außgezieret ist/ in welcher man eine Kirche und viele annehmliche Wohnhäuser mit Ziegeln bedecket/ siehet/ deßgleichen sehr grosse und starck gebaute Proviant-Häuser / und andere zierliche Statt- und Privat-Gebäue/ welche außwendig schön anzusehen/ und inwendig sehr bequem sind. Diese Festung ist mit vier Bollwercken umbringet/ auff derer jeglichem eine Stellung unterschiedlicher grober Stück Geschütz/ welche die Statt und das angrentzende Feld beschützend / alle Schiffe so diesen Orth zu berühren/ oder ohne erlangte Erlaubnüß Volck an Land zusetzen sich erkühnen / beschiessen können.

Diese vier Bollwerck begreiffen in ihrem Bezirck das Wacht-Hauß/ das mit allerhand guthen Waffen außgerüstete Zeug-Hauß / das Hauß deß Herrn Guvernörs/ und die Wohnplätze der Officirer und Soldaten / so daselbst in Besatzung liegen.

Die andere Festung Beveren genant / liegt auff einem Felsen/ dem man/ zu welcher Seiten man es gleich versuche / nicht beykommen kan/ über das ist sie von dem Meer und einem

Fluß

ß süsses Wassers benetzet/welche einen wei-
und tieffen Graben in gestalt eines halben
nds umb sie machen. Dieser platz ist so
theilhafftig gelegen/ daß nach dem Urtheil
: derer / die sich auff die Festungs Bau-
ist verstehen / man solchen mit geringem
osten in den Stand bringen könte / eine
chtige Armee auffzuhalten: weil sie / über
daß sie von keinem anstosenden Berg oder
he kan beschossen werden / auch auff einen
hen Felsen erbauet/ der wegen seiner natür-
en Härte und der umgebenden Wassern we-
untergraben noch gesprenget werden kann.
er zu kommet noch/ daß wo man in dieselbe-
ein will/ man über den Fluß setzen / unnd
ch einen kleinen Weg welcher in den Felsen
auen/ hinauff steigen muß/ welcher so enge
daß ihrer zween nebeneinander nicht gehen
nen/ also daß die Soldaten / so den Orth
wahren/ diesen Paß ohne grosse Müh be-
ützen/ und den Zugang verwehren können.
e ist gleichfalls mit groben Geschütz verse-
welche von 15. biß 18. Pfund schiessen/ und
Ree und alle umliegende Oerther in Sicher-
t halten. Hart bey diesem Platz ist ein Vor-
irg/ welches eine halbe Insel macht / auff
lcher man willens ist eine andere Statt/
ter dem Namen neu Flissingen zu bauen.
Die dritte Vestung / welche man Bellevitte
net/ bestehet in einer Reduyten/ welche zwi-
en zweyen Spitzen gebauet / deren die eine
ron/ die andere Sable genennet wird. Man

 hat

hat vor kurtzer Zeit diese kleine Festung geba
et/auß Ursach den Einfall der Jndier in
Jnsel an diesem Orth dadurch zuverhinder
Dann ob wol die Herren Lampsin begehre
daß ihre Unterthanen in gutter Vertraulig
mit diesen Barbaren leben/damit sie besänf
get/ und zu der Erkäntnuß Gottes gebra
würden/durch alle gelinde Wege und Chr
liche Liebe/so wollen sie doch nicht/ daß sol
ohne begehrte und erlangte Erlaubnuß deß
Guvernörs an Land setzen.

Was heutigen Stand dieses Orths betri
so berichten uns die letztere Zeitungen/so da
kommen/ daß schon bey 1200. Einwohner
daselbst befinden/welche entweder mit Tab
oder mit Jngber/oder Baumwolle / oder
dig/ oder den köstlichen Rohren / darauß
Zucker gemacht wird / umbgehen und dies
pflantzen/und allbereit sechs schöne Müh
haben/ auff welchen sie diese Zucker-Rohr
stossen/und den Safft herauß pressen. S
auch gewiß/daß die Schiffe / so kürtzlich
diesem Orth gekommen / zu Flissingen in
Herren Lampsin Hauß/da sie ihre Güther
legen/eine zimliche Menge allerhand Wah
welche in dieser Jnsel eingebracht word
außgeladen haben: die nach Außsage verst
diger Leute/vor so trefflich und gut gehal
worden / als einige andere von dergleich
Gattung / die bißher auß America komm
sind.

Es ist wohl zu glauben / daß die Güthe und Fruchtbarkeit deß Bodens in dieser Insel zu en trefflichen Kräfften und Vollkommenheit ieser Wahren viel thut: doch muß man auch en Fleiß und Geschickligkeit der Einwohner ieses Neuen Walcheren rühmen und loben/ velche/weil sie von Natur sehr arbeitsam sind/ nd ihrer Sachen wohl warnehmen/also auch ehr sorgfältig sind nichtes zu unterlassen / von llem den jenigen was ihrem lieben Orth zum Ruhm gedeyen / und demselben ein gutes Lob ey den Kauff-Leuthen erwecken und erhalten nag.

Was das Regiment dieser Insel belanget/ o wird die Gerechtigkeit unnd Policeywesen nit aller Billigkeit / Sanfftmuth und Gelin-digkeit/so man wünschen möchte/werwaltet/ durch einen weisen Rath / welchem der Herr Guvernör vorsitzet. Dieser Rath bestehet auß einem Bürgermeister / 5. Schöffen und den vornehmsten Kriegs-Bedienten / welche alle Streithändel/ so unter den Einwohnern ent-springen / geschwind und ohne langen Auff-schub nach den guten Gesetzen und alten Ge-wohnheiten der vereinigten Provintzen schlich-ten und richten.

Die Kirchen beyder Sprachen/ so wol Nie-derländischer als Welscher / so sich GOtt da-selbst gesamlet/sind mit ihren Pfarrherrn/ El-ter-Männern und Helffern versehen / eben wie die Kirchen der Vereinigten Niederlanden/ welchen diese einverleibet sind/ unter der Ver-

waltung gleicher Kirchen-Disciplin/und Aufsicht ihrer geistlichen Versamlungen.

Letzlich das gemeine Stattwesen betreffend/ so wird kein Müssiggänger oder unnutzes Maul in dieser kleinen Republic/ so wenig als unter den Bienen/geduldet: sondern gleich wie die Faulheit/durch welche der Leib und das Gemüth verrostet/ durch ein unwiderruffliches Gebot von hier verbannet; also werden hergegen die süsse und angenehme FeldArbeiten/ und allerley löbliche Verrichtungen/welche zu Unterhalt der Kauffmanschafft dienen/ hier auffgenommen und mit Ruhm getrieben/ so wohl als bey den geschicktesten Völckern/derer Geschichte biß auff uns kommen sind.

II.

Von der Insel Granada.

Diese Insel/welche 12. grad und 16. minuten hoch disseits deß Æquaroris gelegen ist/ fängt eigentlich den halben Kreiß der Antillen an. Man sagt daß sie sieben Frantzösische Meilen lang/ in der Breite aber ungleich seye/sie erstrecket sich gegen Norden und Suden in Gestalt deß zunehmenden Mondes. Die Frantzosen haben sich vor ohngefehr sechs Jahren da niedergelassen. Bey ihrer Ankunfft hatten sie viel mit den Caraibern zu schaffen/ welche ihnen etliche Monath lang die ruhige Besitzung dieser Insel mit Gewalt der Waffen strit-

strittig machten. Endlichen aber hat der Herr Parquet Königlicher Guvernör auff der Jnsel Martinino / der auff eigene Unkosten die Bewohnung dieses Orths unterfangen/dieselbe dahin gebracht / daß sie ihm den Orth frey gelassen / in Absehen ihres eigenen Nutzens/ welcher vornemlich auff diesen grossen Vortheil gegründet/den sie auß der Nachbarschaft der Frantzosen haben würden/die ihnen in allen Nöthen mit Hülff würden beyspringen.

Die Erde daselbst ist sehr geschlacht allerhand gewöhnliche Speisen des Lands hervor zubringen/ deßgleichen Zucker Rohr/ Jngber und trefflichen Tabeck. Die Lufft ist sehr gesund. Der Orth ist mit vielen quellen süsses Wassers / und guthen Reen vor die Schiffe versehen. Es gibt auch daselbst eine grosse Menge schöner Bäume/ derer etliche herrliche Früchte zu essen tragen / andere aber zum bauen der Häuser sehr dienlich sind. Die Fischerey gehet auff allen Seiten wohl an/ und können die Einwohner/ so wohl was das fischen als jagen anlangt / bey drey oder vier kleine Jnseln/ welche man Granadin nennet/ und gegen Nord-Ost dieses Landes liegen/ durchsuchen. Der Herr le Conte Haupt-Mann auff Martinino, ist der erste Guvernör dieser Jnsel gewesen / welchem der Herr von Vaumeniere im Ampt nachgefolget. Er hat unter seinem Befelch über 300. wohl versuchter Leuthe / welche meistentheils in anderen Jnseln sich schon auffgehalten / und wohl auff

den Feldbau und die Waffen verstehen/ damit sie zur Zeit der Noth den Anläuffen der Wilden/ und aller deren die sie in ihrer Ruh an diesem schönen Orth zu verstören begehrn/ widerstehen/ und dieselbe abtreiben können.

Der Graff von Serillac als er zu Paris und anderstwo die Trefflichkeit dieses Orths vernommen / hat solchen vor weniger Zeit dem Herrn Parquet abgekaufft/welches dan guthe Hoffnūg macht/ daß dieser Orth/der in so guthe Hände kommen ist/ in kurtzer Zeit zimlich volckreich/und wegen Menge der Wahren damit er andere örther versehen kann / sehr berühmt seyn werde.

III.

Von der Insel Bekia.

Diese Insel liegt 12.grad und 25. Minuten von dem Æquatore ab. Sie hat 10. oder 12. Frantzösischer Meilen im bezirck/ und würde wohl fruchtbar genug seyn / wann sie gebauet würde. Es hat daselbst einen guthen Hafen vor die Schiffe / darinnen sie vor den Winden versichert liegen können: weil sie aber mit süssem Wasser nicht versehen / wird sie selten besucht/ohn allein von etlichen Caraibern der Insel S Vincentii, welche zu weilen daselbst zu fischen pflegen/ oder ihre kleine Gärten/ die sie zur Lust hin unnd wieder haben/ bauen.

IV.

IV.

Von der Insel S. Vincentii.

DIese Insel ist unter allen denen so die Caraiber besitzen am volckreichsten. Sie liegt von dem Æquatore 16. grad hoch gegen Norden zu. Die jenige so die Insel Ferró, welche unter die Canarien Inseln gehöret/gesehen haben/sagen daß diese Insel derselben an Gestalt gleich seye. Sie ist beylaufftig 8. Frantzösischer Meilen lang und 6. breit.

Die Erde ist mit vielen hohen Bergen erhaben / zu deren Füssen es Ebene giebet / die fruchtbahr gnug seyn wurden / wo man sie bauete. Die Caraiber haben daselbsten viel schöne Dörffer/ allwo sie herrlich und in grösser Ruch leben. Und ob sie wohl allezeit den Frembden mißtrauen und ihrer Schantze wohl wahrnehmen / wann dieselbe auff ihre Ree kommen/ so schlagen sie ihnen doch nichts ab von ihrem Brod/ Cassave genannt / Wasser/ früchten unnd andern Speisen so bey ihnen Wachsen / wann solche derselben benöthiget sind : Doch daß sie einen Tausch treffen / und ihnen dagegen Messer / Heppen / Axte / oder ander Eisenwerck / welches sie gern an sich handlen/ geben.

Weil dieser Orth unter allen Antillen die die Caraiber innen haben / der näheste ist an dem festen Lande/ wo die Arovager ihre unversöhnliche Todfeinde wohnen/ so pflegen sie gemei-

nig-

niglich den allgemeinen Musterplatz ihres Volcks allda zuhaben / wann sie willens sind dieselbe anzugreiffen. Auß dieser Insel sind auch die stärckſten Leuthe kommen / welche zu underschiedlichen mahlen in die Frantzösische und Engeländische neue angerichtete Wohnplätze eingefallen unnd dieselbe außgeplundert haben / wie wir an seinem Orth davon melden wollen.

V.

Von der Insel Barbudos.

DIese Insel ist gelegen zwischen den 13. und 14. grad auff der Nord Seiten deß Æquatoris, gegen Osten der Inseln S. Luciæ und S. Vincentii. Die Engelländer welche von dem Jahr 1627. her daselbst gewohnet / halten ihren umbkreiß ohngefehr auff 25. Meilen. Sie hat mehr eine lange als breite Gestalt: In dieser Insel ist nur ein einig Bächlein / das man einen Fluß nennen könte: doch weil die Erde fast allenthalben gleich und eben ist / hat sie an vielen Orthen Fischerweyher und Behälter süsses Wassers / welche den Mangel der Springröhren und Flüsse ersetzen. So hat auch der gröste Theil der Häuser Cisternen / und Ziehbrunnen / welche niemahls vertrucknen.

Als man von Anfang dieses Land bauete / hielte man nicht gahr viel von dem Grund: aber

der die Erfahrung hat das Gegentheil erwiesen/ und ist derselbe so geschlacht zu dem Taback/ Jngber/ Baumwoll/ absonderlich aber zu den ZuckerRohren befunden worden/ daß sie nach der Jnsel S. Christophori von den Kauffleuthen am meisten besucht wird/ und die volckreichste unter allen Antillen ist. Von dem Jahr 1646. an hat man daselbst ohngefehr 20000. Einwohner gezehlet/ ohne die Leibeigene Mohren/ welcher Anzahl vor weit grösser gehalten würde.

Es sind viel Oerther in dieser Jnsel die man mit gutem Fug Stätte nennen kan: weil man daselbst viele schöne/ lange und breite Gassen siehet/ welche zu beyden Seiten mit schönen Häusern gezieret/ wo die vornembste Bedienten und Einwohner dieses nahmhafften Wohnplatzes sich auffhalten: Wann man diese Jnsel gesampt betrachtet/ würde man sie vor eine einige grosse Statt halten/ weil die Häuser so gar weit nicht voneinander entlegen. So sind auch viele derselben auff Engelländische Manier wohl gebauet: Die Kram-Läden sind mit allerhand Wahren versehen: Es werden auch daselbst Messen und Märckte gehalten: Und ist die gantze Jnse/ gleich wie die grosse Stätte/ in viele Pfarren abgetheilet/ deren jede eine schöne Kirche hat/ da die Pfarrherrn/ so daselbst in grosser Zahl sind/ den Gottesdienst verrichten.

Die vornehmbsten Einwohner dieser Jnsel haben sich daselbst fest gesetzet/ und befinden sich

sich so wohl / daß sie selten diesen Orth verlas-
sen/ und sich anderwerts begeben. Darüber
sich dann nicht zuverwundern/weil sie häuffig
alle Erfrischungen haben/ so auß Europa mö-
gen gebracht werden / dabeneben auch unzeh-
lich vieler Annehmligkeiten / die diese neue
Welt hervor bringt/ geniessen.

Wir haben auch Nachricht / daß die Leute
daselbsten so zugenommen / daß der Orth vor
die grosse Menge der Einwohner zu enge wor-
den/und sie daher gezwungen andern Platz zu
suchen/ und in dem Mittägigen festen Lande
Americæ eine neue Wohnung auffgeschlagen/
welche von Tag zu Tag wächset/ mit grossem
Nutzen und Erleichterung dieser Insel/davon
diese neue Völcker herkommen.

Diese Insel ist uberall berühmt / wegen der
grossen Menge deß herrlichen Zuckers/ den mã
nun viele Jahr her daselbst bereitet: Es ist
zwar derselbe nicht so weiß/ als der so anderst-
woher komt / aber doch wird er von denen so
ihn läutern/ höher gehalten/weil er schön kör-
nicht ist / weniger unreines in sich hat/ und
also nach der Säuberung vielmehr übrig blei-
bet.

VI.

Von der Insel S. Luciæ.

DIe Frantzosen nennen diese Insel gemei-
niglich Sainte Alousie, sie lieget unter den
13. grad und 40. minuten disseits deß Æ-
qua-

uatoris. Vor diesem wurde sie von etlich we-
igen Indigern nur bewohnet/welche mit dem
Fischfang/der daselbst sehr reich ist / sich belu-
igten: Doch sind vor kurtzer Zeit die Fran-
osen von der Insel Martinino kommen/ ihnē
Gesellschafft zu leisten. Es hat in dieser Insel
ween uberauß hohe und gähe Berge / welche
nan sehr weit siehet / und sie die Pitons der
Insel S. Luciæ zu nennen pflegt; unten an
iesen Bergen hat es schöne und annehmliche
Thäler/ welche mit grossen Bäumen bedecket
nd mit Wassern befeuchtet sind. Man hält
avor / daß die Lufft daselbst gesund und der
Boden fruchtbar seye / wann der Ort nur et-
vas mehr/als er itziger Zeit ist/wird entdecket
eyn.

Der Herr Rosselan hat den Frantzösischen
Wohnplatz daselbst angerichtet / unter dem
Befelch deß Herrn Parquet / der ihn vor sei-
en Statthalter dieses Orths erwehlet; und
ls er in diesem Ampt/welchem er wohl vorge-
tanden/ verstorben/ ist Herr Breton von Pa-
iß an seine Stell kommen.

VII.
Von der Insel Martinino.

DJe Indier nenneten diese Insel Madani-
na/ aber die Spanier haben ihr den Na-
nen geben / den sie noch jetzund hat. Sie ist
4. grad und 30. minuten hoch disseits deß Æ-
quatoris. Es ist ein schön und grosses Land/
wel-

welches ohngefehr 16. Frantzösische Meilen
lang ist / von ungleicher Breite / und in dem
Umkreiß 45. gedachter Meilen begreifft. Heuti-
ges Tages ist sie eine von den vornehmsten und
volckreichsten Inseln der Antillen.

Die Frantzosen und Indier bewohnen diesen
Orth / und haben daselbst lange Zeit in guter
Vertrauligkeit beysammen gelebet. Der Herr
Barquet / deß verstorbenen Herrn Desnambuc
Enckel / der den Anfang zu den Frantzösischen
Wohnungen / die sich in den Antillen außge-
breitet / geleget hat / wie wir hernach berichten
wollen / ist allda Königlicher Guvernör / und
hat vor etlichen Jahren die Herrschafft daselbst
erlangt.

Sie ist unter den Antillen die allerzerrissen-
ste / das ist / am meisten mit sehr hohen Bergen
erfüllet / und unwegsamen Felsen durchschnit-
ten. Was von gutem Land ist / bestehet theils
auß Mornes / welches runde erhabene Oerther
sind / von den Einwohnern also genennet;
Theils auß Hügeln / so überauß schön sind / (in
der Insel Sprach werden sie Cotieres genant)
und Theils auß etlichen Ebenen und Thälern /
welche sehr annehmlich sind.

Die Berge sind gantz und gar unbewohnet /
und sind der wilden Thiere / und Schlangen /
deren es da sehr viel gibt / ihr Auffenthalt.
Diese Berge sind mit schönen Wäldern be-
decket / welche Bäume in der Dicke und Höhe
die unsern weit übertreffen; und Früchte und
Beer-

Beerlein tragen/ davon die wilden Schweine
nd Vögel sich nehren.

Was die Mornes und Hügel betrifft / sind
e meistentheils bewohnet / und haben guten
Grund/ welcher doch sehr mühsam zu bauen:
Dann man findet deren die so hoch und gähe
nd/daß man schwerlich ohne Gefahr daselbst
rbeiten kan / oder zum wenigsten muß man
ch mit der einen Hand an einer Taback Sten-
el/oder Ast eines Baums halten / daß man
mit der andern arbeiten könne.

Der Taback/ so an diesen erhabenen Orthen
wächset/ ist allezeit besser / und wird höher ge-
chtet / als der so in den Thälern und Grün-
en wächst / welche der lieblichen Gegenwart
er Sonnen so nahe nicht geniessen. Dann
er Taback / der an diesen Orthen gesamblet
wird/ ist allezeit voll gelber Flecken/ als wann
r verbrant wäre / und hat keinen guten Ge-
chmack/ läst sich auch nicht lang auffhalten.
Diese versträmpffte Oerther sind auch sehr un-
esund/ die so da arbeiten/bekommen eine böse
Farbe/und die neue Ankömlinge/so dieser Luft
icht gewohnet / werden daselbst viel ehe von
em Magenwehe / welches so gemein in diesen
Inseln ist/ als an andern Orthen geplaget.

Gleichwie es zweyerley unterschiedene Völ-
ker in diesem Land hat / also ist dasselbe auch
unter eine und andere getheilet / nemlich unter
ie Indier/die dieses Lands rechte Einwohner
ind/uñ die Frantzosen/welche im HeuMonat
deß Jahrs 1635. daselbstē zu wohnen sich nied-
ge-

gelassen unter kluger Anleitung deß Herrn Desnambuc/welcher sie von der Insel S. Christophori geführet / und in ruhige Besitzung dieses Orths gesetzet/ und nachdem er sie mit allen zu ihrem Unterhalt und Versicherung gehörigen Sachen versehen/ hat er ihnen den Herrn du Pont hinterlassen/ daß er als sein Statthalter daselbst commandiren solte.

Das Theil der Insel so von den Indiern bewohnet ist/ist all an einem Orth begriffen/und wird ohn andern Unterscheid das Cabes-Land genennet.

Was den Orth betrifft den die Frantzosen innen haben/ welchen man das NiedereLand nennet/ ist derselbe in fünff Theil abgetheilet/ nemlich in die Hütte deß Schiffers/die Hütte Capot/Carbet/ S.Peters Schantz / und den Prediger. In einem jeden Theil hat es eine Kirch/ oder zum wenigsten eine Capell / ein Wachthauß und Munsterplatz / umb welchen man viele schöne und grosse Häuser erbauet/ die Wahren so von andern Orthen hieher gebracht / und die so in der Insel gesamlet werden/ darein zuverschliessen.

Das Theil der Hütten deß Schiffers / ist von einem Hauptmann der Wilden also genennet worden/welcher vor diesem daselbst gewohnet/und den Namen deß Schiffers/so ihm die Frantzosen gegeben / zu führen sich vor eine Ehre hielte. Er war deß Herrn Parquet grosser Freund/und eben der jenige/der ihme seiner

Leute

eute Vorhaben / so sie gegen die Frantzosen
hmiedeten / stetig hinterbrachte.

In dem Theil der Hütten Capot / hat es ei-
e sehr schöne Savanne, (also nennet man die
Viesen und Weyden in den Inseln) welche
uff einer Seiten mit dem Fluß Capot genant /
uff der andern mit vielen schönen Häusern
mbschlossen.

Das Theil Carbes hat diesen Namen von
en Caraibern behalten / welche vor Zeiten an
iesem Ort ihrer schönsten Dörffer eins hatten /
nd eine schöne Hütten die sie Carbet nenneten /
velchen Namen sie noch jetzund allen den Or-
hen geben / da sie ihre Versamblungen halten.
Der Herr Guvernör hat eine lange Zeit diesen
ustigen Orth mit seiner Behausung gewürdi-
et / so von gebranten Steinen erbauet / nicht
veit von der Ree / nah an dem Musterplatz / in
inem schönen Thal / welches ein grosser Fluß /
er von den Bergen fällt / befeuchtet. Die
Indier / die dergleichen Gebäue von so fester
Materi noch nicht gesehen / betrachteten es an-
angs mit grosser Verwunderung / und nach-
em sie versuchet / ob sie es mit den Schultern
ewegen könten / musten sie gestehen / daß / wann
lle Häuser also gebauet wären / ihnen die gros-
e Sturmwinde Ouragan genant / nicht scha-
en würden.

Dieses Hauß ist mit vielen schönen Gärten
umbgeben / welche mit fruchtbaren Bäumen
besetzet und allerhand Raritäten deß Landes
gezieret sind. Als aber der Herr Guvernör
sich

sich vor ohngefehr zwey Jahren an dem Orth da dieses Hauß gelegen / übel befande / hat er solches verlassen / und den Jesuiten / nebenst andern schönen Wohnungen die darzu gehören / nnd vielen Leibeigenen Mohren / so die Gärten bauen / verehret.

Die S. Peters Schantz ist der Orth / da jetziger Zeit der Herr Guvernör wohnet. Es hat daselbst eine sehr gute Battery von vielem groben Geschütz / so theils auß Metall / theils auß Eisen gegossen.

Diese Schantz beschiesset die gantze Ree. Ein Steinwurff von deß Herrn Guvernörs Behausung / ist das schöne Hauß der Jesuiten / an dem Ufer eines anmuthigen Flusses gelegẽ / weßwegen dann solcher der Jesuiten Fluß genennet wird. Dieses treffliche Gebäu / welches im fall der Noth vor eine Festung dienen könte / ist von gehauenen und gebranten Steinen / sehr starck / und so zierlich erbauet / daß sich die Augen kaum genug dran ersehen können. Die Eingänge sind sehr schön / und hat zuringst herumb herrliche Lust- und Baum-Gärten mit allen trefflichsten Sachen / so diese Inseln hervor bringen / angefüllet / deßgleichen vielen Pflantzen / Kräutern / Blumen und Früchten / die auß Franckreich dahin gebracht worden. Ja es hat auch daselbst einen Weingarten / welcher gute Trauben / darauß man Wein gekeltert / in grosser Menge träget.

Das Prediger Theil begreifft eine grosse Ebene

bene/und viele hohe Berge in sich/an welchem man schöne Häuser in grosser Anzahl gebauet siehet.

Zwischen dem Cabes-Land und dem Niederen Land ist ein enger Orth / wo man viel Bäume findet / welcher Holtz sehr gut ist den Taback darauff zu ziehen. Man bringet daselbsten auch die Rohr her / die man umb die Hütten als Palisaden setzet/ deßgleichen Mahot / dessen Rinde zu vielen Sachen in der Haußhaltung dienlich ist.

Der gröste Theil der Häuser in dieser Insel sind von Zimmerwerck auffgerichtet / sehr bequem/und haben ein schönes Ansehen: Die vornehmste derselben sind auf die erhabene Oerther / welche die Einwohner Mornes nennen/ gebauet. Diese vortheilhafftige Gelegenheit dienet sehr zu der Gesundheit der jenigen / so daselbst wohnen / dann die Lufft ist bey ihnen reiner und lauterer als in den Thälern. So vermehret auch diese Gelegenheit die Schönheit aller dieser Wahnungen umb ein mercklisches / indem sie dem Gesicht eine artliche perspectiv zeiget.

Die beste Ree dieser Insel ist zwischen Carbet und der Peters-Schantz. Sie ist viel besser verwahret als die andern in den benachbarten Inseln/ weil sie auff die helffte mit hohen Bergen umbgeben/ so die Schiffe daselbst vor den Winden versichert halten.

Zwischen der Schiffers-Hütten / und dem Büsen / welchen man gemeiniglich die Enge

der Saltzgruben nennet / liegt ein Felß eine halbe Meil-Wegs in das Meer hinein / der Demant genant / wegen seiner Gestalt / darauff sich die Vögel in grosser Menge auff-halten / absonderlich die Ringeltauben / so daselbst zu nisten pflegen. Es läst sich sehr übel zu diesem Felsen kommen: doch wird solcher zuweilen besucht / vornemlich zu der Zeit / wañ die junge Ringeltauben gut zu essen sind.

Es liegt auff eben der Seiten / wo der Demant-Felß stehet / ein Orth in Gestalt eines engē Weges oder Busens / wo man die Schiffe hinführet / daß sie daselbst außruhen / und gebessert werden / indem man sie auff die Seite wendet / biß man den Kegel sehen könne. Das Meer ist an diesem Orth allzeit still; doch ist keine gute Lufft da / und werden die Schiffleuth gemeinlich von Fiebern angegriffen / welche doch nicht sonderlich gefährlich sind / weil solche meistentheils bey Veränderung deß Orths die Krancken verlassen.

Ohne die Bäche / welche zur Regenzeit mit Ungestümm sich ergiessen und überlauffen / werden noch biß auff neun oder zehen sonderbare Flüsse in dieser Insel gezehlet / welche niemahls vertrocknen. Sie entspringen auß der Seiten / oder unten auß den höchsten Bergen / von dannen sie ihr Gewässer zwischen den Thälern fortwaltzen / und nachdem sie das Land benetzet / in das Meer fallen. Die Oerther so diesen Flüssen nahe gelegen / stehen offt Gefahr uñ Ungelegenheit auß / weil sie zur Zeit ihres Uberlauf-

lauffens die Bäume mit der Wurtzel außhebē/ die Felsen einreissen / die Felder und Gärten verwüsten/ ja zum öfftern die Häuser die auff der Ebene gebauet/ und alles was sich ihrem gewaltigen und ungestümen Lauff widersetzet/ mit sich zu grund stürtzen. Welches dann die Einwohner dieses Orths bewogen/ ihre Wohnungen auff der Höhe der kleinen Berge zu nehmen/ oder an der Seite der erhabenen Oerter/ mit welchen ihre Insel häuffig besetzet: Dann daselbsten stehen sie vor der Uberschwemmung deß Gewässers gesichert.

Das merckwürdigste an diesem Orth ist die grosse Menge der Einwohner/ so sich daselbst niedergelassen/ und das Land bauen/ und sagt man daß deren Zahl jetziger Zeit von neun biß zehen tausend Personen sich belauffe/ ohne die Indianer und Leibeigene Mohren/ welche fast in gleicher Anzahl sich befinden. Das gelinde Regiment nnd der vortheilhafftige Läger dieser Insel thut viel zum Untethalt und Zunehmung dieser grossen Menge Volcks. Dann fast alle Frantzösische uñ Holländische Schiffleute/ die in Americam fahren / richten ihren Lauff also an / daß sie diese Insel vor allen andern/ welche ihnen weiter auß dem Weg gelegen/ zu Gesicht bekommen/ und daselbst anländen mögen/ und so bald sie auff der Ree dieses Orths für Ancker liegen/ umb daselbst ihrer nöthigen Erfrischung zu pflegen/ setzen sie die bey sich habende reisende Leute an Land/ es sey dañ daß sie außdrücklich verbunden sind solche noch

weiter mitzunehmen. Es ist auch offt geschehē daß gantze Geschlechter/so auß Franckreich gereiset/deß Vorhabens sich in andere Inseln/ welche noch weiter als diese gelegen / und ihr an guter gesunder Lufft und Fruchtbarkeit deß Erdbodens im geringsten nicht weichen/ zubegeben/ auff dem Meer ermüdet und verdrossen worden/und sich daselbst niedergelassen/damit sie nicht von neuem so vielen Gefährligkeiten/ Widerwillen und andern Ungelegenheiten / welche diese langwierige und verdrießliche Reisen unauffhörlich begleiten/ sich unterwerffen möchten.

Unter so grosser Menge Volcks / die diesen Ort bewohnen/ befinden sich viele vornehmes Standes und Würden/ welche nach deme sie ihre Dapfferkeit in Frantzösischen Kriegsdiensten zur gnüge sehen lassen / und zum öfftern dem Feind mit grossem Ruhm unter Augen gangen/nunmehr ermüdet diesen angenehmen Orth zu ihrer Ruhestätt erwehlet haben. Der Herr von Gourfolas, General Lieutenant deß Herrn Gouvernörs/hat sich daselbsten vor allen sehr berühmt gemacht; seine kluge Anordnung/Leutseligkeit und dienstwilliges Gemüt haben ihm die Gunst aller Einwohner dieser Insel erworben / und ein Ansehen bey allen Frembden so hier ankommen/zuwegen bracht. Der Herr le Comte, und der Herr de l' Oubiere werden unter den vornehmbsten Bedienten sehr hoch geachtet. Der Herr du Coudré hat daselbst lange Zeit das Richter-Ampt/ in Civil und

und criminal-Sachen / mit grossem Belieben der untergebenen/ verwaltet.

Im Anfang der Beschreibung dieser Insel haben wir mit fleiß angemercket/ daß die Frantzosen und Indier lange Zeit daselbst in guter Vertrauligkeit untereinander gelebet: Dann wir sehen auß den Zeitungen/ die uns vor kurtzer Zeit zugeschicket worden / und den Stand dieser Insel berichten/ daß die Caraiber daselbst nun bey nahe vier Jahr mit den unsrigen in offenem Kriege stehen; Auch von der Zeit an zu unterschiedenen mahlen in unsere Plätze eingefallen; und daß sie weder die hohe Berge/ noch die gefährliche und gähe Abgründe / noch die grosse und abscheuliche Einöden/ welche man biß daher vor eine Vormaur und unüberwindlichen Schutz / so die Länder dieser beyden Völcker voneinander scheiden/ gehalten/ habē abhalten uud verhindern können/ daß sie unsere Leute nicht mit Ungestümm überfallen hätten/ und an etlichen Orten mit Brennen / Morden und Bewüsten biß mitten in ihre Wohnungen eingedrungen wären/ ja alle Grausamkeit/ die sie auß Rachgier ersinnen mögen/ verübet/ damit sie ihrer Unsinnigkeit ein Genügen thäten/ und ihre viehische Begierden ersättigten.

Von der Ursach dieser Trennung wird unterschiedlich geredet. Etliche schreiben es dem Mißfallen zu/ den die Caraiber daher geschöpffet/ weil der Herr Parquet wider ihren Willen auff die Inseln Granada und S. Luciæ Volck gebracht/ daß sie sich daselbst setzen solten; oder/

weil man nicht gehalten was man ihnen versprochen/ als man sich dieser Oerther bemächtiget/ nemlich daß man ihnen zur Vergeltung die beste und angenehmste Wahren geben wolte/ die sich biß auff 2000. Pfund und mehr belauffen solten. Andere sagen/ daß sie deßwegẽ zu den Waffen gegriffen / damit sie den Todt etlicher der ihrigen/ so auff der Insel S. Vincentii gewohnet/ rechen möchten/ von welchen sie geglaubet/ daß sie ihnen mit dem vergifftetẽ Brandwein/ den sie von der Insel Martinino bekommen/ seye vergeben worden.

So bald dieser Krieg angekündet gewesen/ und die Caraiber durch ihre Einfälle nach Gewonheit einen von unsern Orthen in etwas verderbet; haben alsobald die Neider unserer rühmlichen Wohnstätten und deroselben Fortgang und Befestigung / ein Geschrey außgesprengt/ daß unsere Leute diese Barbaren nimmermehr bezwingen würden/ und daß die Wilden/ so auff der Insel Dominica und S. Vincentii wohnen / alle ihre Bundsgenossen von dem festen Land dahin bewogen / daß sie gesambter Hand uns bekriegen solten; und / damit sie dieses ihr Vorhaben desto leichter in das Werck setzen / und sich desto mehr verstärcken könten/ so hätten sie selbsten mit den Arovagern ihren alten Feinden einen Frieden getroffen/ und alle diese Völcker so sehr in ihre Händel mit eingemenget/ daß sie entschlossen wären mit der gantzen Macht auff uns loßzugehen / und mit der Menge uns zu überfallen.

Man

Man weiß zwar nicht eigendlich / ob diese
gemeine Verbündnüß / mit deren uns ge-
uet wird / im Werck gewesen seye ; doch ist
viß / daß keine grosse und sonderliche Macht
das Feld gerucket / und daß den Caraibern
n der Insel Martinino / nach dem sie ihre
e Einfälle auff unsere Länder mit einigem
ortheil gethan / hernach ihre Anschläg so ü-
geglücket / und sie so offt von den unsrigen /
t Verlust ihrer vornembsten Häupter / ver-
get und zurück getrieben worden / daß sie
ngefehr vor zweyen Jahren gezwungen ihre
ärten und Dörffer verlassen müssen / und sich
die dunckele Wälder / und auff die Berge
d Felsen / so kaum erstiegen werden mögen /
geben haben.

Also daß die jenige / denen die Stärcke / Er-
orenheit und gute Anstalten der Frantzosen /
diese Insel bewohnen / bekant sind / vor ge-
ß glauben / daß wo diese Barbaren sich noch-
ahlen unterstehen auß ihren Hölen hervor zu
hen / umb mit den Waffen ihr Heyl zu ver-
chen / und sich der grossen Bestürtzung / dar-
nen sie leben / zuentledigen / so werden sie
ß Noth gezwungen werden / entweder diese
nsel gantz und gar zu verlassen / oder alle
edingungen / unter welchen sie den Frieden
chen möchten / einzugehen / und den alten
und / den sie liederlicherweiß gebrochen / von
uem wieder zu bestättigen.

Seither diese Historische Beschreibung zum
stenmal in den Truck kommen / haben wir

völligen Nachricht den heutigen Stand diese
blühenden WohnStätte betreffend erlanget
deßgleichen wie selbige den Krieg mit den Ca
raibern glücklich fortgeführet: Weil wir un
aber schon allbereit zu lang in Beschreibun
dieser Insel auffgehalten/und diese Sach ei
gendlich in dem andern Theil dieses Buchs/s
von den Sitten und Gebräuchen der Einwoh
ner dieser Inseln handelt/gehörig ist/wollē wi
solche mit allen ihren Umbständen dahin ver
sparet haben / und in dem 20. Capitel deß 2
Theils von den Kriegen der Caraiber außführ
licher reden.

Das 3. Capitel.

Von den Antillen-Inseln die sich gegen Norden erstrecken.

Weil aber die Inseln/ so wir in diesem Ca
pitel beschreiben werden/weiter als die vorige
gegen Norden gelegen / als geniessen sie auch
einer temperirten und etwas gelindern Lufft.
Sie werden auch öffter besuchet als die Inseln
Tabago/ Granada / und S. Luciæ; weil die
Schiffe / so auff der Insel Martinino außge
ruhet/und nach der Insel S. Christophori ab
lauffen/ dieselbigen eine nach der andern besu
chen können/und doch auß ihrem Weg zu wei
chen nicht nöthig haben.

1. Von

I.

Von der Insel Dominica.

DJese Insel liegt 15. grad und 30. minuten von dem Æquatore. Man hält davor daß ſie in der Länge ohngefehr 13. Frantzöiſche Meilen/ und in der gröſten Breite etwas weniger begreiffe. Sie hat in ihrer Mitten viele hohe Berge / welche einen Abgrund / zu dem man nicht gelangen kan/ umſchlieſſen / in dieſem Abgrund ſiehet man von der Höhe herab ſonderliche Felſen / deßgleichen unzehlig viel Gewürme von ſchröcklicher Gröſſe und Länge.

Die Caraiber, welche dieſe Inſel in groſſer Menge bewohnen/ haben den jenigen ſo zu ihnen kommen ſind gahr viel zuerzehlen gewuſt von einer groſſen und ungeheuren Schlangen/ die ſich in dieſem Abgrund auffgehalten. Sie ſagten/ daß ſie auff ihrem Haupt einen glänzendē Stein als einen Carfunckel von vnſchätzbahren werth trüge ; daß ſie dieſe ihre reiche Zierde gemeinlich mit einer kleinen zitternden Haut/ gleich den Augenliedern ſo die Augen bedecken/ verberge : wan ſie aber zur Träncke gehe/ oder mitten in dieſem Abgrund ſpielte/ ſo entblöſte ſie ſolche/ und als dann bekämen die Felſen und alles was daher umb wäre einen wunderbahren Glantz von dem Feuer/ das auß dieſer köſtlichen Krohnen hervor leuchte.

Der Cacique dieſer Inſel wurde vor dieſem unter den andern dieſer Völcker am meiſten ge-

ehret. Man ihre gantze Macht / wider die Arovages ihre Feinde von dem festen Landt/zu Feld zuge / führete dieser den Vortrab / und war mit etlichen sonderbahren Merckzeichen/ die er an seinem Leib hatte bezeichnet. Und noch heut zu Tag / wirder unter die Zahl der Fürsten dieser Barbarē gerechnet/welche selbstē ihn so hoch verehren/dz sie ihn oft auf ihren Schultern in einem Sessel tragen / wann er nehmlich ihre Gastereyen und andere offentliche versamlungen mit seiner Gegenwart würdiget.

Wann die Frantzösische Schiffe bey dieser Insel vorbey gehen / siehet man also bald viele Cauots, in deren jeglichem 3. oder 4. Indier auffs Höchste sind / welche herbey kommen/ und die Hauptleuthe der Schiffe bitten/in den guthen Reeden die sie ihnen weysen ihre Ancker aus zuwerffen; oder bieten ihnen auffs wenigste von den Früchten ihres Landes an / die sie mit bringen/und wann sie etliche von den Hauptleuthen und andern Bedienten verehret/ suchen sie die übrige gegen etliche Sachen/ die ihnen gefallen/ Zuverthauschen.

Die jenige / denen diese schöne Insel sonderlich bekand/ versichern uns daß sie unter allen Antillen eine von den besten/ und am würdigsten ist/daß sie gebauet werde / wegen der herzlichen Thäler und grossen Ebenen/ so unten an den anmuthigen Bergen liegen/ welche sie gleichsam mit einer prächtigen Krohne ziehren ; Weil auch dieser Orth mehr als einiger

ande-

anderer mit vielen starcken Quellen erfrischet
ist/ die überauß bequeme Bäche und Flüsse da-
selbst machen. Man hält davor/ daß etliche
vornehme Leuthe versuchen wollen/ die Carai-
ber ehestes dahin zubewegen / daß sie andere/
ihnen in ihrer süssen und stillen Ruh/ deren sie
daselbst geniessen/ Gesellschafft zuleisten / an-
nehmen möchten.

II.

Von der Insel Marigalante.

Man setzet diese Insel gemeinlich 15. grad
und 40. Minuten hoch. Das Land ist
ziemlich eben und mit Wäldern erfüllet/
welches ein Anzeig ist daß es nicht unfrucht-
bahr seyn wurde/ wo man es bauete. Sie ist
allezeit von den Indiern besuchet worden / so
wohl wegen deß Fischfangs/ als Bauung der
kleinen Gärtlein/ so sie daselbst haben.

Die letzte Zeitungen/ so wir auß den Antil-
len bekommen/ bringen mit/ daß der Herr D'
Houel, Gouvernör auff Gardeloupe / diese
Insel erst neulich mit Volck besetzet / und da-
selbst eine Schantz bauen lassen/ etliche Indier
abzuhalten/ die sich diesem seinem Vorhaben
widersetzen wolten/ und 20. Mann/ so er vor-
auß dahin geschicket / das Land allgemach zu
erkundigen/ getödtet hatten / daß er auch die-
ses Zufalls wegen ohngefehr 300. dahin abge-
ordnet/ die sich bey Nacht in ein grosses Schiff
das auf der Ree gelegen/ begeben / biß so lang

die Schantze genug befestiget worden. Die Caraiber von der Insel Dominica / umb die Freundschafft mit den Einwohnern in Garde- loupe / als ihren nähesten Nachbaren / zuerhalten / sagen daß sie unschuldig an diesem Todschlag seyen / und haben sie deßwegen bey dem Herrn d'Houel entschuldiget / vorgebend daß solches von ihren Völckern / die auff den andern Inseln wohnen / geschehen.

III.

Von den Inseln / die Heiligen genandt / und der Vögel Insel.

ZWischen der Insel Dominica und Gardeloupe / sind drey oder vier kleine Inseln sehr nah aneinander gelegen / welche man insgemein die Heiligen nennet. Sie sind in gleicher Höhe mit der Insel Marigalante / gegen Niedergang gelegen / und biß daher wüst und unbewohnet.

Die Vögel-Insel erstrecket sich noch weiter als die Heiligen-Inseln gegen Niedergang. Man setzet sie 15. grad und 45. Minuten über den Æquatorem. Sie wird also genennet wegen Menge der Vögel / die daselbst biß auff dẽ Sand und an dem Ufer deß Meers nisten. Diese Vögel sind meistentheils leicht mit dẽ Händen zufangen / dann weil sie selten Leute sehen / fürchten sie sich nicht sehr. Dieses Land ist so nie-

nieder/daß man es kaum siehet/ man sey dann ziemlich nah darbey.

IV.

Von der Insel Desiderada.

DIese Insel ist von dem Christophoro Columbo also genennet worden/ weil er solche in seiner zweyten Reiß nach America unter allen Antillen zuerst entdecket. Und gleich wie das erste Land dieser neuen Welt von ihm San Salvador genennet worden/ an statt daß es zuvor Guanahani geheissen/ welches eine von den Lucayen-Inseln ist / 25. grad und etliche minuten hoch gelegen: also nennete er diese die verlangte Insel/weil er seinen Wunsch nunmehr erfüllet sahe. Sie lieget bey 10. Meilen von Gardelouppe gegen Nord-Osten zu; und von dem Æquatore 16. grad und 10. minuten. Das Land ist gut genug in dieser Insel/daß man daselbst viel schöne Wohnungen bauen kan; weßwegen man auch hoffet/ daß sie nicht lange Zeit mehr unbewohnt seyn werde.

V.

Von der Insel Gardeloupe.

DIese Insel ist die gröste und eine von den schönsten unter allẽ Antillen die die Frantzosen besitzen. Sie war vor diesem von

den Indiern Carucueira genennet: aber die Spanier haben ihr den Namen geben/den sie jetziger Zeit noch hat. Einige setzen sie gerad unter den 16. grad/andere setzen noch 16. minuten hinzu. Sie hat ungefehr 60. Frantzösische Meilen im Umbkreiß. und bey 9. oder 10. in der Breite an den Orthen/ wo sich die Erde am meisten erstrecket; und ist von einem kleinen Arm auß dem Meer in zwey Theil getheilet/ welcher das grosse Land unterscheidet von dem welches man eigentlich Gardeloupe nennet. Das Theil dieser Helffte so mehr gegen Osten gelegen/heisset Cabes-Land / und das so gegen Westen lieget / das Niedere-Land.

Das Theil so das Grosse-Land genennet wird/hat zwo Saltz Gruben/ worinn sich das Meerwasser in Saltz verwandelt/gleich wie in vielen andern Inseln mehr/ ohn einige Kunst/ allein durch die Krafft der Sonnen geschiehet.

Das Theil so bewohnet wird / ist an vielen Orthen/absonderlich in der Mitten/mit vielen hohen Bergen erhaben / deren etliche mit rauhen und abscheulichen Felsen besetzet / die sich auß den schrecklichen Abgründen / so sie umbfassen/in die Höhe thun; andere sind mit schönen Bäumen bedecket/ welche sie zu allen Zeiten mit einem angenehmen Krantz außschmücken. Zu unterst an diesen Bergen gibt es viele grosse und weite Ebene / die von einer grossen Anzahl schöner Flüsse befeuchtet werden/ welche die Flotte so auß Spanien kommen vor die-

sem gereitzet/daß sie daselbst außgestiegen und Wasser geschöpffet/welches sie zu Vollstreckung ihrer Reise nöthig gehabt. Etliche dieser Flüsse / wann sie sich ergiessen / führen geschwefelte Stäbe mit sich/so durch die Schwefel-Gruben gangen / welche in einem von den berühmtesten Bergen dieser Insel sind/der stets einen Rauch von sich aufsteigen läst / und dahero auch der Schwefel-Berg genennet wird. Es hat auch Brunnen von warmen Wasserquellen/die/wie man auß der Erfahrung gelernet/ sehr dienlich sind wider die Wassersucht/ und alle Kranckheiten so von Kälte herkommen.

So sind auch daselbst zweene grosse Meer-Busem zwischen den zweyen Landen / darinnen die Einwohner der Insel / so sich mit dem Fischen ergetzen/zu jederzeit Schildkroten und viele andere herrliche Fische fangen können.

Dieses Land ist zu erst von den Frantzosen bewohnet worden im Jahr 1635. die Herren du Plessis und de l'Olive haben daselbst als die Ersten mit gleichem Ansehen und Gewalt commandirt. Da aber der erste den siebenden Monath nach seiner Ankunfft verstorben / und der Herr de l'Olive, wegen verlihrung seines Gesichtes/zu der Regierung untüchtig worden/ haben die Herren von der Compagni der Americanischen Inseln sich angelegen seyn lassen diese auffwachsende Wohnstätte / welche über-

herauß verwüstet war/ zu erhalten/ und mit einem Haupt zu versehen das mit Tapfferkeit/ Erfahrenheit und allen Tugenden welche an einem Commendanten erfordert werden/ begabet were. Haben deßwegen ihr Absehen gehabt auff den Herrn Auber/ einen von den Hauptleuthen der Insel S. Christophori, welcher damahls zu Paris sich auffhielte. Es hat hernach die Zeit zur genüge wahr gemacht daß diese Herren niemand besser hetten erwehlen können: Dann diese angenehme Wohnstätte hat ihre Erhaltung und alle wohlfahrt/ dabey sie sich seither befunden/ der vorsichtigkeit und klugen Regierung dieses würdigsten Gouverneurs zudancken/ welcher seinen Eintrit in dieses Ampt beruhmt gemacht durch den Frieden den er mit den Caraibern getroffen/ und viele guthe Anstalten/ die er zu Erleichterung der Einwohner/ und die Insel in desto grösseren Ruhm zubringen angeordnet: wie wir davon außführlichen Bericht im 3. Cap. deß 2. Buchs dieser Historischen Beschreibung geben wollen.

Der Herr d'Houel ist heutiges Tages Herr und Gouverneur dieser Insel: und seither er daselbsten eingesetzet ist/ hat sie ein gantz ander Ansehen bekommen als sie zuvor nicht gehabt/ dann sie hat an Einwohnern zugenommen/ welche viele schöne Häuser daselbst auffgebauet/ und einen so grossen Handel hieher gezogen/ daß sie jetzund eine von den besten und berühmtesten unter den Antillen ist.

Man siehet da schöne Ebene / die man mit dem Pflug umarbeitet und bauet; welches in den andern Inseln nicht geschicht/daher dann der Reiß/ Mays, Manioc, daraus das Cassave gemacht wird/ Patates, ja der Ingber und die Zucker Rohr so trefflich als an einigem andern Orth hervor kommen.

Die Reformirten Prediger Münche besitzen einen Theil von dem besten Land dieser Insel/ auff welchem sie viel schöne Wohnungen auffgerichtet/welche ein grosses eintragen. Diesen guthen Stand/ darinnen sie stehen/ sind sie der grossen Sorgfältigkeit deß P. Raymundi Breton schuldig/ welcher sie in vielen Gefährlichkeiten seinem Orden erhalten hat.

Das Theil der Insel so man das Niedere-Land nennet/ ist mit einer kleinen Statt gezieret/welche alle Tage zunimt. Sie hat schon viel Gassen / so auff beyden Seiten mit einer grossen Anzahl schöner gezimmerter Häuser besetzet / und den mehren Theil zwey Stockwerck haben/ auch sehr bequem gebauet/ und artlich anzusehen seyn. Deßgleichen ist sie auch versehen mit Pfarr-Kirchen/Häuser der Jesuiten und Carmeliten / welche der Herr Gouvernör vor kurtzem dahin beruffen; wie nicht weniger mit vielen grossen Proviant- und andern Häusern / so zu Erhaltung und Bestand dieser Wohnstätte nöthig seyn.

Der Herr Gouvernör wohnet in einem Schloß/ welches nicht weit von der Statt entfernet ist. Dieses Schloß ist sehr fest und

in

in die Vierung gebauet. Die Ecken sind mit Mauer-Anckern verwahret / und mit auffgemaureten Reduten von solcher dicke befestiget / daß sie viele schwere Metallen Geschütze / die daselbst auff der Battery stehen / tragen können. Ein wenig jenseit deß Schlosses ist ein sehr hoher Berg / der ihm verhinderlich seyn könte: aber der Herr Gouvernör / welcher nichtes von allem was zur zierde und Sicherheit seiner Insel gelangē kan / auß der Acht läst / hat Geschutz dahin auff bringen lassen; und damit der Feind dieses Orths sich nicht bemächtigen könne / hat er ein Werck in gestalt einer Burg oder Festung dahin gelegt / welches jederzeit mit Proviant und Kriegs-munition versehen. Er hat auch daselbst Hütten bauen lassen / darinnen die Soldaten so diesen Orth verwahren sich auffhalten / und die den Einwohnern / im fall sie vor dem Feind weichen müssen / vor eine sichere zuflucht dienen können. Das Cabes Land hat auch eine gute Schantze. Sie ist gebauet an einem Orth welches man vor diesem die Hütte der Einäugigen geheissen; und erhält diese gantze Gegend in Sicherung. Man neñet sie die Schantz der H. Jungfrau Mariæ. Deß Herrn d'Houel seine Verwandten / als welche von ihrem Vermögen zu Bestättigung deß Wohnplatzes dieser Insel mit beygeschossen / sind auch zum Theil Herren daselbst / und ihr Gebiet erstrecket sich über das Cabes-Land / welches ihnen in der Theilung zugefallen.

Es

Es haben sich viel vornehme Leuthe in diese Insel begeben / und daselbst eine grosse Anzahl Zucker Mühlen auffrichten lassen. Der Herr de Boisseret ist Ober-Statthalter deß Herrn Gouvernörs. die Herren Hynselin, du Blanc, le Mè, des Prez, und Postel, werden unter den Bedienten und Einwohnern vor die vornehmste gehalten. Der Herr d'Aucourt, ein Mann von sonderbahrer wissenschafft und leuthseeliger Freundlichkeit / verwaltet daselbsten das Civil und Criminal Richter Ampt mit grossem Ruhm.

IV.

Von der Insel Antigoa.

Diese Insel ist 16. grad und 40. Minuten hoch / zwischen Barbada und Deseada. oder Desiderada; ihre Länge ist von 6. oder 7. Meilen / die Breite aber ungleich. Die Schiffe können schwerlich bey ihr anfahren / wegen der Felsen so sie umgeben. Vor diesem hielte man davor / daß sie nicht zubewohnen were / weil man meinete / es gebe kein süsses Wasser daselbst: aber die Engelländer / die sich dahin begeben / haben dessen gefunden / und noch darzu Brunnen unnd Cisternen gegraben / welche den Mangel ersetzt. Diese Insel ist reich an Fischen / Schnabelweid uñ allerhand Arth zahmes Viehes. Sie wird von sechs biß in acht hundert Menschen bewoh-

bewohnet/ und hat/ gleich wie die andern / so den Engelländern zustehen / gelehrte und verständige Pfarrherrn / welche ihrer Gemeine/ so ihnen anbefohlen/ treulich pflegen.

VII.

Von der Insel Mont-ferrat.

DIe Spanier haben dieser Insel den Nahmen so sie führet gegeben/ weil es daselbsten einen Berg hat der dem Berg Montfarrat genant / welcher nahe bey Barcelona liegt/ in etwas gleichet/ und ist dieser Nahme ihr bißher verblieben. Sie ist 17. grad hoch auff der Nördlichen Seiten gelegen/ hat 3. Meilen in der Länge/ und fast eben so viel in der Breite/ also daß sie eine runde Gestalt zu haben scheinet. Die Erde ist daselbst sehr fruchtbahr. Die Engelländer haben sie innen/ und sind da sehr wohl gesessen. Ihre Anzahl belaufft sich ohngefehr auff 600.

Das merckwürdigste auff dieser Insel ist die schöne Kirche von zierlichem Gebäue/ welche der Herr Gouvernör und die Einwoher dahin bauen lassen: Der Predigstuhl/ die Sitzplätze und der gantze inwendige Zierath sind durch Schreinerwerck / auß dem kostbahren Holtz/ so guthes Geruchs ist und auff der Insel wächset/ gearbeitet.

VIII.

VIII.
Von der Insel Barbada und Redoda.

DIe Insel/ so von den Frantzosen Barbada, und von den Engelländern Carbonde geneñet wird/ ist 17. grad und 30. Minuten hoch. Es ist ein niederes Land/ ohngefehr 5. Meilen lang/ von Mont serrat gegen Nord-Ost gelegen. Die Engelländer wohnen daselbst bey drey oder vier hundert Mann starck/ und finden da was zu ihrer Bequemligkeit dienet. Das beschwerlichste in dieser Insel ist/ daß sie/ gleich wie auch die Inseln Antigoa und Mont-serrat, von den Caraibern der Insel Dominica und anderen/ zum öfftern überfallen und durchstreiffet wird. Die Feindschafft/ welche diese Barbaren gegen die Engelländer geschöpffet/ ist so groß/ daß fast kein Jahr vorbey gehet/ da sie nicht eine von ihren Inseln ein oder zweymal mit Hülff der Nacht überfallen : Und so man alsdann ihrer nicht bald gewahr wird/ und sie mit Gewalt abtreibet/ erwürgen sie alle so ihnen auffstossen/ berauben die Häuser und stecken sie in Brand/ und wann sie etlicher Weiber oder Kinder können habhafft werden/ nehmen sie solche gefangen/ und führen sie mit sich in ihr Land/ sampt allem Raub so ihnen anstehet.

Die Insel welche man Redonda oder die Runde wegen ihrer Gestalt/ neñet/ ist 17. grad und 10. minuten hoch. Sie ist klein/ und scheinet

net von weitem nicht anderst als ein grosser Thurn: von einer Seiten her/ solte man meinen es seye ein grosses Schiff/ welches unter segel ist. Man kan auff allen Seiten an diesem Orth leicht anlanden/weil das Meer so es umgibt tieff ist/auch keine Felsen oder Klippen hat/die die Schiffe in Gefahr bringen könten.

IX.
Von der Insel Nieves

Dieses ist ein klein Land 17. grad und 19. Minuten hoch gegen Norden gelegen. Sie hat beyläufftig 6. Meilen im Umbkreis/ und in der Mitte einen eintzigen sehr hohen Berg/ welcher mit grossen Wäldern biß auff die Höhe bedecket ist. Die Häuser stehen umb den Berg herumb/von dem Ufer deß Meers an/ biß auff die Höhe/zu welcher man allgemächlich hinauff steiget. Es ist zu Wasser und Land gahr leicht umb diese Insel zugehen. Sie hat viel süsse Wasserquellen/ derer etliche zimlich starck sind / und ihre Wasser biß in das Meer treiben. Es ist auch daselbst ein Brunnen/ der warme Mineralische Wasser in sich hält. Nahe bey der Quell desselben hat man Bäder/ die mit grossem Nutzen zu Heylung unterschiedener Kranckheiten gebrauchet werden.

Die Engelländer die sich im Jhar 1628. dahin gesetzet/bewohnē diese Insel ohngefehr bey 3000. starck/und haben ihr Nahrung von dem Zucker/Jngber uñ Taback handel/so sie daselbst pflantzen.

iese Insel ist eine von den Antillen da das
iment am bestē beschaffen. Die Gerechtig-
wird mit grosser Klugheit daselbst gehand-
t von einem Rath der aus dē ansehnlichstē
ältesten Einwohnern deß Orts bestehet/ da-
f Fluchen / Rauben/ Vollsauffen/ Huren
allerley Laster uñ Unordnungen hart abge-
ft werden. In dem Jahr 1649. comman-
e der Herr Lake daselbst/ welcher nun mehr
chieden; und ein Gottsfürchtiger und ver-
diger Mann war / der mit grosser Vor-
tigkeit und Gelindigkeit regierte.

Es hat da drey Kirchen / so zwar schlecht
auet/ aber doch sehr bequem zu verrichtung
Gottesdienstes angeordnet sind. Wegen
cherheit der Schiffe die auff der Reede lie-
/ und umb den ein fall/ den etwa ein Feind
n mögte zuverhindern/ hat man ein Schantz
hin gebauet/ auff welcher etliche grobe Ge-
ütz stehen/ die das Meer beschiessen. Diese
chantze beschützet auch die gemeine Häuser/
welchen alle Wahren so von außen herkom-
n / und zu unterhaltung der Einwohner
thig sind/ abgeladen und hernach in diesen
äusern einem jeden so deren bedarff / abson-
rlich mitgetheilet werden; doch im fall die
igen so darauff bestellet/ versichert seyn/ daß
e / so die Wahren nehmen / auff bestimbte
eit sich mit der Bezahlung einstellen/ und sol-
e umb den Preiß/ welchen der Herr Gouver-
or und der Rath nach Recht unnd Billigkeit
arauff schlägt/ bezahlen.

Diese

Diese Insel ist daherum desto mehr berüh-
ter/daß sie nur durch einen kleinen Meer-A
abgesondert ist von der Insel S. Christopho
welche die schönste und allerberühmteste un
allen Antillen/ und das Haupt der andern
Weilen wir nun den meisten Theil dieser
seln auff das kürtzeste beschrieben / ist es billi
daß wir von dieser etwas weitläufftiger h
deln. Wollen derowegen ein absonderlich C
pitel davon machen / wie dann die Sache
Mühe wol werth ist.

Das 4. Capitel.

Von der Insel S. Christo-phori insonderheit.

DIe Insel S. Christophori ist von Christ
phoro Columbo also genennet worde
welcher/als er sie so trefflich befunden / hab
wollen/daß sie seinen Namen führen solte.

Darzu ihm dann auch Anlaß gegeben/ein
von den Bergen dieser Insel / der auff seine
Gipffel/als auff seiner Schulter / noch ein
andern kleinern Berg trägt / gleich wie m
den H. Christoffel zu mahlen pfleget/in Gest
eines Riesen/der unsern Heyland als ein kl
nes Kind auff seinen Achseln trägt. Die I
sel liegt 17. grad und 25. minuten hoch.

Es ist der Orth da die General-Gouvern
re der Frantzosen und Engelländer / denen d
mei

meiste Theil der Antillen zustehet / ihren Sitz
haben. Der Herr de Poincy, Ritter deß Jo-
hanniter Ordens von Jerusalem / etc. verwal-
tet das Königliche Statthalter-Ampt num-
mehr bey 19. Jahr lang. Und findet man in
seiner Person alle Klugheit / Tapfferkeit und
Erfahrenheit / ja alle hohe Tugenden / die zur
Vollkomenheit eines berühmten Soldaten er-
fordert werdẽ. Die Insel hat ihrẽ itzigen Wohl-
stand darin sie sich befindet / d' Vorsorg uñ dem
Verstand dieses tapfferen Herrn zu dancken:
Dann nach dem er sie als eine Wüste gefundẽ /
hat er sie mit vielen herrlichen Gebäuen auß-
geschmücket: Er hat sie mit allen Sachen / so
zur Lebens-Unterhaltung nöthig sind / versehẽ:
Er hat eine grosse Menge allerhand Volcks
dahin gezogen / welche daselbst in süsser Ruhe
untereinander leben / und hat in dieser Insel
die grösseste und trefflichste Wohn-Stätte
auffgerichtet / so die Frantzosen jetziger Zeit
ausserhalb Franckreich haben. Er erhält die-
sen Orth durch die gute Policey und Kriegs-
Disciplin. Er verwaltet gegen allen seinen Un-
tergebenen die Gerechtigkeit treulich / in deme
er ihnen deßwegen einen Rath auß den vor-
nehmsten Leuten bestehend vorgesetzet. Er sor-
get auß milder Liebe vor die Armen / Krancken
und Wäisen. Kürtzlich / er springt allen Ein-
wohnern dieser Insel in ihrer Noth bey / indem
er sie von dem seinigen / und durch seine gu-
te Ordnungen und Haußhalten erhält / und
keinem Menschen beschwerlich ist. Die Fremb-

den so ihn besuchen bewirthet er auff das allerköstlichste/ und empfänget mit grosser Freundligkeit alle die welche an seiner Insel anländen. Sein Haußwesen wird so ordentlich geführet/ daß man es nicht gnug loben kan. Zur Friedenszeit selbsten siehet man da die Kriegsübungen treiben: und ist dieser Orth allezeit eine Schul der Höffligkeit und aller Tugenden. Uber der Kriegs-disciplin hält er scharff/ damit die Insel in guter Versicherung bleibe / dem Feind ein Schrecken eingejagt werde / und er auff allen Fall seinen Bundsgenossen Hülff zuschicken könne. Er ist Schiedsmann in allen Zwispalten so unter den benachbarten Völckern entstehen/ und lebet allezeit mit den Engelländern durch seinen hohē Verstand in vollkommener Vertrauligkeit / indem er sie durch seine rare Tugenden reitzet/ daß sie ihn ehren/ und seinen klugen Anschlägen und Meinungen Beyfall gebē. Er kan in gar kurtzer Zeit etliche Compagniē Reuter uñ ohngefehr 8. biß 9000. Mann Fußvolck auff die Beine bringen.

Schließlich läst er sich angelegen seyn den Frantzösischen Namen in vielen Inseln außzubreiten/ in denen er Wohnplätze auffgerichtet/ die noch auff den heutigen Tag blühen. Er hat auch Leuthe in das feste Land Americæ/ an den Orth Cap de Nord genant / geschicket/ die mit den Indiern in Handlung stehen / und den Grund zu einer grossen Wohnstätte legen kōñen/ weil dieser Ort daselbst den Eingang in ein grosses und treffliches Land öffnet. Wir haben

aben eine Unmöglichkeit zu seyn erachtet wei-
r fortzufahren/ und unsere Augen nicht eine
eitlang auff einen so würdigen General zu-
erffen. Nun wollen wir weiter in Beschrei-
ung der Insel S. Christophori gehen.

Es hat solche ohngefehr 25. Frantzösische
Meilen im Begriff. Weil die Erde leicht
nd sandicht ist/ so ist sie sehr bequem allerhand
rüchte deß Landes hervor zubringen/ ja auch
ele so in Europa zuwachsen pflegen. Sie
t in der Mitten mit sehr hohen Bergen erha-
en/ von denen unterschiedene Bäche herab
iessen/ welche zuweilen so geschwind/ von den
ielen Regen so auff die Berge fallen/ auff-
hwellen/ daß man es an deren Seiten und in
en Ebenen nicht wahr nimmet/ und daher offt
on diesem Gewässer/ welches sich plötzlich
rgiesset/ überfallen wird.

Die gantze Insel ist in vier Orth eingethei-
t/ deren die Frantzosen zwey und die Engel-
nder zwey innen haben: doch also/ daß man
on einem Orth zum andern nicht durchge-
en kan/ man gehe dann auff dieser oder je-
er Völcker Gebieth. Die Engelländer ha-
en in ihrem Theil mehr kleinere Flüsse als die
Frantzosen: doch haben diese hergegen mehr
ben Land/ und einen Grund so zum bauen
ehr bequem. Die Engelländer sind auch in
iel stärckerer Anzahl als die Frantzosen: aber
ie haben keine so feste Plätze zur versicherung/
ind auch nicht so wohl bewaffnet.

Die Frantzosen haben vier Schantzen / mit vielem groben Geschütz versehen / die sehr weit in das Meer schiessen / die Schantz so auff der Spitzen deß Sandes liegt / ist regular befestiget gleich als eine Burgfestung. Nechst dieser ist die vornehmste die so an der Ree oder an dem niederen Land gelegen. Es sind zu Tag und Nacht Compagnien Soldaten in allen beiden / welche guthe wacht halten. Damit auch die Orther in mehrerer Sicherhet gehalten / und aller Unordnung vorgebeuget werde / welche unter diesen beyden Völckern sich erheben möchte / so halten jedwedere am Eingang ihrer Plätze eine Wacht / die täglich abgelöset und erneuret wird. Die Engelländer haben auch auff ihrer Seite zwey feste Orther / eines beschützet die grosse Reede / das andere einen anderen Abgang / so nah an der Sandes-Spitzen gelegen.

Es hat diese Insel eine schöne Saltzgrube / welche an dem Ufer deß Meers in einem Busen ist / Nicht weit davon ist eine Spitze deß Landes / welche so nah auff die Insel Nieves stösset / daß der durchflus deß Meers der diese beide Orther unterscheidet / nur ein klein viertheil einer Frantzöischen Meil lang ist / alsoıdaß sich etliche gefunden / die vor diesem von einer Insel zu der andern übergeschwommen.

Man hält davor daß die Insel S. Christophori eine Silbergrube hab: aber / gleich wie die Saltzgruben / Wälder / Reeden / und Bergwercke beiden Völckern ins gemein zustehen / als

als ist niemand der groß darnach sehe. Zudeme so gehöret ein grosses Vermögen und unerhörte Anzahl Leibeigener dazu/dieses wercks sich zu unterfangen.

Die rechte Silbergrub in dieser Insel ist der Zucker. Man kan gahr leicht zu Land diese gantze Insel umgehen/ aber mitten durch kan man nicht kommen/ wegen der grossen und hohen Berge/welche in ihrem Busem erschreckliche Abgründe und Quellen warmes Wassers einschliessen. Es gibt auch Schwefel daselbst/ daher der Berge einer der Schwefelberg genennet wird. Von dem Fuß dieser Gebürge/ wann man es nach dem Umkreiß von aussen nimmet/ erstrecket sich der gantze Bodem dieser Insel allgemächlich abhangend biß an das Ufer deß Meers/ von ungleicher Breite / nach dem die Berge mehr oder weniger auff die Seiten deß Meers zustossen ; oder das Meer sich hervor thut/und das Land gegen die Berge eingeschlossen hält. Die gantze weite und breite deß guthen Lands so gebauet ist / biß an die rauhe Seiten der Berge / ist fast allenthalben in unterschiedene Felder abgetheilet / durch welche mitten durch schöne und breite Strassen gehen/ die nach der Schnur gezogen sind/ so viel die Orther zulassen wollen. Der erste gemeine Weg fängt ohngefehr 100. Schritt über dem Ufer deß Meers an: der ander 3. oder 400. Schritt höher / und also immer höher und höher biß auff das dritte und vierte Feld/ von welchem man die niedere Wohnungen

überstehet / welches überauß artlich in das Gesicht stehet.

Jedes Feld / welches die Berge umgiebt gleichsam als ein Gürtel der entweder grösser oder kleiner ist nach dem er nehmlich mehr oder weniger von dem Berg entfernet ligt / hat auch seine Fußwege / die als eben so viel zwerchgassen/einen freyen zugang den jenigen lassen / die entweder Höher oder niedriger wohnen: und dieses mit einer solchen gleichförmigen Gestalt/daß/wann man die Jnsel umschiffet / nichts anmuthigers zusehen ist/ als diese liebliche Grüne von so vielen Bäumen/die auff beiden Seiten der Wege stehen/ und die Grentzen sind/ so eine jede Wohnung von der andern unterscheiden. Das Gesicht läst sich nicht ermüden in Anschauung dieses Landes. Hebt man die Augen in die Höhe/ so siehet man die hohe Berge/welche mit einer ewigen Grüne bekröhnet / und mit köstlichem Holtz bedecket sind. Schlägt man dan solche etwas nieder / so wird man der Gärten gewahr/ welche ihren Anfang von den Seiten der Berge / da man noch hin kommen kann/ nehmen/und sich von dar an durch einen allgemächlichen und sanfften Abhang biß an das Ufer deß Meers erstrecken. Die schöne Grüne deß auffschiessenden Tabacks so nach der Schnur gepflantzet/ die bleiche Gelbe der Zucker Rohr wann sie zeitig sind/ und die duncke le Grüne deß Jngbers und Patates, machen eine solche veränderung der Landschafft und an

mu-

muthige vermischung der Farben durch einander/ daß man nicht ohne zwang seiner Sinnen die Augen davon abhaltē kan. Ja was das Gesicht noch mehr ergetzet / so sind mitten in jedweder Wohnung oder Garten etliche schöne Häusser auff unterschiedliche Arth gebauet. Sonderlich die so mit rothen oder bleyfarben Ziegeln bedecket / geben dieser lieblichen Gegend einen grossen Glantz: und weil die Jnsel von dem Ufer an sich allezeit erhöhet / als verhindern die vordere Gebäue nicht das Gesicht in Anschauung derjenigen so weiter hinein gelegen/ sondern man siehet in einem Augenblick alle diese schöne Abtheilungen; alle diese wege/ welche gleichsam Spatzier-gänge in einem Lust-Garten zu seyn scheinen; alle diese Einfassungen der vielerley Arth Bäume/ alle diese Gärten/ darinnen allerhand Früchte in richtiger Ordnung gepflantzet stehen; und alle diese artliche Gebäue/ welche meistentheils ohngefehr hundert Schrit von einander liegen: Ja mit einem Wort/ alle diese anmuthige Sachen siehet man alle auff einmahl / daß man in zweiffel stehet und nicht weiß auff welches man die Augen zu erst oder zu letzt wenden sol.

Zu desto grösserer Bequemlichkeit der Einwohner/ und geringer Mühe ihrer Geschäffte/ ist es nöthig/ daß ihre Häuser voneinander abgesondert/ und mitten auff dem Land welches sie bauen / stehen: doch haben die Frantzosen ohne ihre also zerstreuete Wohnungen in ihrem Theil deß Niederen-Landes noch eine

schöne Statt erbauet / derer Häuser von gebrandten Steinen und Zimmerwerck gebauet sind / und von Tag zu Tag zunehmen. Diese Statt liegt nah an der Ree / wo die Schiffe gemeinlich vor Ancker liegen. Alle vornehmste Einwohner der Insel unnd frembde Kauffleuthe haben daselbst ihre Häuser / darin sie ihre Wahren auffheben.

Man findet bey den Frantzösischen und Holländischen Kauffleuthen so da wohnen trefflichen Wein / Brandtewein / Bier / allerhand seidene Zeug und wüllene Tücher / so vor dieses Land dienen / ja alles was zur Ergetzlichkeit und unterhalt der Einwohner nöthig ist / ob es schon nicht in der Insel wächset / und dieses alles hat man um einen billichen Preiß / unnd verhandelt es gegen andere wahren so in diesem Land wachsen. An eben diesem Orth wohnen die Handwerckesleuthe / so unterschiedliche Handwerck / die zur unterhaltung deß Handels und bürgerlicher Gemeinschafft nützlich sind / treiben. Weiter siehet man daselbst ein Rathhauß und eine schöne Kirche / welche eine grosse Anzahl versamleter Leuthe in sich begreiffen kan. Dieses gantze Gebäue ist von Zimmerwerck / und stehet auff gebauenen Grund-Steinen erhaben. An statt der Glaß-fenster hat es gedrehete Gitter oder Geramse. Die Fürste des Tachs ist von dreyen Giebeln / damit der wind desto leichter abstossen könne / und das Tach selbst ist mit rothen Ziegelsteinen gedecket.

Die Kapuziner haben diese Kirche etliche Jahr innen gehabt/und dem Gottesdienst der Frantzosen vorgestanden/aber im Jahr 1646. sind sie auß gemeinem Gutduncken der Einwohner dieses Ampts überhaben / und ihnen von denselben ein höfflicher Abschied und Urlaub gegeben worden / hergegen die Jesuiten und Carmeliten an ihre Statt kommen / welche itzunder daselbst durch vorsorg und freygebigkeit deß Herrn Generals und der Einwohner schöne Häuser und guthe Wohnungen haben/ so von einer grossen Menge Leibeigenen/ die ihnen zugehören und sie mit nöthigem und ehrlichen Unterhalt versehen/ bedienet und in acht genommen werden. P. Henrich du Vivier ist der erste Rector deß Collegii der Jesuiten gewesen/ welcher durch seine Sanfftmut und freundliche Gespräche das Hertz allen Frantzosen/ die auff der Insel wohnen/ abgewonnen.

Es hat auch der Herr General an einem sehr gesunden Orth ein schön Krancken-Hauß aufbauen lassen/ wo die Krancken / so die mittel nicht haben in ihren Häusern ihrer Heilung zupflegen/ bedienet / erhalten / unnd von den Medicis und Wundärtzten biß zu wiedererlangter Gesundheit besuchet werden. Es werden auch die Frembden/ so auff dieser Insel in Kranckheiten fallen/dahinein genommen. Deß gleichen hat gedachter Herr Anordnung gemacht/ daß die Weysen in ehrliche Häuser

eingethan uud auff seine Unkosten unterwiesen und ernehret werde.

Unter den schönen/ grossen und starcken Gebäuen/ welche die Frantzosen und Engelländer an vielen orthen deß Insel auffgeführet/ behält das Schloß deß Herrn Generals de Poincy ohne zweiffel den Vorzug/ und gehet allen andern weit vor/deßwegen wir dann solches etwas genauer betrachten wollen.

Es ist dieses Schloß an einem frischen und gesunden Orth gelegen/ an der abhangenden Seiten eines sehr hohen Bergs so mit grossen Bäumen bedecket/ welche ihrer immerwehrenden Grüne halben überaus anmutig anzusehen sind. Von dem Ufer deß Meers ist es eine gahr kleine Frantzösische Meile entlegen. Auff dem Wege der von da an gehet und allgemach sich erhöhet/ siehet man schöne Häuser/ die etlichen von den vornembsten Bedienten und Einwohnern dieser Insel zugehören: und so bald man von dem Niederen-Land kommet auf die Seite eines kleinen erhabenen Orths/ der vor dem Schloß lieget/ gehet man auff dasselbe zu durch einen geraden und breiten Gang/ welcher zu beyden Seiten mit Pomerantzen und Citronen-Bäumen besetzet/ die gleichsam als Palissaden sind/ und den Geruch und das Gesicht recht verwunderlich erlaben. Weil dieser schöne Pallast so überauß herrlich in die Augen stehet/ ist es nicht möglich/ daß man solche davon abhalten könte.

Seine Gestalt ist fast viereckicht/ von drey schö-

schönen gleichrichtigen Stockwercken / und nach den Gesätzen der trefflichsten Baukunst erbauet/ nach welcher auch die gehauene und gebrandte Steine mit einer füglichen Geschicklig keit sehr wohl auffeinander gleichen. Die Seite so man zuerst siehet/ und gegen Aufgang gelegen ist/ hat vor ihrem Eingang eine breite Treppe/ von zwey Reihen Staffeln/ und einer schönen Brustwehr oben auff; Die so gegen Niedergang stehet/ ist auch mit einer Treppen gezieret/ die der ersten gantz gleich ist; auff dieser Seiten hat es auch eine schöne und starcke Quell / so ihr Wasser durch Spring-Röhren in einen Kasten wirfft/ welches hernach von dar an unter der Erden an unterschiedene Orth zum Gebrauch geleitet wird.

Die Säale und Kammern sind sehr liecht und hell; die Böden sind nach Frantzösischer Arth gemacht von rothen / festen und glatten Holtz/ so gutes Geruchs und auff der Insel gewachsen ist. Das Tach ist platt und eben gebauet/ von welchem man das schönste und lieblichste Außsehen hat / das man sich wünschen könte.

Die Fenster stehen in zierlicher Ordnung außgetheilet/ von der Seiten so gegen Morgen liegt siehet man zulängst deß breiten Gangs in die schönste Thäler/ welche mit Zucker-Rohr und Ingber bepflantzet sind. Von der Seiten gegen Abend stösset das Gesicht auff einen Berg/ welcher nicht allzuweit von dem Schloß gelegen/ damit die Herrligkeit und Vollkom-

menheit desselben/indeme man davon die Zierde deß Berges entdecket/nicht verringert/sondern desto mehr erhaben würde. Belangend die Seiten gegen Mittag und Mitternacht/übersiehet man daselbst einen grossen Theil der Insel/ deßgleichen die Höffe und Gebäue/allwo alle nöthige Aempter sind / so zu diesem schönen Hause gehören.

Der Platz so zwischen dem Schloß und nähsten Berge liegt/ ist zu einem schönen Garten gemacht worden/der mit grosser Sorg unterhalten wird. Er ist meistentheils mit Küchen-Kräutern versehen/ und mit Ländereyen gezieret/so von den trefflichsten und raresten Blumen erfüllet/welche von klarem Springwasser benetzet werden/ das von den Seiten deß Berges herab quillet / und ohne sonderliche Kunst mitten im Garten/ nachdeme es unter der Erden hingeloffen / ziemlich hoch in die Höhe steigt.

Dieses prächtige Schloß ist so wohl gelegen/und wird von den kühlen Winden/die võ dem Berge her/und von Auffgang / (welcher Wind der gewöhnlichste im Land ist/)blasen/ so angenehm durchwehet/daß man in der grösten Sommers-Hitze daselbst einer lieblichen und temperirten Lufft geniesset.

Es ist überauß lustig/ wann man an einem offentlichen Freuden-Fest in der Insel Freudẽ-Feuer anzündet / wegen erlangten Berichts eines und andern glücklichen Fortgangs der siegreichen Waffen ihrer Königlichen Maje-

stät

stät von Franckreich. Dann so lassen die helle Trompetten und Schalmeyen zu öberst auff der Ebene deß Schlosses ihren frölichē Schall hören/also/daß die benachbarte Berge/Hügel und Wälder auff dieses laute und scharffe Getümmel einen Widerschall geben/und ein annehmliches Eccho machen / welches auff der gantzen Jnsel und ziemlich weit in das Meer hinein gehöret wird. Alsdann siehet man auch oben auff den Hügeln / und an den Fenstern der höhesten Stockwercke die Wappen mit den Frantzösischen Lilien/ deßgleichen die Fahnen und Standarten/die der Herr General von den Feinden erobert.

Auff der einen Seiten dieses Hauses stehet eine schöne und grosse Capell sehr zierlich außgebutzt / wo die Allmosen-Pfleger deß Herrn Generals das Ampt verrichten. Diesem nechst folgen die Aempter nnd Wohnungē der Haußleute nacheinander/welche in zweyen Behausungen begriffen/ so gleichfalls von gebrandten Steinen erbauet. Auff der andern Seiten/jedoch etwas weiter/siehet man auf einem erhabenen Orth den Platz/wo die leibeigene Mohren in unterschiedlichen kleinen von Holtz und gebrandten Steinen auffgerichten Häusern wohnen. Man hat diesem Orth den Namen der Statt Angola gegeben.

Es ist aber dieses Schloß nicht allein Rühmens würdig/weil es eine gesunde Lufft hat/ überauß wohl gebauet ist / deßgleichen wegen der erfrischenden Wasserquellen / der schönen

Gärten so es umbgeben/der geraden und breiten Eingänge die dahin geleiten/der Bequemligkeit unterschiedlicher Aempter mit denen es bedienet ist/ und aller anderer reicher Zierden halben/mit welchen es außgeschmücket; sondern auch weilen es mit Reduten befestiget/mit grossen metallenen Geschützen und einem Zeughauß versehen/ in welchem allerhand Rüstungen und ein grosser Vorrath von Kraut und Loth zu finden.

Jedoch würde es nicht genug seyn zur Vollkommenheit dieses herzlichen Hauses / daß es alle erstgemeldte seltene Vortheil beydes von der Natur und der Kunst in sich begreiffe/ wann es nach allen diesen Sachen an einem wüsten/ dürzen und unfruchtbaren Orth gelegen wäre/ und die nothwendige Lebensmittel anderstwoher/als von dem Land so es umbschleust / erbetteln müste. Auch diesen Fehler hat es nicht/ und findet sich die Schönheit mit der Nutzbarkeit/ durch eine recht wunderliche Verknüpffung/vereinbahret. Dann man siehet von oben auß seinen Fenstern in dem untern Hoffe drey Zucker-Mühlen/darauff die Zucker-Rohr zerstossen werden / welche ihrem Herzn einen gewissen und so grossen Gewinn eintragen / daß man solchen wohl mit dem jenigen/ so auß den edelsten und besten Herzschafften in Franckreich geschöpffet wird/vergleichen kan. Was die Zucker-Rohr betrifft / werden dieselbe auff den umbliegenden Feldern / da sie recht wunderschön hervor wachsen / eingesamlet. Es

hat der Herr General über 300. Mohren die diese Felder bauen / und zu der Arbeit in den Mühlen / und Zubereitung unterschiedlicher anderer Wahren / so in dieser Insel glücklich hervor kommen / gebrauchet werden / wie wir in dem andern Buch dieser Historischen Beschreibung melden wollen.

Diese Arbeiten alle werden in diesem Hauß und angehörigen Orthen ohne Unordnung und Verhinderung verrichtet. Die grosse Anzahl der leibeigenen Mohren wird so wohl regieret und angewiesen / daß sich ein jeder an die Handthierung und Geschäffte machet / so ihm von dem Werck-Meister anbefohlen worden / und in anderer Ampt und Verrichtung nicht einmischet.

Ohne diese Leuthe welche zu der Dienstbarkeit gebohren / hat der Herr General ohngefehr 100. Bedienten / so Frantzosen von Gebührt / und wegen der Dienste / die sie in seinem Hause verrichten / besoldet werden / deren der meiste Theil unterschiedliche Künste und Handwercke verstehet / welche in Bürgerlicher Gemeinschafft nöthig sind; und über diese alle miteinander hat der Auffseher deß Hauses sonderliche Auffsicht.

Es hat auch der Herr Gen. seine Leibwacht / die ihn wo es nöthig ist begleitet / unter dem Commando eines Hauptmanns / mehr die Königliche Hoheit / dessen Statthalter zu seyn er die Ehre hat / zu bezeigen / als daß er solches zu seiner Beschützung vonnöthen hätte / dann

er

er wird von allen Frantzosen geliebet/und vo
den Frembden geehret.

Viele Edele und berühmte Geschlechter,
die auß Franckreich kommen / sind durch di
gelinde Regierung deß Herzn Generals gerei
tzet worden/ sich in dieser Insel fest zu setzen,
und haben nach seinem Beyspiel schöne un
anmuthige Häuser daselbst gebauet. Die vor
nemste derselben sind die Herzen de Poincy, d
Tréval, und de Benevent, welches 3. tapffer
Edelleute/und deß Hn. Generals Anverwand-
ten sind. Der erste ist Unter-Gouvernör auf
der Insel S. Christophori, unter seinem Herzn
Vettern/ und die beyde andern sind Haußleute
ihrer Plätze.

Der verstorbene Herr Girand hat unter an-
dern seinen Häusern auch eines nahe bey deß
Herzn Generals Wohnung bauen lassen/und
ein anders zu Cayonne / welche mit unter die
schönsten gerechnet werden. Dieser Mann/
der von grossen Würden war / und durch sei-
nen klugen Verstand die Freundschafft aller
Einwohner der Inseln erlanget hatte / truge
das Ampt deß Feldwebels auff der Insel St.
Christophori / und den andern Inseln unter
dem Wind / nemlich S. Martini/ S. Bar-
tholomæi/und deß H. Kreutzes / welche gegen
Niedergang der Insel St. Christophori gele-
gen.

Es gehöret auch noch unter die vornehm-
sten Frantzösischen Wohnungen das Hauß so
dem Herrn Auber zuständig / welcher Gou-
ver-

vernör auff der Insel Gardeloupe gewesen. Dieses Hauß ist schön gebauet / von festen Holtz und auff einen guten Grund / ja es hat einen gehägten Wald von hohen Bäumen / so noch nicht behauen worden / und einen guten Boden / der von 50. Leibeigenen / die mit dem Zucker uñ Ingber umbgehen / gearbeitet wird. Sein gröstes Ansehen aber hat es daher / daß es unter den Häusern / so in dem Theil deß Bergs Plateau gelegen / am höchsten ist / und auff einem erhabenen Ort stehet / von welchem man viele schöne Wohnungen so unten liegen / ja so weit in das Meer hinein sehen kan / als das Gesicht sich immer erstrecken mag. Es haben auch der Herr de la Roziere, so jetziger Zeit Ober-Wachtmeister auff der Insel ist / der Herr de Saint Amant, der Herr de l'Esperance, der Herr de la Roche, welche Hauptleute sind / deßgleichen alle Kriegsbediente ins gemein / und alle älteste Einwohner sehr gute Wohnungen.

Die Engelländer haben an ihren Orthen auch viele schöne und grosse Gebäue auffgeführet / welche die natürliche Schönheit überauß vermehren. Die vornehmsten unter denselben sind das Hauß deß verstorbenen Herrn Wäernard / welcher der erste General-Gouvernör der Engelländer gewesen ; das Hauß deß verstorbenen Herrn Riche, der sein Nachfolger gewesen / das Hauß deß Herrn Euret / welcher heut zu Tag dieses Ampt mit grossem Lob trägt / und das Hauß deß Herrn Ober-

sten

sten Greffreson, welche alle so trefflich sind/daß sie mit guthem Fug unter die schönsten und bequemsten Häuser in den Antillen mögen gezehlet werden.

Man findet auch in dieser Insel fünff schöne Kirchen/ welche die Engelländer bauen lassen. Die erste siehet man/ wann man von dem Orth der Frantzosen gehet / an der Spitzen der Palm-Bäumen; die andere nahe an der grossen Reede/ unter der Wohnung deß Engelländischen Herrn Gouvernörs; die dritte an der Sandes-Spitzen / und die beyde anderen in dem Orth Cayonne. Die drey ersten sind sehr wohl gebauet nach Landes Arth / und inwendig mit schönen Predigstühlen/ und Sitzplätzen von Schreinerwerck unnd köstlichem Holtz gezieret. Die Geistliche sind gleich wie auff allen andern Inseln von den Bischoffen aus Engelland dahin abgeschicket / von denen sie auch eingesegnet werden / unnd verrichten daselbst den Gottesdienst zu grossem Vergnügen aller ihrer Landsleuthe / und sonderlicher Erbauung der Frembden / nach den Gebräuchen der Engelländischen Kirche / mit aller Ernsthafftigkeit / Zucht und Ehrerbietung/ welche in dem Haus Gottes und bey verrichtung deß heiligen Dienstes / den alle Glaubigen Gott zu leisten schuldig sind / erfordert werden.

Das

Das 5. Capitel.

Von den Inseln unter dem Wind.

ALle Inseln die gegen Abend der Insel S. Christophori liegen / werden gemeinlich die Inseln nnter dem Wind genennet; weil der Wind / welcher fast allezeit in den Antillen bläset / ein Ost-Wind ist / so zuweilen etwas Gemeinschaff mit Norden hat / und gahr selten ein Wind von Westen oder Süden sich erhebet. Dieser Inseln werden in allem neun der Vornembsten gezehlet / von welchen wir in diesem Capitel nach der Ordnung / wie sie bey nahe in der Landkarken stehen / handeln wollen.

I.

Von der Insel S. Eustachii.

DJese Insel liegt gegen Nord-Westen der Insel S. Christophori in der Höhe des 15. grads und 40. Minuten. Sie ist klein / und hat in allem ohngefehr über 5. Meilen nicht. Eigendlich zureden ist es nur ein Berg / welcher sich mitten in dem Meer in gestalt eines Zucker-Huthes erhebet / und gleichet sehr dem Berg Tabor, und dem Berg Pico in der Insel Teneriffa, doch ist dieser letztere unvergleichlich höher.

Die

Die Insel gehöret den Hochmögenden Hn. General Staden der vereinigten Niederland zu/ welche die Herrschafft und Eygenthumb deß Grundes dem Herrn von Ree unnd seinen Gesellen / berühmten Kauffleuthen der Statt Flissingen in Seeland/ überlassen/ diese haben daselbst eine Wohnstätte angerichtet/ ohngefehr in 1600. bestehend / welche da sehr bequem sitzen / unter dem löblichen Regiment der Holländer.

Dieser Orth ist der allerfeste wegen seines Lagers unter allen Antillen: dan er hat nicht mehr als einen einigen guthen herabgehenden weg/ welcher leicht beschützet kan werden / also daß wenige Leuthe daselbst ein gantzes Kriegsheer zurück halten könten. Ohne diese natürliche Befestigung ist eine gute Schantz dahin gelegt worden/ welche die beste Reede beschiesset/ und von welcher man ziemlich weit in das Meer mit den Geschützen spielen kan.

Die Einwohner wohnen in bequemen Häusern/ welche mit zierlichem und sauberen Haußrath wohl versehen / nach Arth ihrer Landsleuthe der Holländer. Es hat keinen Wald daselbst ohne auff der Spitzen deß Berges; das andere Land umher ist alle gebauet. Man kan fast nicht glauben / was vor eine grosse Menge Taback vor diesem auff dieser Insel gezogen worden/ und noch heut zu Tag da zusammen gebracht wird.

Ob schon die Höhe deß Berges an diesem Orth sehr spitz zu seyn scheinet / so ist sie doch

hohl/

hohl/ unnd hat in der mitten einen weiten Grund/ darauff sich viel Wild auffhält/ welches diesen tieffen Orth liebet. Es sind die Einwohner sehr bemühet allerhand Federvieh auffzuziehen/ deßgleichen Schweine und Kaninichen/ welche sich daselbst überauß vermehret haben/

Keine Brunnen hat es in dieser Insel; doch werden zu dieser Zeit wenig Häuser gefunden/ die nicht eine guthe Cistern hätten/ und diesen Mangel ersetzten. So hat es auch alda proviant-Häuser/ welche mit allen Sachen so zur Lebens unterhaltung der Einwohner nöthig sind/ so wohl versehen/ daß sie zuweilnn einen Uberfluß derselben haben/ und ihren Nachbarn mittheilen können.

Die Leuthe dieser Wonstätte betreffend/ hat es daselbst viele ehrliche Geschlechte/ welche Christlich unnd ohntadelhafft beysammen leben/ und niemahlen mit Wahrheit einiger Laster beschüldiget worden. Die so unter diesen Leuthen gelebet/ haben daselbst eine güthe Ordnung/ und viel weniger verwirrung als in unterschiedenen andern Inseln gemercket.

Die Kirche daselbst wird von einem Holländischen Prediger versehen/ der Herr de Graaf, welcher jtziger Zeit Pfarherr der Kirchen zu Veer in der Insel Walcheren ist/ bedienete vor diesem allda das Ampt. Er predigte in einem Tag und auff einer Kantzel Frantzösisch uñ Niederländisch/ damit er die Einwoner dieser und jener Sprach/ so auff der Insel woh-nen/

nen/ erbauen mögte. Der Herr de Mey be-
rühmter Prediger der Kirchen zu Mittelburg/
welcher unter andern seinen Schrifften/ ei-
nen gelehrten und herrlichen Commentarium
über die schwereste Oerther der fünff Bücher
Mosis/ in den Truck kommen lassen/ der ist
dem Herrn de Graaf nachgefolget/ seither er
aber wieder zurück beruffen worden/ in seinem
Lande zu dienen/ haben die Herzen Gouvernör
dieser Wohnstätte allezeit grosse Sorg ange-
wendet/ und begehret daß ihnen von dem Geist-
lichen Convent ihrer Provintz guthe und treue
Arbeiter/ die in dem kleinen Weinberge deß
Herzn daselbst arbeiteten/ zugeschicket würden.

II.

Von der Insel S. Bartholomæi.

Die Insel S. Bartholomæi liegt gegen Nord-
Ost der Insel S. Christophori, unter dem
17. grad. Sie hat wenig Land so zum bauen
tüchtig/ ob sie schon zimlich gros im Begriff
ist. Der Herr de Poincy General Gouver-
nör der Frantzosen hat sie auff seinen Kosten
bewohnet gemacht vor ohngefehr 15. Jahren.
Man findet daselbst viel schöne Bäume/ so
hoch gehalten werden/ eine grosse Menge aller-
hand Vögel/ und Steine die zu dem kalckbreñen
sehr tüchtig sind/ welche die andern Inseln
von da abhohlen. Die grosse Schiffe können
schwerlich bey ihr anländen/ weil sie mit vielen
Felsen umgeben. Die jenige welche zum ein-
sa-

samen Leben belieben tragen / können sich keinen bessern Orth/ als diesen/ wünschen.

III.

Von der Insel Saba.

Diese ist gegen Nord-West der Insel S. Eustachii gelegen/ 17. grad und 35. Minuten hoch. Von weitem solte man meinen daß es ein Fels seye: doch haben die Einwohner der Insel S. Eustachii, Leute dahin geschicket/ solche zubauen/ welche daselbst einen lustigen Thal unnd sehr guth Land vor viele Wohnungen gefunden / und an diesem angenehmen Orth in gröster vergnüglichkeit leben, Es hat keine Ree auff der Seiten als nur vor kleine Schiffe. Das Wasser ist fischreich. So hat auch die vorsorge des Herren Gouvernörs auff der Insel S. Eustachii, so er vor diesen Wohnplatz biß auff den heutigen Tag trägt/ zuwegen gebracht/ daß es an nothwendiger Erfrischung allda keinen Mangel hat.

IV.

Von der Insel S. Martini.

Diese Insel ist 18. grad und 16. minuten hoch. Sie hat ohngefehr 7. Meilen in der länge und 4. in der Breite. Es sind daselbst schöne Saltzgruben / daher dan die Spanier bewogen worden eine Schantz dahin zulegen/ in welcher sie eine Besatzung gehalten haben/

umb

umb dieses Orths Eygenthumb zubehaupten. Doch haben sie vor ohngefer 9. Jahren die Schantz geschleifft/ und die Insel verlassen. Welches als es der Herr de Ruyter wahrgenommen/ der eines von den grossen Schiffen/ die die Herrn Lampsin gewöhnlich in Americam schicken / commendirte, und eben dazumahl auff der Seiten dieser Insel S. Martini vorbey segelte / hat er in S. Eustachii Insel Volck auffbringen lassen/und dahin geführet/ daß sie in dem Nahmen der Herrn General-Staden der Vereinigten Provintzen daselbst wohnen/uud den Orth einnehmen solten.

Als der Herr General der Frantzosen eben zu derselbigen Zeit die neue Zeitung von dem Außzug der Spanier aus diesem Land vernommen/ hat er geschwind ein Schiff zurüsten lassen/ und dasselbe mit einer Anzahl deß besten Volcks besetzet/ daß sie das Recht und den Anspruch der Frantzosen auf diese Insel/als welche solche schon allberet vor den Spaniern innen gehabt/ vertheidigen solten. Und seit der Zeit haben die Frantzosen und Holländer dieses Land gütlichen mit einander getheilet/ und leben in guther vertraulichkeit beysammen.

Die Saltzgruben liegen in der Holländer ihrem Theil/ doch haben die Frantzosen auch den freyen Genuß derselben. Der Herr General hat damahl an diesen Orth den Herrn de la Tour als seinen Statthalter eingesetzet. Heut zu Tag aber comandirt der Herr de Saint Amant daselbst. Er hat ohngefehr 300. Mann unter

nter sich/ welche das Land bauen / und allen
nöglichen fleiß anwenden / solches in einen
Ruhm zubringen.

Die Holländer sind allda eben so starck als
ie Frantzosen/ die Herrn Lampsin unnd der
Herr von Rée / sind die vornehmsten Herren
nd Verwaltere dieses Wohnplatzes. Sie
aben in ihrem Theil schöne Wohnungen/
rosse Kauff-Häuser/ und eine zimliche anzahl
Mohren/ die ihre Leibeigene Knechte sind.

Es hat in dieser Jnsel kein süsses Wasser/
hne das/ welches zu der Regenzeit in den Ci-
ternen/ so da gahr gemein sind/ gesamlet wird.
Umb dieses Land hat es viele kleine Jnseln/
welche den Einwohnern zur Belustigung und
Zeitvertreibung sehr wohl gelegen. Es hat
gleichfalls Teiche von gesaltzenem Wasser /
welche sich weit erstrecken/ und in denen man
viele guthe Fische/ absonderlich Meer Schild-
kroten fänget. Jn den Wälderen findet
man wilde Schweine/ Holtztauben / Turtel-
tauben / und Papageyen ohne Zahl. Man
siehet da viel Bäume/ aus denen unterschiede-
ne Gummi fliessen. Der Taback daselbst
wird höher gehalten als der so auff den andern
Jnseln wächset/ und daher wird der Handel an
diesem Orth sehr starck getrieben.

Die Frantzosen und Halländer haben ihre
absonderliche Kirchen in den Orthen ihres Ge-
bieths. Der Herr des Camps, welcher der erste
Pfarrherr der Holländischen Kirchen gewe-
sen/ ist zu verrichtung dieses Ampts von dem

Convent der Wallohnen Kirchen in den vere nigten Provintzen dahin abgesendet worden und hat die Geistliche Aufsicht über diese Wohnplatz gehabt; nach deme er aber m Tod abgangen/ als werden die erste Schiff die nach diesen Landen ablauffen sollen / eine andern mit sich dahin führen / welcher zu se nem Nachfolger erwehlet worden/ und daselb das Wort Gottes in beyden Sprachen pred gen soll.

V.

Von der Insel Anguilla.

SJe hat diesen Namen wegen ihrer Gesta bekommen/ dan es ist ein sehr langes/ enge und schmahles Land/ welches sich schlange weis nahe bey der Insel S. Martini erstreck: da man sie auch ohngehindert sehen kan. Teutsch könte man sie die Aal- oder Schlan gen Insel nennen.

Es finden sich keine Berge daselbsten so dern die Erde ist überall plat und eben. dem Orth wo sie am breitesten ist hat es eine Teich/ um welchen herum sich vor 6. oder Jahren etliche Engelländer gesetzet haben und allda Taback pflantzen/ welcher von den jenigen / die sich auff diese wahre verstehen sehr gelobet wird. Man setzet diese Ins 18. grad und 20. Minuten hoch / disseit d Æquatoris.

V

VI.

Von den Inseln Sombrero, Anegada und Virgines.

DJe erste dieser drey Inseln ist mitten in den Sand-Bäncken gelegen / welche zu beyden Seiten deß Canals sind / dardurch die Schiffe/so wider zurůck nach Europa abfahren/gehen. Sie ist 18. grad und 30. minuten hoch. Die Spanier haben sie Sombrero genennet / weil sie die Gestalt eines Hutes hat. Sie ist unbewohnet.

Anegada,welche unter einem grad mit Sombrero liegt/ist gleichesfalls wůst / und gefährlich daselbst anzulånden.

Die grosse und kleine Inseln Virgines , zu Teutsch Jungfrauen-Inseln/ begreiffen viele Inseln in sich/die in d'Landkarten unter diesem Namē auffgezeichnet stehen. Man zehlet ihrer bey 12.oder 13. in allem.Sie erstrecken sich gegen Auffgang der Insel S. Joan de Porto Rico, in der Hôhe deß 18. grads auff der Nord-Seiten deß Æquatoris. Zwischen diesen Inseln hat es gar gute Reeden/allwo sich etliche Flotten versichert auffhalten kônnen. Die Spanier besuchen solche offt wegen deß Fischfangs so daselbst wohl abgehet. Es gibt auch da eine grosse Menge von schônen Wasser- und Land-Vôgeln. Aber es hat so gar wenig gutes Grundes / daß / nachdeme man solchen versuchet und ůberall besichtiget / man gefunden/

den/daß das Land nicht werth seye bewohnet zu werden.

VII.

Von der Insel S. Cruz.

DJe letzte unter allen Antillen/ so unter dem Wind gelegen/ ist die/ welche den schönen Namen deß H. Kreutzes führet. Sie ist 18. gr. und etliche minuten hoch. Die Caraiber, so von den Spaniern auß derselben vertrieben worden/ nenneten sie Ay-ay. Es wurde diese Insel gar hoch unter ihnen gehalten/ weil es die erste gewesen/ welche sie von den Antillen eingenommen/ als sie von Norden kommen und eine bequeme Wohnung gesucht/ da sie Grund zu ihren Wohnplätzen legen möchten/ wie wir absonderlich in dem andern Buch dieser Historischen Beschreibung/ im Capitel von ihrem Uhrsprung/ davon handeln wollen.

Es giebet die Erde in dieser Insel allen eingestreueten Samen mit grossem Wucher wieder. Man siehet daselbst schöne und grosse Ebene von schwartzen Grund so leicht zu arbeiten ist. Es hat unterschiedliche schöne und köstliche Bäume / welche zum Färben und Schreinerwerck dienlich sind. Die Lufft ist gut; doch ist das Wasser nicht so gar gesund/ wann man es alsobald nachdeme es geschöpffet worden/ trincket. Damit aber dem Wasser diese böse Eigenschafft benommen werde/ lässet man solches in irrdenen Geschirren ein

Zeit

zeitlang stehen/ darin es gut wird / und hält
man daher darvor/ es sey wegen seines Leths
der Koths so schädlich / gleichwie das Nil-
Wasser auch ist.

Diese Insel ist jetzunder in der Frantzosen
Hände/ welche die verwüstete Plätze wieder-
umb herrlich aufgerichtet. Nach unterschied-
licher Veränderung der Herren/ so daselbst in
wenig Jahren einander nachgefolget / (wie
wir im 2. Capitel deß zweyten Buchs dieser
historischen Beschreibung berichten wollen)
hat der Herr General der Frantzosen / der sie
auf seinen Kosten bewohnet gemacht/ihr einen
neuen Glantz gegeben/daher man hoffet / daß
es eine grosse Wohnstätte werden solle.

Sie mag bey 9. oder 10. Meilen in der Län-
ge/und fast eben so viel in ihrer grösten Breite
haben. Die Berge sind daselbst nicht so hoch/
noch so dicht ineinander/daß man nit hinauff
steigen könte/uñ Mangel an gutem Land hätte/
sondern es ist dessen noch so viel übrig / daß es
etliche tausend Menschen erhalten könte.

Das 6. Capitel.

Von den Bäumen/so in diesen Inseln wachsen/ deren Früchte man essen kan.

Unter andern Bäumen/ die man in diesen
Inseln findet/tragē etliche gute Früchte/

so den Einwohnern zur Speise dienen/andere aber werden zu dem Bauen / oder auch wohl zu den Schreinerwercken oder Färben vor gut gehalten.

Es gibt deren auch / welche in der Artzney mit grossem Nutzen gebrauchet werden / und wiederumb etliche andere/ die nur allein den Geruch sehr angenehm erquicken/und das Gesicht durch die Schönheit ihrer Blätter / welche niemahls verwelcken/belustigen.

Von denen die gute Früchte zu essen tragen/und auch in Europa gefunden werden/siehet man daselbst keine / als / Pomerantzen-Granat-Citronen und Limonen-Bäume / derer Grösse und Gütigkeit die jenige/ so an andern Orthen wachsen/ übertreffen.

I.

Von den Pomerantzen- Granat- und Citronen-Bäumen.

Was die Pomerantzen betrifft/gibt es derselben zweyerley Geschlecht in den Antillen ; doch haben sie einerley Gestalt / und kan man sie nicht als durch den Geschmack voneinander unterscheiden. Etliche sind süß und etliche sauer/ beyde aber überauß delicat ; Die saure haben grossen Nutzen in der Haußhaltung/dann man brauchet sie an statt der unzeitigen Trauben und Essigs / doch werden sie von den süssen an Gütigkeit übertroffen.

Es nennen zwar etliche die Chinesische Pome-

erantzen die Königinnen von den Pomeran-
n/und streichen solche gewaltig herauß. A-
r sie mögen die angenehme Süssigkeit dieser
hinesischen so hoch halten als sie wollen / so
nd doch auch etliche andere/ die den herrlichē
nd köstlichen Geschmack dieser Americanischē
eit höher schätzen.

Die Granaten-Bäume wachsen auch in al-
n diesen Inseln überauß wohl / und tragen
rüchte/ welche schön anzusehen und annem-
ch am Geschmack sind. Mit diesen Bäumlein
nd an vielen Orten die Höffe/ und Eingänge
er Häuser / deßgleichen die Gärten als mit
Palisaden umbfasset.

Die Citronen belangend / gibt es derselben
reyerley Art von unterschiedener Grösse/doch
verden sie nicht alle Citronen genennet. Die
rste Gattung/ welche die schönste und gröste
st / wird Lime geheissen. Sie tügen fast zu
nichts anders/als daß man sie einmache/weil
sie schier keinen Safft haben / wo sie aber ein-
gemachet sind/ sind sie trefflich gut. Die an-
dere Arth sind die Limonien , fast eben so groß
als die Citronen/welche zu uns gebracht wer-
den: Doch haben sie ihrer Grösse nach zu rech-
nen wenig Safft. Die kleine Citronen wel-
ches die dritte Arth ist / sind die besten und
werden am meisten geachtet. Sie haben nur
ein zartes Häutlein/und sind gantz voll saures
Saffts/ welcher den Speisen einen angeneh-
men Geschmack machet/ und in derselben Zu-
bereitung sehr gebrauchet wird/umb einen ap-

petit zu erwecken. Diese Citronen werden allein in America gefunden. Es haben auch etliche Rarität-liebende in ihren Gärten trefflich süsse Citronen / so wohl was die Schelffe als den Safft betrifft / und diese weichen denen so in Portugal wachsen weder an Grösse noch Geschmack. Es gibt auch daselbst eben der Arth Feygen / die man bey uns hat / doch haben sie dieses absonderlich / daß sie fast das gantze Jahr Früchte tragen / welche überauß wohl in diesen Ländern zeitigen. Die Engelländer in der Insel Vermuda machen einen gesunden und wohlgeschmackten Tranck davon / den sie en statt deß Weins brauchen / welcher / wann man ihn ein Zeitlang auffhebet / so starck als ein Spanischer Wein wird.

II.

Von dem Goyave-Baum.

UNter den Fruchttragendē Bäumen wird auch viel von dem Goyave Baum gehalten / welcher der Gestalt deß Lorbeer-Baums nahe kommet / ohne daß seine Blätter weicher / hellgrüner und unten hin belzicht oder bäricht sind. Die Rinde dieses Baums ist sehr dünn und glatt. Von der Wurtzel stösset er viel Neben-Schößlein in die Höhe / welche endlich / wo man sie nicht außreisset / ein dickes Gehöltz auff dem gantzen umbliegenden guten Land machen. Seine Aeste welche zimlich dicht ineinander stehē / tragen deß Jahrs zwey

mahl

mahl kleine weisse Blumen / auff welche viel grüne Aepffel folgen/welche gelb werden/und einen guten Geruch haben / wann sie zeitig sind. Diese Frucht die man Goyave nennet/ ist oben mit einem Büschlein als mit einer Krone gezieret/ inwendig ist sie entweder weiß oder roth/und mit vielen Kernlein angefüllet/gleich wie die Granat-Aepffel. Daher heissen sie auch die Holländer süsse Granat-Aepfel. Sie ist so groß als ein Johannis-Apffel/ und wird in einer Nacht zeitig.

Wann diese Frucht unzeitig genossen wird/ so machet sie den Leib hart; daher wird sie wider den blutigen Bauchfluß gebrauchet: Wo man sie aber isset/ wann sie zeitig ist/ hat sie eine gantz widrige Eigenschafft.

III.

Von dem Papaye-Baum.

DJeser Baum/welcher ohne Aeste wächset/ wird 15. biß 20. Schuh hoch/ in Ansehen der Höhe ist er von rechter Dicke / inwendig hohl und schwammicht/daher wird er gebraucht zu Röhren/durch welche man das Wasser leitet wo man hin will. Dieser Baum hat auch zweyerley Arth/die eine siehet man gemeinlich in allen Inseln. Seine Blätter sind in drey Spitzen getheilet / fast wie die Feigenblätter/ sie hangen an langen Stielen / welche eines Daumens dick und inwendig hohl sind: diese kommen auß der Spitze deß Baums / und bie-

gen sich hernach / und bedecken viele runde Früchte welche so groß als mittelmäßige Birn sind/und umb den Stamm herumb wachsen und anhangen.

Die andere Arth dieses Papaye-Baums wird absonderlich in der Insel deß H. Kreutzes gefunden. Sie sind schöner und dichter von Blättern als die erste. Das beste aber sind die Früchte in der Grösse einer Melonen / und in Gestalt einer Brust oder Tütten/daher es kommen/daß sie von den Portugiesen Mamao genennet worden.

Es haben eben diese Bäume noch die sonderbare Eigenschafft / daß sie alle Monathen deß Jahrs neue Früchte bringen. Die Blume der beyderley Arten ist von gutem Geruch/ fast wie Jasmin. Die Frucht der zweyten Arth wird unter die herrlichsten dieser Inseln gezehlet/dann/wann sie zu ihrer Vollkommenheit gelanget/ ist sie etwas härtlich/läst sich in Stücken schneiden wie eine Melon / und hat einen überauß lieblichen Geschmack. Die Schelffe ist gelblich mit etlichen grünen Striemen durchzogen/und inwendig mit vielen kleinen/runden/ kleberichten und etwas weichen Körnlein erfüllet/welche scharfes Geschmacks sind/fast wie Gewürtz. Diese Frucht stärcket den Magen / und befördert die Dauung. Etliche essen solche/ wie sie vom Baum kommet/aber die Leckermäuler bestreuen sie mit Zucker/und machen eine Marmelade davon/welche sehr schön anzusehen und von trefflichem

Ge-

Geschmack ist/sonderlich wann die natürliche Süssigkeit dieser Frucht durch den Zusatz etlicher Gewürtze annehmlicher gemacht wird. Ja sie machen auch solche ein entweder gantz/ oder in Viertheil geschnitten und außgetrucknet/gleich wie die Citronen-Schalen.

IV.

Von dem Momin und Cachimas.

DEr Momin ist ein Baum/welcher so groß als ein Apffel-Baum wird / und Früchte träget die eben also genennet werden. Die Insulaner aber geben ihr gemeinlich den Namen Corasol, weil der Same dieser Bäume/die bey ihnen gefunden werden / von Corasol hergebracht worden/ welches eine Insel ist/ die die Holländer eine lange Zeit besitzen/und eine gute Schantz dahin geleget haben/ auch eine solche Wohnstätte daselbst angerichtet/ daß sich solche in viele andere benachbarte Inseln erstrecket. Die Frucht gleichet einer kleinen unzeitigen Cucumer. Die Schale derselben ist allezeit grün/und mit vielen kleinen Abtheilungen/gleich wie mit Schuppen/gezieret. Wañ man die Frucht in ihrer Zeitigung einsamlet/ so ist sie inwendig weiß wie Milch/ und hat einen süssen Geschmack/mit einer kleinen Säure vermischet / welches ihr eine angenehme Schärffe giebet. Diese Frucht kühlet überauß sehr/ und schmecket trefflich wol. In der Mit-

ten hat sie ihren Saamen / in der Grösse und Gestalt einer glatt und gläntzenden Bonen/ un von Farbe als ein Probierstein / auff welchem allererst ein Stück Gold bestrichen worden/ dann er scheinet/ als seye er mit kleinen vergüldeten Aederlein gezieret.

Diesem Momin setzen wir den Baum Cachimas an die Seite/ weil dieser eben wie der vorige Früchte trägt / die den Geschmack und Weisse deß Milch-Raams haben / und ihr Saame/so in der Mitten wächset/ fast gleiche Gestalt und Feste hat. Es gibt aber zweyerley Gattung Cachimas, die eine/ welche wild ist/ und stachlichte Dornẽ hat/ist mit einer Frucht in Grösse eines mittelmäßigen Apffels beladen/ die Schale dieser Frucht ist mit kleinen Beulen oder Knörlein erhaben/und bleibet allezeit grün und hart. Was die audere Art belangt/ welche man gemeinlich den zahmen Cachimas nennet/ist solches ein Baum der eine glatte Rinde hat / und zu seiner Zeit eine Frucht bringet / welche weit grösser als die erste ist/ und wenn sie zu ihrer Zeitigung kommen/eine schöne rötliche Farb hat/ doch ist sie unter der Schalen überauß weiß / und von gar süssem Geschmack.

Diese Bäume wachsen zimlich hoch / und sind mit Blättern bedecket / welche den Blättern der Kastanien-Bäume fast gleich sind. Die jenige/ so selten von diesen Früchten essen/haben gemercket/daß sie einen Lusten zu essen machen / und den Magen von den schleimichten

Feuch-

Feuchtigkeiten/ die in demselben hangen / reinigen; weßwegen dann solche Früchte von ihnen sehr geliebet werden.

V.

Von dem Junipa.

DEr Junipa oder Genipa ist eben der Baum den die Brasilianer Janipaba, und die Portugisen Jenipapo neñen; Er wächst in der grösse eines Castanien-Baums / seine Aeste biegen sich nach der Erden zu/ und machen einen angenehmen Schatten / seine Blätter wachsen länglicht/wie Blätter der Nuß-Bäume. Die Blüte gleichet den Narcissen / und hat einen guten Geruch. Sein Holtz ist fest und Perlenfarbig. Wann die Stämme dieser Bäume noch jung sind / hauen sie die Einwohner ab/ und machen die Schäffte der Büchsen davon/dann das Holtz läst sich leicht arbeiten uñ sehr schön außpolieren. Einen jeden Monat bekleidet sich dieser Baum mit etlichen neuen Blättern. Er tragt Aepffel/ welche/wann sie zeitig sind/scheinen als ob sie in dem Offen gebraten weren / und sind von mittelmaßiger grösse. Wann sie von dem Baum fallen/ geben sie einen Knall von sich/ fast wie eine kleine Büchse: welches daher kommet / weil kleine Wind oder Geisterlein in den kleinen Häutlein die den Samen bedecken / eingeschlossen sind/ welche durch den Fall beweget werden / und mit Gewalt Lufft suchen und durchbrechen.

Dessentwegen hält man auch davor / daß es eben die Frucht seye / die die Jndier in Nova Hispania mit einem seltzamen Wort / Quant la Lazin, nennen.

Wañ man von diesen Junipa Aepffeln isset / und dieses kleine Häutlein so inwendig ist / nit davon thut / so verstopffen sie gewaltig den Leib. Diese Frucht wird von den Jägern sehr gesucht / dann weil sie saurlich ist / leschet sie den Durst / und ist eine Hertzstärckung der jenigen / die sich durch vieles gehen auff dem Weg ermüdet. Der Safft / ob er schon so hell als Brunnenwasser ist / färbet er doch gantz Violbraun / und wann man ihn zweymahl thut auf das jenige so man färben wil / so scheinet die zweyte Farbe schwartz. Die Jndier gebrauchen sich dieses Saffts ihren Leib damit zu stärcken / und denselben frisch und hurtig zu machen / ehe sie in den Krieg ziehen. Sie sind auch der Meinung / daß diese Farbe sie vor ihren Feinden schrecklicher mache. Die Farbe dieser Frucht lässet sich mit Seiffen nicht abwaschen; aber zu End deß neundten und zehenden Tages vergehet sie von sich selbsten. Zu der Zeit / wann diese Frucht abfällt / so haben die Schweine / die davon essen ein gantz Violbraunes Fleisch und Fette / wie die Erfahrung außweiset. Deßgleichen haben auch die Papageyen und andere Vögel / wañ sie dieser Speise geniessen. Sonsten kan man auß diesen Aepfeln einen angenemen Tranck machen / doch wird er sehr wenig gebrauchet / als nur von dẽ Jndiern

vñ Jägern/welche sich an keinem gewissen Ort auffhalten.

VI.

Von dem Trauben-Baum.

DEr Trauben-Baum / den die Caraiber Ouliem neñen/ist von mittelmäßiger Höhe/und kriechet fast auff der Erden an dem Ufer deß Meers: Aber in einem guten Land wird er so hoch als einer von den Waldbäumen; er hat runde und dicke Blätter / von roth und grüner Farbe ineinander vermischet. Man findet unter der Rinde deß Stams / nachdem man das weisse so hinter derselben ist bey zweyen Daumẽ dicke abgenommen / ein violbraunes und festes Holtz/ welches sehr gut zu dẽ Schreinerwerckẽ ist. An den Aesten bringet er Früchte/welche mã/wañ sie zeitig sind/vor grosse blaue Traubẽ haltẽ solte: aber an statt der Kernlein hat ein jedes Korn unter einem zarten Häutlein/und etwas wenigem anderer Substantz/welche saurlicht/kühlend und gutes Geschmacks ist/einen harten Kern / gleich wie die Pflaumen-Kerne sind.

VII.

Von dem Acajou.

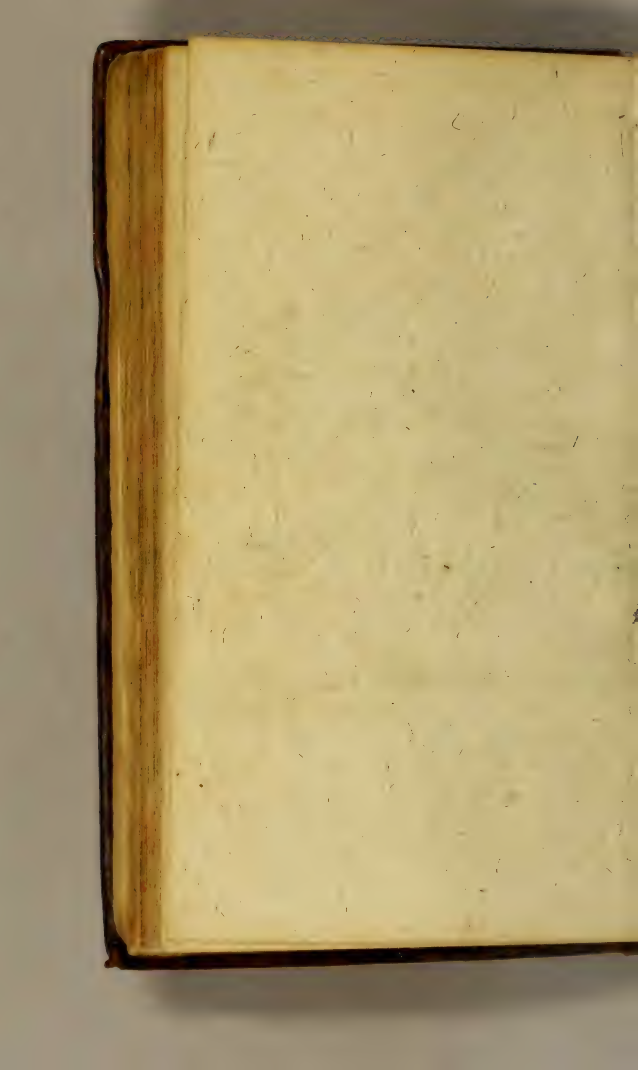
ES sind dreyerley Gattung Bäume die den Namẽ Acajou tragen: doch träget nur dieser einige / den wir hie beschreiben/ Früchte. Es ist ein Baum von mittelmäßiger Grösse / der mit seinen Aesten biß zu der Erde reichet. Seine Blätter sind schön und breit/ von vornen her rund unnd mit vielen Aederlein durchzogen. Seine Blüt ist von Anfang/ wann sie auffgehet/ weiß/ hernach aber

wird

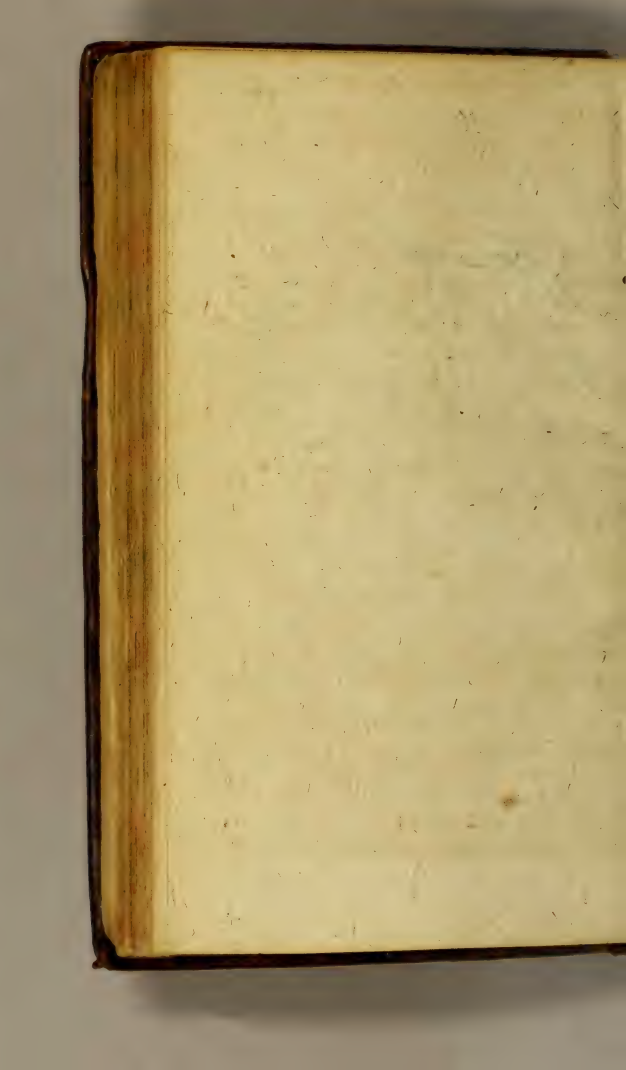
wird sie leib-und purpurfarbig. Sie wächst püschelweiß/ und gibt einen so süssen Geruch von sich/ daß man gar leicht den Baum unterscheiden kan so solche trägt. Diese Blüt fället nicht ab/ biß sie von einer Arth Kastanien getrieben wird/ welche wie ein Ohr oder Hasen-Nieren gestaltet. Wann diese Kastanie außgewachsen/ so komt unten ein schöner länglichter Apffel hervor/ welcher mit einem Krönlein gezieret/ das in der Zeitigung Olivenfarbig wird da unterdessen der Apffel sich mit einer zarten und röthlichen Schelen bekleidet. Inwendig ist sie voll von sonderlichen schwammichten Zäserlein/ in welchen ein Safft stecket/ der zugleich süß und sauer ist / und den Durst trefflich leschet; man hält auch davor/ daß er der Brust sehr nützlich / und gar gut in den Ohnmachten sey / wann er mit ein wenig Zucker vermischet wird. Wo aber dieser safft auff ein leinen Tuch komet/ machet er daselbst einen rothen Flecken / welcher so lang bleibet biß die Bäume wieder von neuem bluhen.

Die Indier machen einen herrlichen Tranck von dieser Frucht / welcher / wann er etliche Tage gestanden/ so leicht truncken macht/ als der stärckste Wein bey uns. Wann die Nuß/ welche oben drauff ist/ verbrennet wird/ gibt sie ein Oel von sich/ so eine brennende Krafft hat/ dessen man glücklich gebrauchet zu den Hüner-Augen an den Füssen/ und sie damit erweichet und vertilget. Schlägt man die Nuß auff/ so findet man inwendig einen Kern mit einem zarten









ten Häutlein überzogen/welches wo es abgelöset wird/ sehr gutes Geschmacks ist/ und die Krafft hat zuerwarmen/ und den Magen trefflich zu stärcken.

Dieser Baum trägt deß Jahrs nur einmahl Frucht/daher es kommet/daß die Brasilianer ihr Alter mit den Nüssen zehlen/ so auff diesem Apffel wachsen/indem sie alle Jahr eine zurück legen/ und mit grosser Sorg in einem kleinen Körblein/welches zu diesem Gebrauch sonderlich gemacht ist/ verwahren. Wann man diesen Baum unten an dem Stamm verwundet/fliesset ein helles und durchsichtiges Gumi herauß/ welches von vielen vor das jenige/ so auß Arabia kommet/ gehalten worden. Der Saame deß Baums ist in der Nuß / welcher gar leicht auffschiesset/wo man sie in die Erde stecket.

VIII.

Von den Pflaumen Icaque.

DEr Icaque ist ein Arth deß kleinen Pflaumen Baums/welcher als ein Busch wächset; die Aeste sind allezeit mit kleinen länglichten Blättern bedecket/und zweymahl deß Jahrs mit unzehlig viel weis oder violbrauner Blüt gezieret; auff welche eine kleine runde Frucht folget/ in der grösse einer Zwetschken / diese/ wann sie zeitig ist / wird gleichfals wie die Blüt / weiß oder violbraun. Es ist diese Frucht sehr süß/und wird von etlichen Wildē/

die

die nahe bey dem Golfo d' Hondures wohnen/ so geliebet/daß sie von ihnen Icaque genennet worden/ daher weil sie diese Pflaumen/ die ihnen zur Speise dienen / so hoch halten. Diejenige welche in den Orthen dieser Völcker gereyset/ haben in acht genommen/daß dieselbe/ zur zeit wann diese Frucht zeitig ist / sehr geschäfftig sind solche vor sich zubewahren / und damit sie ihre Nachbarn / die in ihrer Gegend diese Frucht nicht haben/verhinderen mögen/ daß sie nicht kommen und ihnen schaden thun/ halten sie die gantze Zeit über an dem Eingang ihres Lands wachten/ auß dem Ausschuß ihrer besten Soldaten bestehend/ welche diese Rauber mit ihren Pfeilen und Kolben tapffer abtreiben/ wo sie sich unterstehen ihnen unter Augen zutretten.

IX.

Von dem Pflaumen-Baum Monbain.

DEr Monbain ist ein Baum welcher sehr hoch wächset/ und lange/gelbe Pflaumen trägt/ so von guthem Geruch sind; weil aber der Kern grösser ist als das übrige der Frucht/ werden sie nicht viel geachtet / ohne von etlichen / welche sie unter das Getränck Ouicou und Maby mischen/damit solche einen besseren geschmack bekommen. Die Schweine / die sich in den Wäldern auffhalten / sind allezeit fett / wann diese Früchte zeitig sind/ dann sie fal-

fallen in der Zeitigung häuffig von den Bäu-
men/ und werden begierig von diesen Thieren
auffgelesen. Auß diesem Baum fliesset ein
gelbes gummi / welches viel stärcker riechet/
als die Frucht. Wann man die Aeste in die
Erde setzet wurtzeln sie leichtlich / daher man
solche gemeinlich zu den zäunen der Gärten
brauchet / in welchen man das Vieh auff-
ziehet.

X.

Von dem Baum Courbary

DEr Baum Courbary wächst gemeinlich
höher/ dichter und dicker / als der Baum
Monbain. Er trägt eine Frucht deren Schal
sehr hart ist zuzerbrechen ; und ohngefehr vier
finger breit lang/ zwey breit/und einen dick ist.
Jn der Schal hat sie zwey oder drey Kern/mit
einer teigichten substantz bedecket / welcher so
gelb ist als Saffran. Jhr Geschmack ist nicht
böß/ doch wann man derselben etwas zu viel
isset/ überladet man den Magen gahr starck/
und kan übel darauff schlingen. Die Wilden
machen in dem Nothfall ein Arth Geträncke
darauß/ welches nicht unangenehm wann es
wohl zubereitet ist / nemlich / wann es wohl
mit Wasser gesotten. Das Holtz dieses Baums
ist fest und etwas röthlich. Wann der Baum
alt ist/giebt er ein Gummi von sich/welches in
der Sonnen hart wird/allezeit klar und durch-
sichtig bleibet / wie gelber Agstein / und einen
guten

guthen Geruch hat. Etliche Indier machen Knöpffe von unterschiedlicher Gestalt darauß/ die sie hernach zu Arm- und Halsbändern/ auch Ohrengehängen gebrauchen/ welche schön/ gläntzend und guthes Geruchs sind.

XI.

Von dem Indianischen Feygen-Baum.

MAn siehet auff den meisten dieser Inseln einen grossen Baum/ den die Europeer einen Indianischen Feygen-Baum genennet haben/ weil er eine kleine Frucht ohne Kern/ trägt/ die mit ihrer Gestalt und Geschmack den Feygen nahe kommet. Im übrigen gleichet er unsern Feygen-Bäumen gahr nicht/ dann ohne daß seine Blätter von mancherley Gestalt/ und viel schmähler sind/ wächset er an etlichen Orthen so überauß dick/ daß er schwerlich von etlichen Menschen mag umfasset werden/ weil der Stamm/ welcher zum öfftern ungleich ist/ in seinem umgriff auff den Seiten/ von der Wurtzel an biß an den Orth wo die Aeste anfangen/ sonderliche Hindernüß oder auswachsende Knorren von sich stösset/ so biß auff vier oder fünff Schuh hervor gehen/ und daher tieffe Hohlkählen machen/ die fast wie die Löcher in den Mauren sind/ in welche man etwas zustellen pfleget. Diese Aussen-gewächse/ die gleiches wesens mit dem Stamm deß Baums sind/ sind auch mit einer-

ley

ley Rinde umgeben und bedecket/ und bey sieben oder acht daumen dick/ nach dem der Stamm dick ist daran sie stehen. Das Holtz dieser Bäume ist innwendig weiß und weichlich/ uñ schneidet man gemeinlich die lange Stücker so aus dem Stamm wachsen ab/ und gebrauchet sie zu den Böden/ Thüren und Tischen in den Häusern/ davon gleichwohl der Baum nicht verdirbet. Dann er bedecket in kurtzer Zeit den Schnitt wieder mit seiner Rinde/ daß man fast nit mercket ob etwas davon genomen worden. Alle die welche auff der Insel Tortuga gewesen/ die auff der Nord-Seiten der Insel Spanniolæ liegt/ haben auff dem Weg der von der Ebene auff den Berg gehet/ in dem Dorff welches die Frantzosen Milplantage (zu Teutsch Tausend-Pflantz) genennet/ einen von diesen Bäumen gesehen/ welcher gahr leicht über zwey hundert Menschen unter dem Schatten seiner Aeste bedecken kan; Dieser Baum ist allzeit so dicht mit Blättern bewachsen/ daß die Reisende deselbst eine angenehme Kühlung finden/ und vor dem Regen unter den Aesten versichert stehen.

XII.

Von dem Speerbeer- oder Speyerling-Baum.

Es hat in diesen Inseln eine Arth von dem Speerbeer oder Speyerling-Baum/ so mit den unseren wenig überein kommet. Dann er

er ist überauß hoch / sehr schön anzusehen / und mit schönen Blättern und vielen Aesten gezieret. Er trägt eine anmuthige frucht / welche rund wie eine Kirsche ist / eine gelbe Farb hat mit rothen Tüpfflein besprenget / und wann sie zeitig ist von sich selbsten abfallet. Sie hat den Geschmack eines Speyerlings / daher man dem Baum auch diesen Nahmen gegeben. Die Vögel fliegen dieser Frucht sehr nach.

XIII.

Von dem stachelichten Palm-Baum.

JN allen diesen Jnseln findet man Palm-Bäume / deren etliche vier unterschiedliche Arthen haben. Die eine Arth nennet man stachelichte Palmen. Dieser Baum wird billich also genennet / dann er ist an dem Stamm / an den Aesten und Blättern gantz voll grosser Stacheln / welche sehr spitz / und so gefährlich sind / daß wo man davon gestochen wird / man in Gefahr stehet lange Zeit damit beschweret zu seyn / es seye dann daß man mit einem guthen Mittel geschwind Rath schaffe. Die Stacheln so umb den Stam̃ stehen / sind plat / eines Fingers lang / fast wie ein zahnstecher gestaltet / glat und von dunckelbrauner Farb.

Wann die Mohren diesen Baum besteigen wollen / legen sie zuvor Feuer unten umb den Baum herumb / und verbrennen die Stacheln / mit welchen der Baum sich gleichsam gewaff-

net

net und beschützet. Seine frucht bestehet in einem grossen Büschel / welcher von vielen graulichten/harten und runden Nüssen zusammen gesetzet ist/ die inwendig Kerne haben / so guth zu essen sind. Auß dieser Arth Palmen bringen auch etliche Mohren Wein/in dem sie unten an den Aesten die Rinde verwunden. Es scheinet/ daß dieses eben der Baum seye / den die Brasilianer Ayri nennen.

XIV.

Von dem zahmen Palm-Baum.

DJe zweyte Arth nennet man den zahmen Palm-Baum. Es ist ein gerader Baum von unmässiger Grösse. Seine Würtzeln erheben sich auß der Erden rund umb den Stam herumb bey zwey oder drey Schuh hoch / in der dicke eines kleinen Fäßlein. Nach der Gröse deß Baums zurechnen sind sie zimlich klein. Doch sind sie so fest in einander geflochten und verwerret / daß sie demselben vor eine starcke Stütze dienen. Dieser Baum hat die besondere Eigenschafft an sich/ daß er gemeinlich oben dicker ist alß unten. Wann er noch jung ist/ hat er eine zarte Rinde/von graulichter Farbe/ welche von schuh zu schuh hoch mit einem Kreis bezeichnet/ der beyläufftig / zuerkennen gibt/wie viele Jahr der Baum in der Erden stehe: wann er aber in seinen vollkommenen Stand kommen / wird er überall so fest und eben/daß man nichts mehr an ihm sehen

kan

kan. Sein Gipffel ist mit vielen schönen ausgehölten und glatten Aesten gezieret / welche zu beyden Seiten mit einer Menge grüner / langer / schmaler und dünner Blätter behänget / so über auß artig stehet. Die zartesten Aeste / welche noch nicht auffgangen sind / heben sich mitten im Baum gerad in die Höhe / da unter dessen die andere sich rund umher biegen / und gleichsam eine reiche und zierliche Krohne dem Baum machen.

Es lässet dieser Baum alle Monath etliche seiner Aeste von sich abfallen / deßgleichen eine Rinde / welche sich unten ablöset / und vier oder fünff Schuh lang ohngefehr zween breit / und so dick als ein bereitetes Leder ist. Die Einwohner dieser Insel nennen diese Rinde Tache, und gebrauchen sie ihre Küchen und andere geringe Gemächer ihrer Wohnungen damit zubedecken / gleich wie sie die Blätter nehmen / solche in einander flechten / an die eine Seiten der Aeste geschicklich anschnüren / und ihre Häuser damit decken.

Wir haben mit Fleiß die Palmbäume zum Beschlus den Fruchttragenden Bäumen / die in diesen Inseln gefunden werden / beygesetzet / weil sie alle / außgenommen der Baum Latan, zur Nahrung der Menschen dienen. Dann so der stachlichte Palm-Baum / den wir kurtz vorher beschrieben / Wein giebet / so träget dieser auff der Höhe seines Stamms / und gleichsam in seinem Hertz / ein weises / sehr zartes und wohl geschmacktes Marck / welches wann es

roh

h gessen wird/ einen Geschmack wie die Ha-
l-Nüsse hat/ wann man es aber siedet / und
it etlichen dünnen und überauß weissen Blät-
rn/ die es als Häutlein umgeben/ zubereitet/
ag mann es wohl unter die herrlichsten Ge-
chte der Antillen zehlen. Die Frantzosen
eñen diese marckigte substantz und die Blätter
es umwickeln / Palmen-Kohl/ weil sie sol-
hes an statt deß Kohls / oder anderes Ge
äuts/ zu den Suppen gebrauchen.

Wann man den Stamm dieses Baumes
tzwey spaltet/und eine sonderliche fläch sene
nd weichliche Materi so innwendig ist her-
us nimmet / welches sich dann leicht thun
sset/ so ist das außgeholte Holtz/ das eines
uthen Daumes dick ist/zu schönen und langen
Tachtrauffen dienlich / weilen sie lange Zeit
auren. Man gebrauchtes auch die Försten
er Häuser mit einem Stück zubedecken / und
as Wasser überall/ wo hin man will/ zu lei-
en. Die Dreher und Schreiner machen auch
uß diesem Holtz/ welches fast schwartz ist/ uñ
ch leicht polieren lässet/ viel schöne und selte-
e Wercke/welche von Natur wie ein Marmel
esprengt.

Es gedencket Plinius etlicher Bäume / wel-
he so überauß hoch seyn sollen/daß man durch
inen Bogenschuß den Gipffel mit einem Pfeil
icht erreichen kan. Und der Verfasser der all-
gemeinen Historischen Beschreibung von In-
dien / redet von einem Baum von solcher Hö-

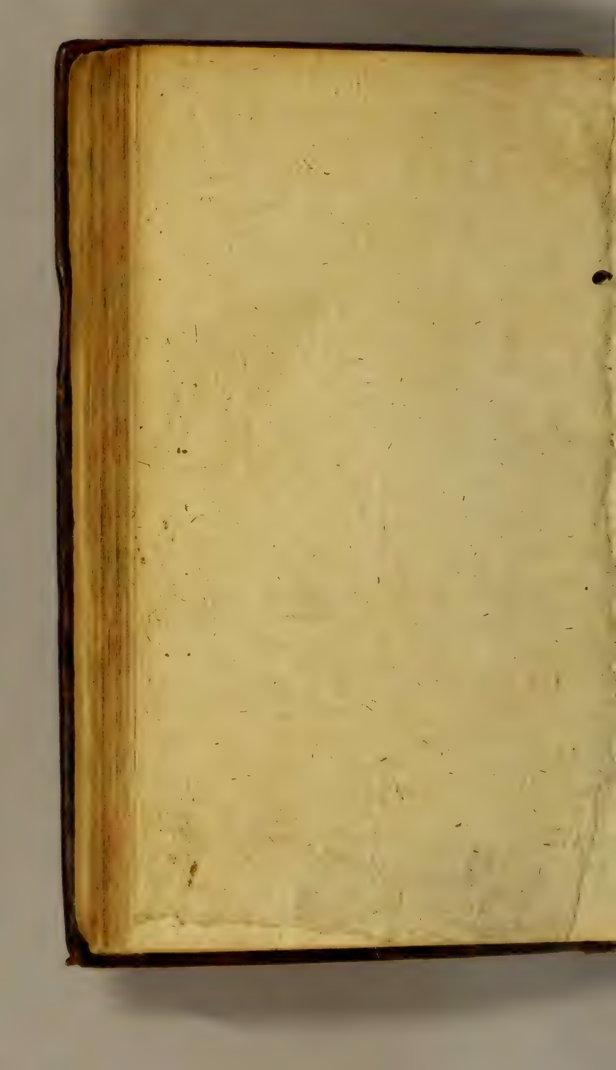
he/daß man mit einem Stein auß allen Kräff-
ten nicht hinüber werffen könne.

Ob aber wohl der Palmbaum / welchen wir
hier beschreiben/alle andere Bäume der Antil-
len Inseln in der Höhe weit übertrifft/ so wol-
len wir doch nicht sagen / daß er so unmäßig
hoch seye/weil man unten am Baum den schö-
nen Busch/ der zu oberst auß dem Stamm in
die Höhe steigt/und allezeit gegen der Sonnen
Auffgang gewendet ist / gar leichtlich sehen
kan.

Dieser Busch verneuret sich alle Jahr / und
wañ er hervor geschossen/ist er mit einer Men-
ge kleiner und gelber Blüte / in Gestalt vergül-
deter Knöpffe gezieret / auff welche / wann sie
abfallen / viele runde Früchte folgen / in der
Dicke eines kleinen Tauben-Eyes. Sie hän-
gen an einem Büschel / und damit daß diese
Blumen und Früchte vor der Ungelegenheit
deß Wetters verwahret seyē/ sind sie oben mit
einer dicken und harten Rinden bedecket / wel-
che von aussen graulich / inwendig aber glän-
tzend roth ist / uud in eine Spitze außgehet.
Dieser köstliche Sonnenschirm ist nichts an-
ders als die Behaltnüß darinnen die Blumen/
ehe sie auffgangen/ verschlossen gewesen / wel-
che sich hernach unten voneinander thut / in
der Mitten in eine hohle Gestalt außbreitet/
und an den Enden zuspitzet/damit sie die Blüt
und Frucht desto besser bedecken möge.

Weil dieser Arth Bäume keine Stacheln
haben/werden sie zahme Palm-Bäume genen-
net.





net. Es gibt daselbst noch eine andere Gattung/die noch so hoch wächset als diese / und kleine runde Körner träget/welche die Mohren sehr fleissig aufflesen/weil sie dienlich sind schöne gesprengte unnd polirte Pater-noster oder Gebet-Kräntze darauß zu machen.

XV.

Von dem Latan-Baum.

DJe dritte Arth der Palmen wird der Latan Baum genennet; Dieser Baum erhebet seinen Stamm ziemlich hoch/ wächset aber nicht viel in die Dicke. An statt der Aeste hat er lange Blätter / welche/ wann sie auffgangen/ oben rund sind/und unten zusammen gefalten/gleich wie eine Wind-Foche. Diese Blätter hangen an grossen Stielen / welche auß sonderlichen zäserlein hervor kommen/ die den Stamm oben umgeben / gleich wie ein grosses / rothes / zartes und durchsichtiges leinen Tuch. Diese Blätter bindet man in kleine Bündlein/und decket die Hütten damit/ die Schele aber/ die man oben von den Stielen abnimmet / gebrauchet mann die Siebe/ und Körblein davon zu machen / deßgleichen viele andere kleine Sachen/ welche die Indier unter ihren köstlichsten Haußrath rechnen. Auß dem Holtz dieses Baumes/wie ingleichem aus den zahmen Palmen/ machen sie ihre Bögen und Kolben/ derer sie sich in ihren Kriegen gebrauchen an statt der Degen und Zagayen/

welches kleine spitzige Spieße sind / die sie mit der Hand auff die Feinde werffen ; sie pflegen auch von diesem Holtz ihre Pfeile zuspitzen / welche daher so scharff sind / als ob sie von Stahl weren.

XVI.

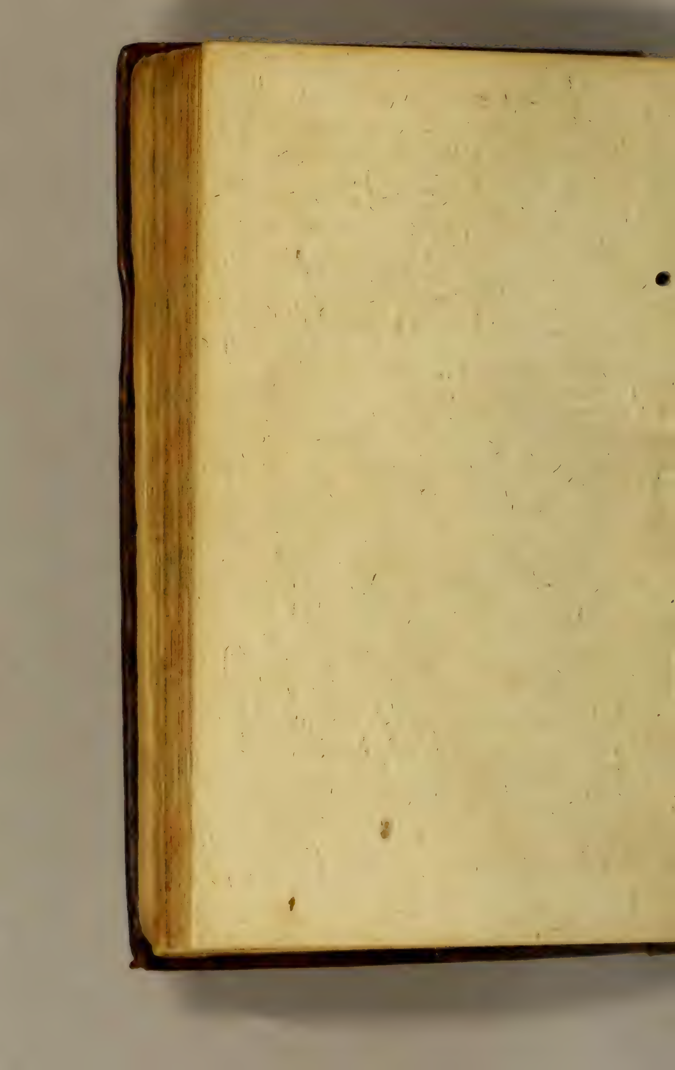
Von dem Cocos-Baum.

DJe vierdte Arth der Palmen / und die trefflichste unter allen / ist die so den Namen Cocos trägt / welches die bekante Frucht ist / von der die Historien-Schreiber so viel Wunderding zu sagen wissen. Zumercken ist / daß die Cocos, die in dem Abendländischen Indien gefunden werden / nicht so hoch wachsen / als die im Morgenländischen / in dem der Stamm gewöhnlich über zwantzig oder fünf und zwantzig Schuh nicht hoch / im übrigen aber von rechtmäßiger Dicke ist. Er hat weit mehr Aeste und Blätter als der zahme Palmbaum. Die Inseln Monaca und Roatam, welche in dem Golfo d' Hondures liegen / sind berühmet wegen Menge dieser Bäume. Unter den Antillen ist die Insel. S. Bartholomæi auch mit denselben gezieret / und hat man sie von daher in die Insel S. Christophori gebracht.

Die Frucht wächset an dem Stamm selbsten / zu End der Aeste. Sie ist wie eine Nuß gestaltet / doch ohn Vergleichung in der Grösse ; dann eine einige wieget offt bey zehen Pfunden.

So





So bald der Baum zu tragen angefangen/ siehet man ihn niemahl ohne Frucht; weil er alle Monathen deß Jahrs neue hervor stösset. Die Schale ist so hart und dick/daß man sie poliren/und unterschiedene Bilder darein stechen kan/ auch Kelche/ Flaschen und andere Geschirr/ so man im Haußwesen gewöhnlich brauchet/auß denselben machet. Sie ist mit einem dicken Uberzug umbgeben/welcher gantz zaſericht ist.

Wann man diese Cocos-Nuß auffgemacht hat/ findet man erstlich eine weisse Substantz wie Schnee / welche trefflich wohl nehret/ und wie eine Mandel schmecket. Diese Substantz ist so häuffig in jeder Frucht / daß man eine Schüssel davon füllen kan: Sie hanget inwendig fest an der Schalen/und hat in der Mitte ein grosses Glaß voll eines hellen unnd anmuthigen Saffts/ wie Muscateller-Wein; daß also eine Person für eine Mahlzeit mit dieser Früchte einer wohl vorlieb könte nehmen. Dieses Wasser allein verwandelt sich in einen Samen/und hat unter andern Kräfften auch diese Eigenschafft/daß es alle Runtzeln in dem Angesicht vertreibet/ und demselben eine schöne weiß und röthliche Farbe machet/doch daß man sich damit wasche so bald die Frucht von dem Baum gefallen ist.

Was diese Frucht Cocos weiter betrifft/ deßgleichen den grossen Nutzen den sie in der Artzney und Haußhaltung hat / wird solche weitlaufftig beschrieben von Francisco Pyrard

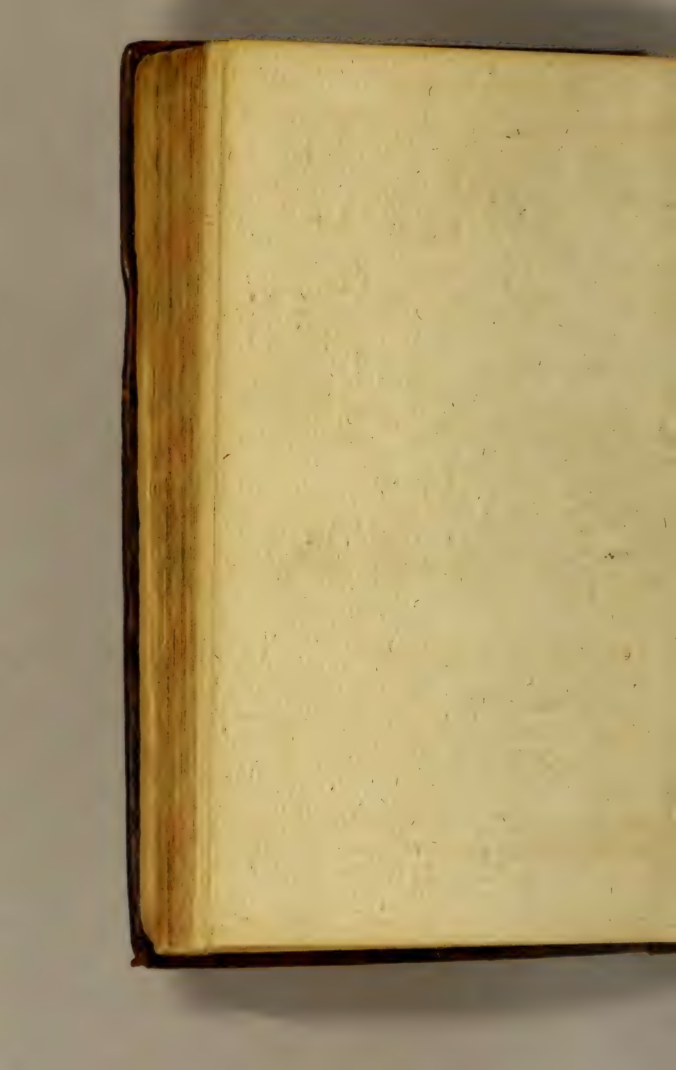
in seinem Buch von den Thieren / Bäumen und Früchten deß Morgenländischen Indien. Daselbst zeiget er / daß die Einwohner dieser Landen an diesem einigen Baum finden nicht allein ihr Brod / ihren köstlichen Tranck / ihre Kleidung / ihr Oel / ihr Zucker / ihr Honig / ihren Balsam / und die Artzney zu wieder-Erlangung der Gesundheit / wann solche geschwächet worden; sondern sie bauen auch mit leichter Mühe und trefflicher Feste auß dem Holtz dieses Baums ihre Häuser und Schiffe / derer sie sich zu Erhaltung der Handlung mit ihren Nachbarn bedienen. Daher man dann bey den Inseln Maldiva Schiffe siehet / die davon gebauet / und mit nichts anders als Cocos beladen sind / indem sie von diesem Wunderbaum / Bretter / Zapffen oder Nägel / Stricke / grosse Schiff-Seyl / Segel / Ancker / Oehl / Wein / eingemacht Zuckerwerck / Zucker und viele andere Sachen bekommen.

XVII.

Von dem Baum Cacao.

WEgen fast gleichlautender Wörter machen etliche zuweilen keinen Unterscheid unter Cocos und Cacao. Dieser letzte wächset in der Landschafft Guatrimala, nahe bey Nova Hispania, und hat auch eine Frucht / welche in gantz America sehr berühmt / weil sie das vornehmste Stück ist / so in Zubereitung der Chicolate oder Succolat gebrauchet wird / auß wel-





welchen man einen herrlichen Tranck machet/ der die Brust stärcket/alle böse Feuchtigkeiten/ so sich darinnen angehenget / zertheilet / den Grieß außtreibet/ und den Leib frisch und gesund erhält / wo man es mäßig gebrauchet.

Dieser Baum Cacao, welchen man auch in den Antillen im Jahr 1649. in dem Garten eines Einwohners der Insel deß H. Kreutzes gesehen/ ist jetzunder auch in der Insel Tabago bekant/ wie wir an seinem Ort gemeldet haben: Er ist fast dem Pomerantzenbaum gleich/ ohne daß er nicht so gar hoch wächset / und etwas grössere Blätter hat. Man pflantzet ihn gemeinlich an schattichte Oerter / und unter andere Bäume / damit er vor der Sonnen Hitz verwahret stehe/ sonsten würden seine Blätter verwelcken. Seine Frucht/ welche so groß un̄ fast wie eine Eichel oder mittelmäßige Olive gestaltet / wächset in dicken und langlichten Hülsen/ die an den Seiten durchstrichen und getheilet sind.

Das 7. Capitel.

Von dē Bäumen die zu dem Bauen dienlich / oder zu den Schreinerwercken und Färben gebrauchet werden.

Bißher haben wir vor Augen gestellet unterschiedliche schöne Bäume / welche

Früchte tragen/und zu der Nahrung oder Erquickung der Einwohner dieser Inseln dienlich sind; In diesem Capitel haben wir uns vorgenommen zu handeln von denen vorneinsten/ die man nützlich gebrauchen kan so wohl zu Bauung der Häuser/als dieselbe mit dem schönen Haußrath von Schreinerwerck / so man darauß machet/außzuzieren; Darnach wollen wir betrachten alle andere Bäume von unterschiedlichen Farben/ die zu der Färberey nützlich sind.

I.

Von den zweyerley Arthen Acajou.

ES sind wenig Inseln / in welchen man nicht schöne Bäume findet / die zu dem Bau der Häuser und vielen Schreinerwercken sehr dienlich sind. Sonderlich wird viel von dem Baum Acajou gehalten/welcher so überauß hoch und dick wächset / daß die Caraiber zuweilen auß einem einigen Stamm die grosse Böte machen/die sie Pyraugues heissen / und bey funffzig Menschen führen können. Er stösset viele Aeste von sich/ welche sehr dicht sind/ wegen der grossen Menge der Blätter/ mit denen sie beladen/ und daher einen angenehmen Schatten machen; Ja es sind etliche der Meinung/ daß es zu der Gesundheit sehr beförderlich seye/wann man unter diesem Baum zu ruhen pflege.

Es

Es gibt zweyerley Arth Acajou, welche in der Höhe ihres Stamms und Farbe deß Holtzes voneinander unterschieden sind. Der so vor den besten gehalten wird / hat ein rothes / leichtes und wohlriechendes Holtz / das sehr leicht zu arbeiten ist. Man hat auß der Erfahrung gemercket / daß ihm der Wurm keinen Schaden thut; daß es im Wasser nicht faule / wann es bey gutem Liecht geschnitten wird; und daß die Kästen und Schäncke / die auß diesem Holtz gemacht sind / den Kleidern einen guten Geruch geben / und selbige vor Motten und anderem Ungeziefer / so sonsten in den Kästen welche auß anderm Holtz gemacht sind / leichtlich wächset und sich auffhält / wohl verwahren. Diese Eigenschafften haben verursachet / daß etliche geglaubet / dieser Baum seye eine Arth von den Cedern. Man machet auch von diesem Holtz Schindeln / die Häuser damit zu decken. Die Haupt-Leute der Schiffe / welche in diese Inseln handeln / bringen offt Bretter von diesem Holtz mit / die so lang und breit sind / daß man nur eines einigen bedarff / einen schönen uud langen Tisch zu machen.

Die andere Arth Acajou ist von aussen eben wie die vorige / so wir allererst beschrieben / gestaltet; doch wächset sie nicht so hoch / unnd wann man die Rinde und das Weisse darhinder / abgenommen / siehet man daß das Holtz weiß ist. Es ist auch leicht zu arbeiten / wann es frisch abgeschnitten wird; wo man es aber in der Lufft eine Zeitlang liegen lässet / wird es

dergestalt hart/ daß man es ohne grosse Mühe nicht gebrauchen kan. Die Einwohner der Inseln bedienen sich dieses Holtzes selten/ und wann sie Mangel an andern haben / weil es wurmstichig wird / und in kurtzer Zeit faulet. Wann man den Stamm dieses Baumes verwundet/ fliesset ein Gummi sehr starck herauß/ welches wohl nützlich seyn würde / wo man es versuchet hätte.

II.

Von dem Baum Acomas.

DIeser Baum ist wohl eben so dick und hoch als der Baum Acajou, und wird nicht weniger von den Bauleuthen und Schreinern gelobet. Seine Blätter sind glatt und ziemlich lang. Er trägt eine Frucht in der Grösse einer Pflaumen/ welche/ wañ sie zeitig worden/ gelb und sehr schön anzusehen ist/ doch ist sie zu bitter/ daß man sie essen solte. Die Holtz-Tauben mästen sich zu gewisser Zeit deß Jahrs damit/ und alsdann hat ihr Fleisch eben solchen Geschmack / als die Frucht die sie gegessen. Die Rinde ist rauch und Aschenfarbig ; das Holtz schwer und leicht zu polieren / und nach den Orthen da es wächset ist das inwendige roth oder gelblich/ und fast violbraun. Wann man die Rinde öffnet / gehet ein Milch-Safft herauß / welcher so hart wird als ein Gummi.

III.

III.

Von dem Rosen-Holtz.

MAn muß bekennen/daß wo die Einwohner der Antillen sich daselbst beständig wolten niederlassen / würden sie nicht allein die Sachen/so zu Unterhalt deß Lebens nöthig sind/ da findē/sondern auch alle ergetzliche und seltene Dinge/so wohl was die Nahrung und Kleidung betrifft/ als was den Bau ihrer Häuser und die inwendige Zierde derselben anlanget. Aber die süsse Gedancken der Rückreise in ihr Vatterland / welche der meiste Theil bey sich beschlossen/macht daß sie alle seltene Vortheil/ so diese Inseln ihnen vorstellen / nicht achten/ und die reiche Menge der köstlichen Sachen die daselbst hervor kommen/ ohne einigen Nutzen leichtsinnig vorbey gehen. Dann zu geschweigen jetzunder der gar geringen Mühe die sie anwenden den Zeug auß dem Baumwoll/so da wächset/zu machen/und daß sie bey sich allerhand Feder- und zahmes Vieh/ welches da überflüssig als an einem Orth der Welt gefunden wird/auffziehen/so könten sie ohne Zweiffel noch grossen Nutzen haben von dem unterschiedlichen köstlichen Holtz/und solches nicht allein zu dem Bau ihrer Häuser und bequemen Haußrath gebrauchen : sondern auch an die Europeer verhandelen ; Wie dann nachfolgende Beschreibung etlicher raren Bäume / so so wol in diesem als folgenden Capitel / diese unsere Meynung bekräfftigen wird.

Billich setzen wir daß Rosen-Holtz/ weil es nicht allein zu dem Zimmer / sondern auch Schreinerwerck bequem / vornen an. Dieser Baum hat eine solche Höhe/ die mit der Dicke wohl überein kommet. Sein Stamm ist gemeinlich so starck/ daß er eine von den schönsten Zierden in den Wäldern der Antillen ist. Er hat viel schöne Aeste/mit weichen Blättern behangen/welche auff der einen Seiten haaricht / und lang fast wie die Nußblätter seyn. Zur Regenzeit träget er weisse Blüth von gutem Geruch/welche büschelweiß wächset/und die natürliche Schönheit dieses Baums wunderlich vermehret. Auff diese Blüth folgen kleine schwartzliche und glatte Beerlein. Die Rinde deß Stamms ist hell-grau. Sein Holtz ist inwendig dunckelgelb oder haarfarbig/ und wann der Hobel drüber gangen und außpoliret worden/ siehet man viele Aederlein von unterschiedlicher Farbe daran / welche gleichsam wie Wellen sind / und dem Holtz einen Marmelschein und recht wunderlichen Glantz machen. Doch wird es wegen deß guten Geruchs den es von sich giebet/wañ es gearbeitet und offt begriffen wird/ noch höher geschätzet/ und hat daher auch seinen Namen bekommen. Etliche sind der Meinung daß wegen dieses guten Geruchs/welcher die Rosen in der Anmuthigkeit übertrifft / man dieses Holtz Cypern-Holtz nennen solte/ wie es dann auch in etlichen Inseln der Antillen diesen Namen führet.

Die-

Dieser Baum wächset in allen Inseln/was die äusserliche Gestalt anlanget/auff einerley Art/ doch ist sein Holtz von unterschiedlichen Farben gesprengt/ nach dem Unterscheid deß Landes/darauff er gezogen worden.

IV.

Von dem Indianischen Holtz.

DIeser köstliche und wohlriechende Baum wird auff der Insel deß H. Kreutzes unnd vielen andern so häuffig gefunden / daß es fast gantze Wälder davon giebet. Er wird dem Rosen-Holtz gleich gehalten / aber er wächset viel dicker und höher/wann er auff einem guten Land stehet. Sein Stamm wurtzelt tieff und erhebet sich gerad. Seine Rinde ist dünn/ sanfft und überall glatt/ seine Farbe ist hellgrau und silberfarbig/und an etlichen Orthen fast gelblich/ daher man diesen Baum unter allen andern leicht kennet.

Er blühet deß Jahrs einmahl zur Regenzeit/und alsdann verneuret er ein Theil seiner Blätter. Sein Holtz ist sehr fest und zimlich schwer/deßwegen es sich wol poliren lässet/uñ etliche Wilden ihre Streit-Kolben davon machen. Nachdem man die Leibfarbe Schele / so unter der Rinden ist/abgenommen/siehet man das Holtz selbsten/ welches überauß hart und dunckelbraun ist / daher auch von den Liebhabern hoch geschätzet wird.

Der gute Geruch dieses Baums ist vornem-

 lich

lich in den Blättern. Sie sind gestaltet eben wie die Blätter deß Goyave Baums / und wann sie in den Händen getragen und begriffen werden / machen sie denselbigen einen angenehmen Geruch / als die Lorbeerblätter. Den Speisen und Brühen geben sie einen solchen trefflichen Geschmack / daß man denselbigen viel eher vielen Gewürtzen als einem schlechten Blat zuschreiben solte. Man gebrauchet auch diese Blätter in den Bädern / welche die Medici verordnen zu Stärckung der verletzten Nerven / deßgleichen die Geschwulst zuvertreiben / welche an den Schenckeln der jenigen / so mit bösen Fiebern behafftet gewesen / verblieben.

V.
Von unterschiedlichem rothen Holtz / welches zum bauen dienlich / und von dem Eisen-Holtz.

OHne die Bäume Acajou, derer wir zu Anfang dieses Capitels erwehnet / hat es in diesen Inseln noch unterschiedliche schöne Bäume / welche ein rothes / festes und schweres Holtz haben / das den Würmen und der Faulung wiedersteht. Sie sind alle sehr bequem zum Bau der Häuser und schönen Schreinerwercken.

Sonderlich wird das Eisen-Holtz hoch geachtet / welches seinen Nahmen daher hat / weil es an der Feste / Gewicht und Härtigkeit alles

alles Holtz/ so wir biß her beschrieben / übertrifft. Dieser Baum/welcher unter die Höhesten und wohlgestaltesten in den Antillen zu zehlen/ ist mit vielen Aesten beladen. Solche tragen kleine spitze Blätter/ die an dem Stiel zertheilet sind. Er blühet des Jahrs zwey mahl nemlich in dem Mertz- und Herbst Monath. Auff seine Bluth/ so vielfärbig ist / folget eine kleine Frucht/ in der Grösse einer Kirschen/ welche wann sie Zeitig ist schwartz wird und den Vögeln sehr angenehm ist. Die Rinde deß Stamms ist braun. Das Holtz ist zimlich hoch roth / wann es alleweil abgeschnitten worden; aber es verliehret seinen Glantz in der Lufft/ und schiest ab von der Farb. Das innerste deß Baums ist dunckelroth / wie das Brasilien Holtz/ und so fest / daß man starcke und scharffe Aexte haben mus/ wann man dasselbe fällen will. Weil aber das Holtz schön/ fest/ leicht zu polieren / und daurhaffter als das Cedern und Cypressen Holtz ist/ so verlohnet es reichlich durch diese guthe Eigenschafften alle Mühe / so man daran gewandt / ehe man es gebrauchen können.

Es ist noch ein anderer Baum/ dessen Holtz man auch Eisen Holtz nennet/ aber er ist mit dem vorigen nicht zuvergleichen. Er hat nur kleine Blätter/ und wann er blühet / ist er mit sehr vielen Büschlein beladen/ welche sich über alle Aeste erheben / gleich als ob es so viel Federbüsche wären / und den Baum über die massen zieren. Er ist von schöner Höhe/ und

hat

hat hinder der Rinden eine gelbe oder weisse Schele/ nach dem der Orth ist/ da er wächset. Alles Holtz dieses Baums/ ohne das innerste/ welches gar klein sehr hart uñ fast schwartz ist/ wird leicht von dem Wurm durchfressen/ weßwegen man es auch nicht gern verarbeitet/ es seye dann daß man es auß Mangel eines andern thun müsse.

VI.

Von etlichen Bäumen / derer Holtz zur Färberey gebraucht wird.

UNter den Bäumen / so in den Antillen wachsen/ gibt es etliche die zu dem Färben dienlich sind. Die vornehmsten und bekandtesten derselben sind das Brasilien-Holtz / das gelbe Holtz / das grüne Ebenholtz / und der Baum Roucou.

Das Brasilien-Holtz wird also genennet/ weil das erste so man iu Europa gesehen / auß der Landschafft Brasilia hergebracht worden/ allwo es in weit grösserer Menge/ als an einigem andern Orth Americæ, wächset. Dieser Baum ist rar in den Antillen/ und wird nur in denen Inseln gefunden/ welche mit harten und dürren Felsen am meisten erfüllet. Sein Stam̃ ist nicht starck wie anderer Bäume Stamm; sondern krumm / uneben und voller Knorren. Wann er in der Blüth ist / gibt er einen angeneh-

nehmen Geruch von sich / welcher das Hirn stärcket. Sein Holtz wird von den Drehern gesucht / doch bestehet der vornehmste Gebrauch desselben in dem Färben.

Es ist die Insel deß H. Creutzes berühmt unter allen andern / wegen der Menge rarer und trefflicher Bäume. Absonderlich wird viel gehalten von einem / der sehr hoch sich erhebet / und dessen Holtz / welches gantz gelb / zur Färberey dienlich ist. Als die Engelländer diese Insel innen hatten / schickten sie viele derselben in ihr Land. Man nennet es gelbes Holtz / wegen der Farb / oder auch Fustock, wie wir in Beschreibung der Insel Tabago, in welcher dieser Baum gar gemein ist / gedacht haben.

Das grüne Eben-Holtz brauchet man gewöhnlich zu vielen trefflichen Schreinerwercken / weil es gar leicht die Farbe und dē Glantz deß rechten Eben-Holtzes an sich nimet / doch wird es am meisten zur Färberey gebrauchet / in deme es schön Graßgrün färbet. Der Baum so dieses Holtz trägt / ist sehr dicht / weil seine Wurtzel viel Nebenschößlein von sich stösset / welche verhindern daß er nicht so hoch und dick auffwächset / als geschehen würde / wann der Stamm allein die Krafft an sich zöge. Seine Blätter sind glatt und schön grün. Unter der Rinden hat es eine weisse Spind / ohngefehr zwey Daumen dick / das übrige Holtz biß an den Kern ist so dunckelgrün / daß es fast schwartz scheinet; wann man es aber

po-

polieret/ wird man etlicher gelber Adern gewahr/ die ihm eine gesprengte Farbe machen.

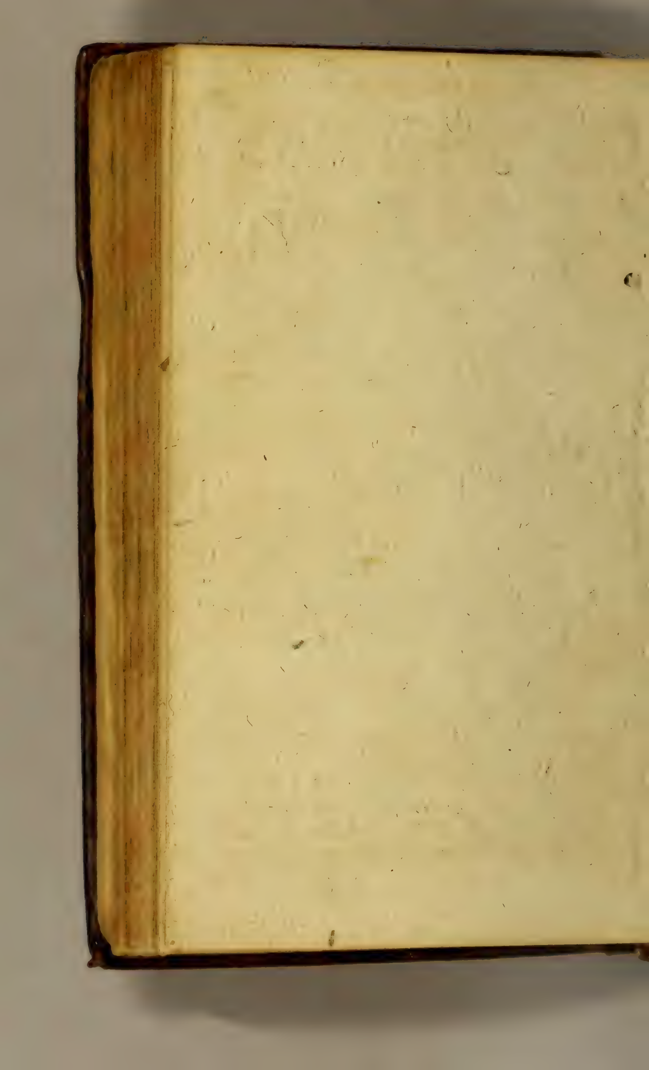
VII.

Von dem Baum Roucou.

DAs ist eben der Baum den die Brasilianer Urucu nennen: Er wächset nicht höher als ein kleiner Pomerantzen-Baum. Seine Blätter/ welche an einem End spitzig/ sind wie ein Hertz gestaltet. Die Blüt ist weiß mit Leibfarb vermischet; hat fünff Blätter in Gestalt eines Sterns/ und ist so breit als eine Rose. Sie wächset büschelweiß/ an den Enden der Aesten. Auff diese Blüte folgen kleine Hülsen/ die etliche Beerlein in der grösse einer kleinen Erbsen in sich schliessen/ welche wann sie zeitig worden/ mit einer recht hoch-roth und hell-glänzenden Farbe/ als man immermehr sehen mag/ bedecket sind. Diese reiche Farbe so in der Hülsen eingeschlossen/ ist so weich uñ gleběricht/ daß sie an den Fingern behangen bleibet/ so bald man sie nur anrühret.

Wann man diese köstliche Farbe haben wil/ schüttet man die Beerlein an denen sie hanget/ in ein irrdenes Gefäß/ und schüttet laulicht Wasser darüber/ in welchem man sie wäschet biß die Farbe davon abgangen. Und wann man hernach dieses Wasser still stehen lassen/ trucknet man die Drüsen oder dicke Hefen/ die unten am Boden liegt/ in dem Schatten/ und machet Täfelein darauß/ oder kleine Kü-





Kügelein/ welche von den Mahlern und Färbern hoch gehalten werden / wo sie lauter und unverfälschet sind/ und auff diese Weise / wie wir jetzo gedacht / gemacht worden. Das Holtz dieses Baums zerbricht leichtlich ; es läst sich sehr wohl mit demselben feuren/ und so es gantz außgelöschet / und man zwey Stück ein wenig widereinander reibet / springen Füncklein / als auß einem Feuerstein herauß/ welche die Baumwolle/ oder andern Zeug / so Feuer fangt/ und dabey geleget wird / anzuzünden pflegen. Auß der Rinden machet man starcke Seile. Die Wurtzel gibt den Speisen einen guten Geschmack/ und wann man sie in die Brühen thut/ macht sie solchen eine Farbe und Geruch wie der Saffran hat.

Die Caraiber haben dieser Gattung Bäume in allen ihren Gärten / welcher sie wohl pflegen/ und hoch schätzen/ wegen der schönen Röthe die sie von denselben bekommen / und sich den Leib damit anstreichen. Sie gebrauchen auch diese Farbe ihre schönste kleine Haußgeschirre damit zubemahlen/ und denselben einen Glantz zu machen.

Man könte auch unter die Zahl der Bäume so zu der Färberey dienlich / die meiste der jenigen setzen/ auß denen ein Gummi fliesset; dann die jenige so Belieben getragen solches zuversuchen/ haben gemercket / daß wann sie unter die Farbe gemischet werden/ sie die dunckelsten Farben mit einem sonderlichen Glantz und sehr schönen schein/ den sie denselben geben/ erhebē.

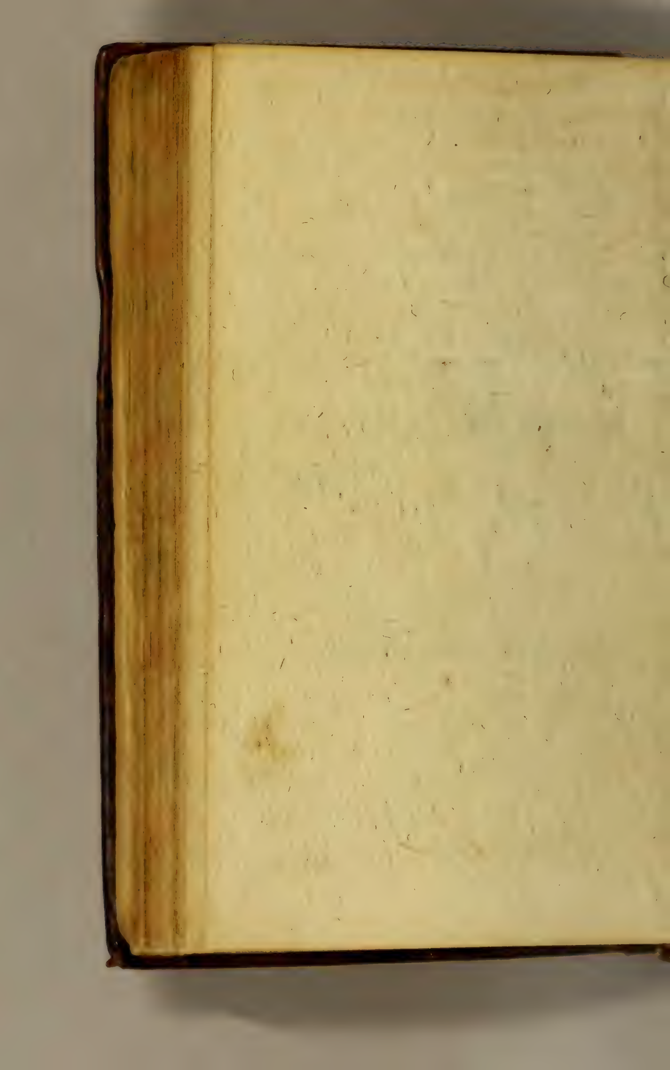
Das

Das 8. Capitel.

Von den Bäumen welche in der Artzney dienlich; Deßgleichen von etlichen andern / davon die Einwohner der Antillen grossen Nutzen haben.

Nachdem der höchste GOTT einen jeden Volck die Grentze ihrer Wohnung gesetzet / hat er ein jedwedes Land mit nothwendigen Mitteln versehen / auff daß die Leute so sich daselbst auffhielten / auch ihren bequemen Unterhalt da finden möchten; Und damit er ihren Augen die unendliche Schätze seiner allerhöchsten Weißheit uñ Göttlichen Vorsehung darstellete / hat er der Erden die Krafft gegeben / nicht allein alle Lebensmittel / die zu der Nahrung nöthig / hervor zu bringen; sondern auch unterschiedliche Artzneyen / deren sie sich wider die Kranckheiten / mit welchen sie möchten überfallen werden / bedienen und vor denselben verwahren könten; Deßgleichen viel andere herrliche Mittel / solcher zu Erlangung voriger Gesundheit / wañ sie allbereit in Schwachheit gerathen / sich zugebrauchen. Wir wollen jetzunder võ andern Orten der Welt nichts sagen / die Antillen sind mit diesen trefflichen Gaben in grosser Maaße überschüttet: Dann sie versehen ihre Einwohner nicht nur schlechter dings mit unterschiedlichen angenehmen Früchtẽ / Wurtzeln / Kräutern / Hülsengemüß / aller-





allerley Gevögel und Wildprett/Fischen und andern anmuthigen Speisen; sondern sie versorgẽ sie auch mit einer grossen Anzahl bewehrter Artzneyen / mit welchen sie sich von ihren Kranckheiten abhelffen können. Welches der verständige Leser leicht sehen wird in folgender Historischen Beschreibung der natürlichen Dinge/sonderlich in diesem Capitel / darinn wir die Bäume/welche einen grossen Nutzen in der Artzney haben/beschreiben wollen.

I.

Von den Casſien-Baum.

Dieser Baum wächset in der Grösse und fast gleicher gestalt wie der Pfirsingbaum/ seine Blätter sind länglicht und schmal: Zur Zeit der Dürre fallen sie deß Jahrs einmal ab/ und wann die Regenzeit wieder kommet / stösset er neue hervor. Vorher gehen viele schöne büschlein gelber blüthe/auff welche lange Röhren oder Hülsen folgen/ ohngefehr eines Daumens dick/und sind zuweilen anderthalb oder zwey Schuh lang. Inwendig haben sie in unterschiedenen Gefachen das jenige Marck/ welches in den Apothecken so bekant ist / und Caſſia genennet wird. Den Baum heissen die Europeer Caſſien-Baum / und die Caraiber MaliMali. So lange die Frucht dicker und länger wird/ist sie allezeit grün/wañ sie aber ihre Grösse erreichet und zeitiget/wird sie braun oder violfarbig / und bleibet also an den Aesten behangen.

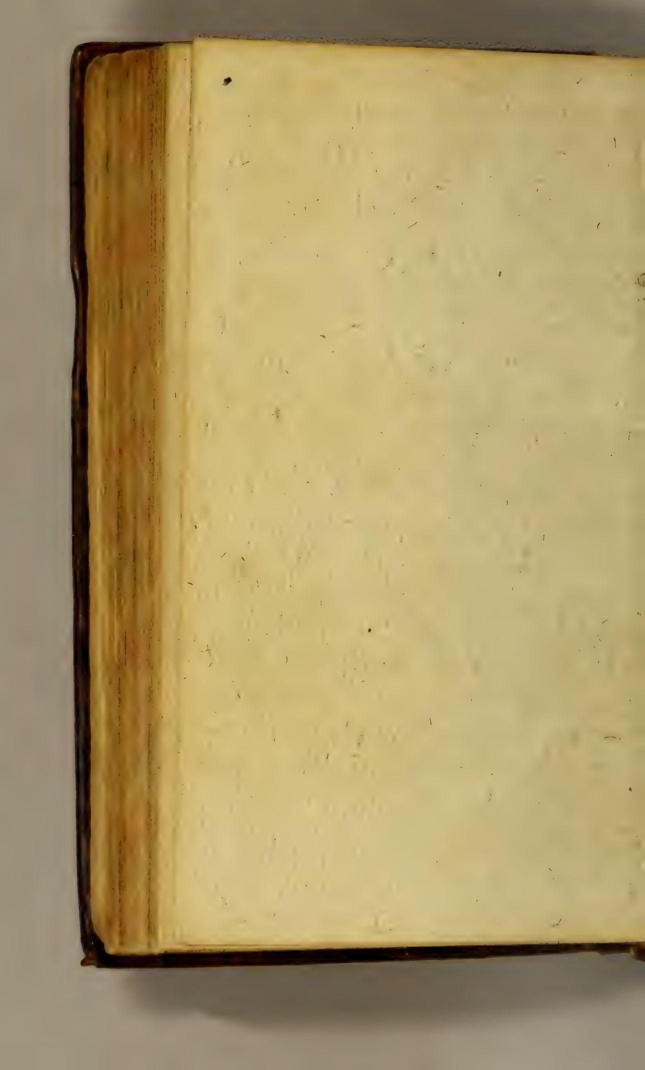
Wann

Wann diese Frucht zeitig und drucken ist/ und die Bäume so solche tragen von starcken Winden beweget werden/ höret man sehr weit das Geklapper/ welches von diesen harten und langen Hülsen entstehet / wann sie aneinander schlagen. Dieses schröcket die Vögel/ daß sie sich fürchten herbey zufliegen; und die Menschen/ so die Ursach dieses unordentlichen Getöß nicht wissen / wann sie nicht selbsten die Bäume sich bewegen sehen / und wie sie ihre Aeste und Früchte zusammen stossen / bilden sich ein / daß sie nicht weit von dem Ufer deß Meers seyen/ dessen Bewegung sie vermeinen zu hören; oder dürffen wol auff die Gedancken gerathen/ es seye das Gerassel der Waffen vieler Soldaten/ so auffeinander treffen.

Dieses Getöß ist das Merckzeichen aller derjenigen/ so den Busen oder die Enge bey S Domingo besuchen/ wo man gantze Ebene unnd sehr weite Begriff siehet/ die mit keinen andern als diesen Bäumen bedecket sind. Von diesem Orth hat man auch dem Ansehen nach den Saamen der jenigen Bäume/ die in den Antillen wachsen/ hergebracht. Sonsten sind die Cassien Röhre die man auß America bringet/ völler und gewichtiger / als die von Morgen kommen/ das Marck aber das inwendig ist/ hat einerley Krafft und Würckung.

Wann die Cassien-Blüthe mit Zucker eingemachet wird / so pfleget sie nicht allein den Bauch/ sondern auch die Blase gelind zu reinigen. Die Cassien-Hülsen haben auch eben die-





diese Eigenschafft/wo sie frisch und grün eingemacht werden. Doch wann man das Marck auß der zeitigen Frucht herauß nimmet / verrichtet solches viel eher und besser seine Würckung. Es befinden sich viele Einwohner dieser Länder sehr wohl dabey/ wann sie dessen alle Monath einmahl kurtz vor der Mahlzeit gebrauchen; und habē erfahren/ daß dieses sanffte Mittel sie bey guter Leibes-beschaffenheit wunderlich erhält.

II.

Von den Artzney-Nüssen.

DJe Artzney-Nüsse/ welche so gemein in allen diesen Inseln sind / wachsen auff kleinen Bäumen/ mit welchen man gemeinlich die Gärten und Wohnungen unterscheidet. Wañ man dieselbige in dem Wachsen nicht verhindert/ werden sie so hoch als ein gemeiner Feigenbaum/ dessen Gestalt sie auch haben. Sein Holtz ist sehr zart und marckigt/ er bringet viele Aeste/ welche durcheinander umb den Stam̃ herumb kriechen. Diese Aeste sind mit ziemlich langen/ grünen und weichlichen Blättern behangen/ so unten rund sind und in drey Spitzen außgehen.

Auß dem Holtz und Blättern dieses Baums triefft ein Milch-Safft/ welcher Flecken in das leinene Zeug machet: es ist auch nicht rathsam zur Regen-zeit darunter zu stehen / weil die Wasser-Tropffen die von den Blättern

fal-

fallen / eben wie der Safft zu flecken pflegen. Er trägt eine gelbe Blüth von fünff Blättern / welche / wann sie auffgangen / wie ein Stern gestaltet sind. Wann die Blüth abgefallen / folgen etliche kleine Nüsse darauff / die von anfang grün sind / hernach gelb werden / endlich schwartz / und sich ein wenig öffnen wann sie zeitig sind. Jede Nuß hat drey oder vier Kern in eben so vielen unterschiedenen Gefächlein in sich / welche eine schwärtzliche Schele haben in der Grösse und Gestalt einer Bohnen. Wann die Schele weg gethan ist / siehet man die weisse Kern / so öhligter substantz und mit einem zarten Häutlein umwickelt und halb getheilet sind. Diese Kerne haben einen angenehmen Geschmack / fast wie die Hasel-Nüsse: Jedoch wo man solche isset / und das kleine Häutlein / so die Kerne umwickelt und in der Mitten von einander theilet / nicht davon thut / schwächet es den Magen überauß sehr / und treibet die Natur oben und unten. Damit diese Stärcke gebrochen und man dieselbe füglicher gebrauchen könne / löset man dieses Häutlein ab / und leget sie ein klein wenig auff die Kohlen / hernach zerstösset man sie / und nimmet vier oder fünff / und mischet sie unter ein wenig Wein / dardurch sie dann gelindert und besser können genossen werden.

Wann man die zweige dieses Baums abschneidet / und in die Erde setzt / wurtzeln sie gar leicht. Die Portugiesen machen ein Oehl auß den Kernen / welches in der Haußhaltung dien-

dienlich/ und auch wohl einigen Nutzen in der Artzney haben mag.

III.

Von dem Zimmet-Holtz.

DEr Baum/ der diese Arth Zimmet trägt/ welche so gemein in allen den Inseln ist/ kan wohl unter die jenigen gezehlet werden so zur Artzney dienen/ weil seine wohlgeschmackte Rinde von allen denen so mit kalten Kranckheiten beladen/ gebrauchet wird/ und den Magen von dem zähen Schleim/ der darinnen sich angehengt/ befreyet. Der guthe Geruch und die immer wehrende Grüne dieses schönen Baums haben etliche dahin gebracht/ daß sie davor gehalten/ es seye eine Arth deß Lorbeer-Baums; aber er wächset weit höher / sein Stamm ist auch viel dicker/ seine Aeste breiten sich mehr aus/ und seine Blätter/ welche nicht so gahr lang/ sind viel sanffter/ und haben eine hellgrünere Farbe. Seine Rinde/ die unter einer aschenfarben Schalen verborgen/ ist viel dicker und weisser/ als der Zimmet so von den Morgen-Ländern kommet; sie beisset mehr auff der Zungen und schmecket schärffer/ wann sie aber in der Lufft getrucknet ist/ giebet sie den Speisen einen sehr anmuthigen Geschmack. Ohne diese köstliche Bäume/ deren wir jetzo gedacht/ werden die Inseln Tabago, Barbada uñ deß H. Kreutzes sehr gerühmet vor allen andern/ daß sie noch unterschiedlich Holtz ha-

ben/ dessen Gebrauch in der Artzney beruffen ist. Dann man findet daselbst Santel/ Guajac, oder Frantzosen / und Sassafras - Holtz/ welche/ weil sie genug bekand sind / nicht nöthig ist hie zu beschreiben.

IV.
Von dem Baumwollen-Baum.

Es gibt noch viele andere Bäume/ die in allen Antillen sehr gemein sind/ und von denen die Einwohner grossen Nutzen haben können. Der Baumwoll-baum/ welchen die Wilden Manoulou-Akecha nennen / stehet unter denselben/ als der nützlichste billich oben an. Er wächset so hoch als ein Pfirsingbaum/ hat eine braune Rinde/ und kleine Blätter / die in drey Theil getheilet sind. Seine Blüth ist so groß als eine Rose / welche unten von dreyen kleinen/ grünen und stechenden Blättern / die sie einschliessen/ gehalten wird. Diese Blüt hat fünff Blätter/ welche Goldgelb sind / und zu unterst kleine purpurfarbe Strichlein habẽ/ in der Mitten stehet ein gelber Knopff/ der mit kleinen Zäserlein von gleicher Farbe umbgeben. Auff die Blüth folget eine länglichrunde Frucht/ welche so groß als eine kleine Nuß mit ihrer Schalen ist. Wann sie zeitig worden/ ist sie von aussen gantz schwartz / und kan man an dreyen Orthen die weisse Wolle sehen/ die unter diesem rauhen Uberzug verborgen liegt.

liegt. Jn jeder Frucht finden sich sieben kleine Böhnlein/welche der Saame deß Baumes sind.

Es ist noch eine andere Arth deß Baumwollenbaums/welche auff der Erden kriechet/wie eine Rebe so keinen Pfal hat; und diese bringet das beste Baumwoll/ von welchem auch am meisten gehalten wird. Man machet auß allen beyden Leinwad/und unterschiedlichen geringen Zeug/die in der Haußhaltung gar wol gebrauchet werden.

V.

Von dem Seiffen-Baum.

ES gibt zweyerley Arth Bäume/deren sich die Einwohner der Jnseln an statt der Seiffen gebrauchen; der eine hat diese Eigenschaft in seiner Frucht / welche wie die Trauben wächset/rund/gelblich/und so groß wie eine kleine Pflaume ist; hat auch einen schwartzen und harten Kern/der sich polieren lässet. Man nennet die Frucht gemeinlich Seiffen-Aepffel. Der andere aber hat diese Würckung in seiner Wurtzel/ welche weiß und weichlich ist. Alle beyde machen das Wasser weiß und schaumicht/ eben wie die Seiffe; Wann man aber der ersten Gattung zu offt gebrauchet/ verdirbet man das leinen Geräth darmit. Diese Bäume werden daher Seiffenbäume genennet/ weil sie die Eigenschafft haben/ die Tücher/ gleich wie die Seiffe/ weiß zu machen.

VI.

Von dem Paretuve-Baum.

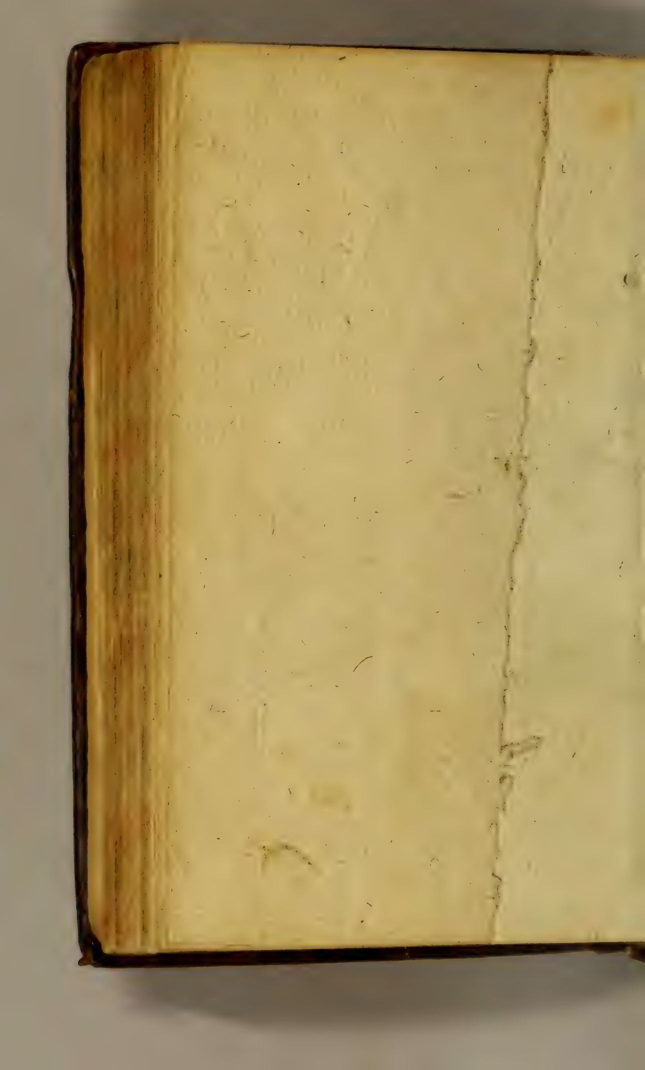
DJeser Baum wächset gerne an den sumpfichten Orten und Ufer deß Meers. Er hat grüne / dicke und zimlich lange Blätter. Seine Aeste/so sich gegen die Erde biegen/haben solche kaum berühret / daß sie nicht alsobald wurtzeln und einen andern Baum hervor stossen/welcher gemeiniglich seinen Stamm und seine Aeste so nah ineinander verwickelt/ und so viel wieder gebogene Aeste hat/ die sich umb alles/was sie ergreiffen/flechten/also daß diese Bäume in kurtzer Zeit alles gute Land/ das sie nur finden/ einnehmen / welches daher auch so übel wiederumb zu bauen ist/ daß man keinen Nutzen davon zugewarten hat. Unter diesen Bäumen haben die Wilde Schweine und anderes Wild ihre Lager. An etlichen Orten dienen sie auch den Einwohnern der Inseln an statt der Wälle / welche versichert sind / daß sie niemand von dieser Seiten her angreiffen werde. Sie sind auch darzu nützlich/ daß man mit der Rinde das Leder gerbet/ dann es gibt in diesen Inseln keine Eichbäume.

VII.

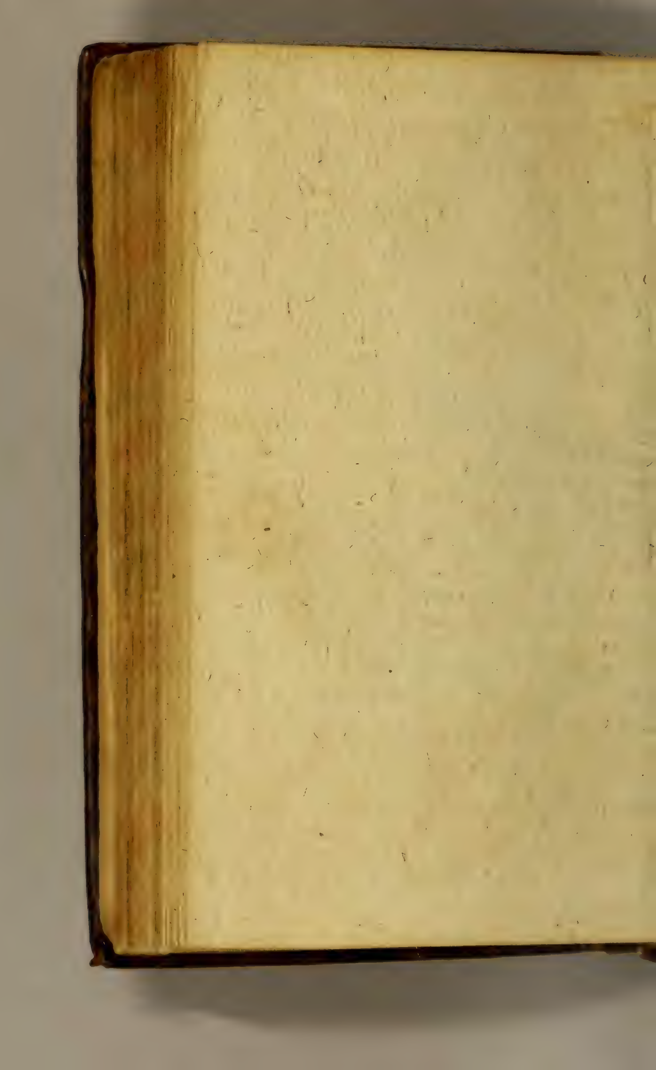
Von dem Calebassien-Baum.

Es muß auch der Calebassien-Baum hier nicht vergessen werden / als auß welchem der









der gröste Theil deß geringern Haußraths in der Haußhaltung der Indier und frembden Einwohner/die sich in diesen Inseln niedergelassen/gemachet wird. Es ist ein Baum/welcher in der Höhe/ dicke und Gestalt eines grossen Apffel-Baums wächset. Seine Aeste sind gemeinlich sehr dicht. Sein Blätter/ welche länglicht schmal und an dem Ende rund seyn/ hangen büschel weiß an den Aesten / und etlichen Orthen deß Stamms. Er träget fast alle Monathen deß Jahrs Blüth und Fruchte. Die Blüth ist grau mit einer grüne vermischet/ und mit schwartzen / auch zuweilen violfarben Flecklein besprenget. Auff diese folgen sonderliche Aepffel/ unter denen man schwerlich zween finden wird/die gleicher Grösse und Gestalt sind. Und gleich wie ein Häfner die Geschicklichkeit seiner Hand lässet sehen / in dem er auff einem Rath und auß einem Klumpen Erden Geschirre machet/ welche unterschiedliche Gestalt/ weite und Grösse haben: also zeiget auch die Natur hier ihre wunderbare Kunst/ in deme sie von einem einigen Baum Früchte von ungleicher Gestalt und Grösse bringet/ob solche schon alle an einem Ast hangen/und auß einem wesen bestehen.

Diese Früchte haben dieses mit einander gemein/ daß sie alle eine harte/ hültzerne Schale haben/ von solcher dicke und Feste / daß man sich solcher gebrauchen kan an statt der Flaschen/ Becken/ Kelchen/ Schüsseln / und anderer gemeinen Geschirr / deren man in der

Haußhaltung bedarff. Diese Schalen sind mit einer sonderlichen substantz angefüllet/ welche wann sie recht Zeitig ist / violfärbig wird/ da sie zuvor weis gewesen. In dieser substantz werden auch etliche kleine / platte und harte Kern gefunden / die deß Baumes Samen sind. Die Jäger der Inseln gebrauchen sich dieser Frucht den durst im Nothfall damit zu leschen/ und sagen daß sie als ein gesottener Wein schmecke: aber daß sie dabey den Leib etwas zuviel verstopffe.

Die Indier policzen die Schale/ und bemahlen sie so artig mit Roucou, Indig und anderen schönen Farben / daß die vornembste Leuthe ohne Eckel auß den darauß gemachten Geschirren mit Lusten zu essen und trincken pflegen. Es giebet auch Liebhaber / welche diese Geschirr vor würdig halten/ ihnen einen platz unter den raren Sachen ihrer Kunst-Kammern einzuräumen.

VIII.

Von dem Baum Mahot.

Es sind zweyerley Arth Bäume die man Mahot nennet / nehmlich der zahme Mahot, und der Kraut-Mahot. Der erste wird am meisten geachtet/ weil er stärcker ist. Er wird nicht sonderlich groß/ doch hat er viele Aeste/ die sich gegen die Erde neigen. Die Rinde ist sehr dick/ und läst sich leicht von dem Baum ablösen. Man macht lange Schnüre darauß/ und gebrauchet sie zu vielen dingen / weil sie

stärcker alß die hänffene sind. Auff das Holtz pfleget man gemeinlich den Taback zu rollen/ welches auch zu vielen Sachen in der Haußhaltung dienlich ist. Was den Kraut-Mahot belanget/ wird solcher in Mangel deß vorigen gebrauchet; aber er faulet leicht/und mag dem andern in der Stärcke nicht verglichen werden.

Letzlichen hat es in diesen Inseln noch unterschiedliche andere Bäume/ die in Europa nicht gesehen werden/ deren etliche nur das Gesicht belustigen/ als da sind der Baum Mappou genant / und vielerley Arthen der stachlichten Bäume: etliche erquicken den Geruch: etliche haben gifftige Eigenschafften in sich / als der Milchsafftige Baum; der jenige Baum/ desen Wurtzel/wan sie zerrieben und in die Flusse geworffen wird/die Fische toll machet; der Mancelin-Baum/ den wir an seinem Orth beschreiben wollen / und noch eine Menge anderer/ welche alle ein weises und weiches Holtz haben/ das zu nichts dienet/ und von den Europeern noch keine Nahmen bekommen.

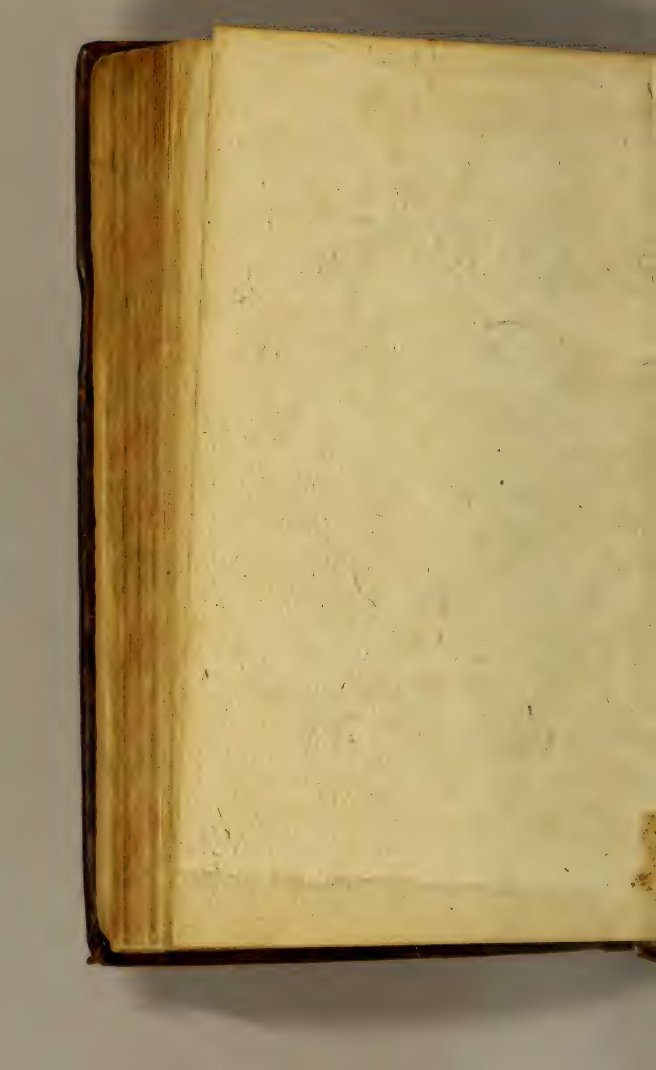
Das 9. Capitel.

Von dē Bäumlein und Staudē der Inseln / welche Früchte tragen und Wurtzeln von sich stossen/die den Einwohnern zur Nahrung dienen/ oder zu anderen Gebrauch nützlich sind.

ALs GOtt der HErr ein sonderlichs Element auß der Erden gemacht / hat er solche in unterschiedene Gegenden getheilet / deren jedweder er etliche Vortheil und Bequemlichkeiten gegeben/die an andern Orthen nicht zu finden / damit man auß dieser angenehmen und vielfältigen Veränderung seine höchste Vorsichtigkeit desto klärlicher erkennen / und sich über solche verwundern möchte. Doch muß man bekennen/ daß in der Außtheilung/ welche diese Göttliche Weißheit mit ihren Güthern gemacht / die Antillen Inseln sehr reichlich begabet worden : Dann wann wir die Augen etwas genau wenden auff die Gewächse/ davon wir handlen / so sehen wir daß nicht allein die grosse Bäume/ die in dem vorhergehenden Capitel beschrieben / zur Wohnung/ Nahrung / Kleidung / Erhaltung der Gesundheit und vielen andern Bequemligkeiten der Menschen so daselbst wohnen/ dienlich sind; sondern auch viele Bäumlein und Stauden da wachsen/ derer Wurtzeln und Früchte

zu





zu gleichem Gebrauch nützlich / wie der Leser auß diesem Capitel vernehmen wird.

I.

Von dem Manyoc.

DJe Einwohner der Inseln gebrauchen an statt deß Getreyds die Wurtzel eines Bäumleins/welches Manyoc heisset/und von den Topinambanern Manyoc, von andern aber Mandioque genennet wird/ auß welcher man ein wohlgeschmacktes Brod machet/das den Namen Cassave hat. Diese Wurtzel wächset so häuffig und vermehret sich so sehr/daß ein einiger Morgen Lands/ der damit beyflantzet worden/mehr Leute ernehren kan / als sechs andere/welche mit dem besten Getreyd beseet sind. Sie trägt ein krummes Holtz von fünff oder sechs Schuh hoch / das voller Knorren und leicht zu zerbrechen ist. Seine Blätter sind schmal und langlicht. Zu End deß neundten Monats wird die Wurtzel zeitig. Man sagt daß sie in Brasilia, innerhalb drey oder vier Monath/so dick als ein Schenckel eines Mannes wachse. Wann die Erde nicht zu feucht ist/ hält sich die Wurtzel drey Jahr lang / und verdirbet nicht; daß man also keines Bodens von nöthen hat solche darauff zu verwahren/ sondern nimmet dieselbe auß der Erden in solcher Menge/ als man bedarff.

Wann man diese Wurtzel ziehen wil / muß man von dem Holtz nehmen / und solches in

Ståbe schneiden / ohngefehr eines Schuhes lang; hernach mit einer Hacken eine Grube in die Erde machen/und drey von diesen Ståben in dreyeckigter Gestalt in die Erde so man herauß genommen/und ein klein Hügelein damit gemacht/ hinein legen. Diese Arbeit nennet man nach der Gruben pflantzen.

Es ist auch noch eine andere Weise das Manjoc zu pflantzen / welche das auffrechtepflantzen genennet wird/und viel leichter und hurtiger zugehet / aber das Manyoc, so davon wächset/ist nicht so schön/ wird auch nicht so hoch gehalten. Die Arbeit bestehet darinn/ daß man ein Loch mit etwas spitziges in die Erde steche/ und das Manyoc-Holtz gantz gerad in dasselbe hinein stelle. Doch muß man acht haben im pflantzen/daß man die Knorren nicht zu unterst stecke/ dann sonsten würden die Ståbe nicht wurtzeln. Die Indier bauen es auff keine andere Weise / damit sie es aber bey zeit haben/ nehmen sie den Lauff deß Monds in acht / und daß die Erde ein wenig befeuchtet seye.

Es gibt unterschiedliche Arth dieser Bäumlein/ welche nur in der Farbe der Rinde deß Holtzes und der Wurtzel voneinander unterschieden werden. Die jenige so eine graue/oder weisse/oder grüne Rinde haben/ geben ein wol geschmacktes Brod / und wachsen in kurtzer Zeit; aber die Wurtzeln/ die sie bringen / lassen sich nicht so lange halten / und mehren sich auch nicht so sehr/als die/ welche von dem rothen

chen und violbraunen Manyoc kommen / welches das gemeineste / wertheste und nützlichste in der Haußhaltung ist.

Der Safft dieser Wurtzel ist kalter Natur / gleich wie der Schürling-Safft / und ein solch starckes Gifft / daß als die arme Indier auf den grossen Inseln mit Feuer und Schwerd von den Spaniern verfolget worden / indeme sie einem grausamern Todt entgehen wollen / sich dieses Giffts bedienet / damit sie sich selbsten umb das Leben brächten.

Man siehet noch heut zu Tag in der Insel S. Domingo einen Orth / welchen man die Höle der Indier nennet / wo man die Gebeine mehr als von vier hundert Menschen findet / die sich mit diesem Gifft hingerichtet / auff daß sie nicht in die Hände der Spanier gerathen möchten. Gleichwol wann dieser gifftige Safft innerhalb vier und zwantzig Stunden vor allerley Vieh auß der Wurtzel herauß gezogen worden / verliehret er seine gifftige und gefährliche Eigenschafft.

II.

Von dem Wunder-Baum.

MAn findet in den Antillen eine Menge derjenigen Bäumlein oder Stauden / welche in Lateinischer Sprach Palma Christi oder Ricinus, und zu Teutsch Wunderbaum genennet werden. Und wachsen an etlichen Orthen so hoch und dick / daß man meynen solte / es

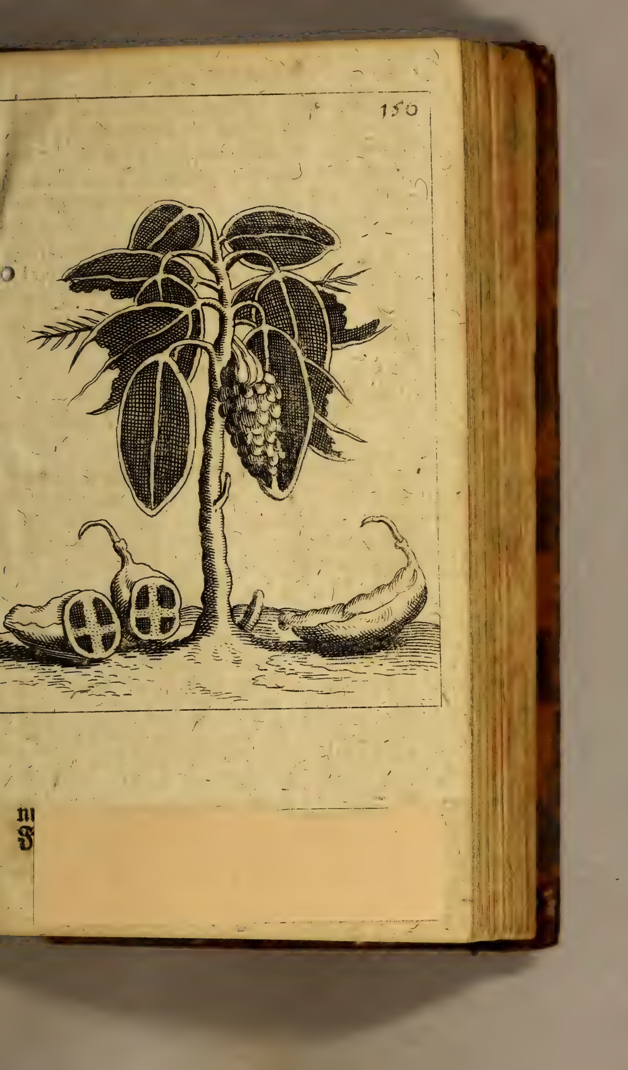
seye eine andere Arth von denen die man in Europa siehet. Die Mohren samlen die Beerlein auff / und drucken das Oel darauß / mit welchem sie ihre Haar reiben/und vor dem Ungezieffer verwahren. Die Eigenschafften welche Galenus und Dioscorides demselben geben / kommen sehr wohl mit dem Gebrauch dieser Barbaren überein. Die Blätter dieses Bäumleins sind auch sehr berühmt wegen Heilung der Geschwäre / dann sie haben eine an sich ziehende Krafft.

III.

Von dem Banane- und Feygen-Baum.

ES wachsen auff allen diesen Inseln zweyerley Arth Bäumlein / oder vielmehr grosse Rohr/ die inwendig schwammicht sind / und sehr gern in fettem Grund nah an den Bächē/ oder in den Thälern/ die vor den Winden versichert seyn / hervor kommen. Man nennet sie gemeinlich Banane - oder Ahorn und Feygen bäume/ oder auch wol Paradiß-Aepffelbäume. Diese beyderley Arth Bäumlein habē dieses miteinander gemein/ 1. daß sie von gleicher Höhe sind / nemlich 12. oder 15. Schuh hoch über der Erden. 2. daß ihre Stämme/ welche grün/gläntzend / schwammicht uñ voll von Wasser sind/ auß einer grossen Zwiebel in Gestalt einer Birne wachsen / welche mit vielen kleinen Wurtzeln versehen / so die Zwiebel

fest



nı
F



fest in der Erden behangen machen. 3. daß sie nahe bey dem Stamm Nebenschößlein hervor stossen/welche zu End deß Jahrs Frucht tragen. 4. daß/wañ man einen Stamm abschneidet/umb die Frucht zu haben/der so unter dem noch stehenden am meisten fortgeschossen / an deß abgeschnittenen statt tritt / und also das Bäumlein immer bleibet / und sich dergestalt mehret / daß es mit der Zeit alles gute Land/ das es antrifft/einnimmet. 5. daß die Substantz beyder Bäume weichlich ist / und zu Wasser wird/ welches/ob es wol überauß hell und klar ist/ doch diese Eigenschafft hat/ daß es das leinene und weisse Zeug braun färbet. 6. daß ihre Früchte oben an jedem Stamm hangen/ in Gestalt grosser Trauben oder büschelweiß. 7. und daß ihre Blätter/welche ohngefehr fünff Viertheil einer Ehlen lang / und achtzehen Zoll breit sind / an statt der Tisch- und Teller-Tücher können gebrauchet werdẽ/ und wo sie dürre sind / vor Polster und Bette dienen/daß man sanfft darauff ruhe.

Diese beyde Bäumlein sind einander noch darinn gleich/daß/wann man die Frucht/wo sie zeitig ist/an welchem Ort man auch wolle/ anschneidet/ die inwendige Substantz / die so weiß als der Schnee ist/ allezeit in der Mitten die Gestalt eines Kreutzes zeige; welches man sonderlich siehet/wann sie in zarte Scheiblein geschnitten wird. Daher halten es die Spanier vor eine grosse Sünde / wann man die Frucht mit einem Messer zerschneidet/und är-

gern sich sehr/wann sie sehen daß sie anderst als mit den Zähnen zerstücket wird.

Der Banane-Baum aber hat dieses an sich eigen: 1. Ist seine Frucht zwölff oder dreyzehen Zoll lang/ein wenig gegen das End gekrümmet/und fast so dick als ein Arm; da hergegen die Frucht deß Feigenbaums die Helffte kleiner ist/ und bey sechs Zoll lang. 2. Der Banane-Baum trägt an einem Busch auff das höchste über fünff und zwantzig oder dreyßig Bananen nicht/welche auch nicht hart ineinander stehen; Der Feygenbaum aber hat zuweilen biß auff hundert und mehr Feygen/die so hart und dicht beysammen stehen / daß man zu thun hat dieselbe voneinander zu bringen. 3. Die Bananen haben eine harte und feste Substantz/welche sich in der Aschen oder in einem Hafen bey der Speise wol kochen / oder auch einmachen/und in dem Ofen oder an der Sonnen dürren lässet / damit sie destobesser könne auffgehalten werden; aber die Feige / weil sie weichlich ist/läst sich nicht also gebrauchen.

Wann man diese Früchte einsamlen wil/ schneidet man die Bäume unten ab / dann sie tragen doch nur einmahl so lang sie stehen/und hält den Büschel Früchte mit einer Gabel/damit er im fallen sich nicht zerstosse und zuschanden gehe. Doch leget man nicht gern die Heepe an/man sehe dann/daß an jedem Busch etliche Früchte seyen/ die eine gelbe Schele haben; dann daran mercket man daß sie zeitig sind; Wann sie hernach nach Hauß gebracht

wor-

worden/ so zeitigen die jenige so noch grün gewesen allgemach/und hat man alle Tage eine neue Frucht.

An einem Busch Früchte/der von den Frantzosen Regime genennet wird / hat gemeinlich ein Mann zu tragen; ja bißweilen gibt es einen so schweren Busch/ daß zween Männer denselben an eine Stange hängen / und auff den Schultern forttragen müssen / gleich wie die Kundschaffer den grossen Weintrauben auß dem Land Canaan gebracht. Etliche/nach deme sie die Frucht so herrlich und delicat befunden/haben sich eingebildet/ daß es eben die jenige seye/von welcher Gott dem Adam und der Even im Paradiß gebotten / daß sie nicht davon essen solten. Wie sie dann auch solche Adams-Feygen oder Paradiß-Aepffel nennen. Weil ein Blat dieses Baums so groß ist/wie oben gedacht worden/hätte ohne zweifel die Blöße unserer ersten Eltern auffs wenigste wol damit können bedecket werden.

Was die Gestalt deß Kreutzes belangt / so die Frucht inwendig zeiget / wann sie auffgeschnitten wird/ kan solches Anlaß zu tieffsinnigen Betrachtungen den jenigen geben/die sich belustigen die Geheimnüsse der Natur geistlicher weise zu deuten.

Etliche sagen daß man die Gestalt deß Kreutzes auch an dem Saamen der Weinrauten sehe. An dem Stengel der kleinen Entzian oder Kreutzwurtz stehen die Blätter auch kreutzweiß; und man muß bekennen / daß die Natur

offt

offt in den Gewächsen-spielet / und an den Kräutern und Blumen unterschiedliche Gestalten vor Augen stellet. Also gibt es Kräuter die den Haaren/andere die den Augen/den Ohren/ der Nasen / dem Hertzen/der Zünge/ den Händen/ und andern Gliedern deß Leibs gleichen; Wiederumb andere/ die da scheinen als Adler/ Bienen/Schlangen/Katzenpfotē/ Hahnen-Kämme/Bären-Ohren/Hirsch-Gewehhe/ Pfeile und dergleichen gestaltet zu seyn; Daher sie auch der Gleichheit wegen mit diesen Namen zuweilen genennet werden. Aber es ist nicht nöthig / daß wir alle dieselbe hie erzehlen / weil alle Kräuterbücher davon voll sind.

IV.

Von dem Corallen-Holtz.

Es ist in vielen Inseln noch ein Bäumlein/ welches Beerlein so roth als Corallen träget. Sie wachsen Büschelweiß zu äusserst an den Aesten/ die deßwegen schön gezieret uñ lieblich anzusehen sind. Aber diese Beerlein haben an dem einen End ein schwartzes Tüpfflein/so sie verschändet/und/nach etlicher Meinung/ihren Werth verringert. Andere hergegen sagen / daß diese Vermischung der Farben solche umb so viel angenehmer mache. Man gebrauchet sie die Armbänder davon zu machen.

V.
Von dem Jasmin und Liecht-Holtz.

Die Bäumlein / welche Jasmin und Licht-Holtz genennet werden / gehören auch unter die jenige / so vor andern in diesen Inseln berühmt. Dann das erste trägt eine kleine weisse Blüth / die den gantzen Begriff da sie stehet / mit ihrem guten Geruch erfüllet / weßwegen sie auch den Namen bekommen. Das andere belangend / gibt solches auch einen angenehmen und lieblichen Geruch von sich / wañ man das gedörrte Holtz desselben brennet; ja es fängt so leicht Feuer / und hält eine so helle Flamm / wegen eines sonderlich wohlriechenden Gummi so darinn steckt / daß es daher billich von den Einwohnern zu Unterhaltung ihrer Feuer gebrauchet wird / und denselben bey Nachtzeit an statt der Liechter und Fackeln dienet.

Das 10. Capitel.
Von den Pflantzen / Kräutern und Wurtzeln der Erde in den Antillen.

Nachdem wir in den vorhergehenden Capiteln die grosse und kleine Bäume / mit welchen das Land in den Antillen reichlich bedecket / besehen haben; als müssen wir jetzund betrach-

betrachten die unterschiedliche rare Pflantzen/ Kräuter und Wurtzeln / mit denen die Inseln auch sehr häuffig versehen sind.

I.
Von den dreyerley Arthen Pyman.

DIe Pflantze / welche die Frantzosen Pyman oder Amerikanischen Pfeffer heissen/ ist eben die jenige/ so von den rechten Einwohnern deß Landes Axi oder Carive genennet wird. Sie wächst dicht/gleich wie ein kleiner Busch ohne Dornen. Der Stengel ist Aschenfarbig/ und hat etliche kleine Zweigelein / an welchen viele länglichte/gekerbte und graßgrüne Blätter hangen. Es gibt dreyerley Arthen dieses Gewächses/die einander gleich sind/ ohne die Gestalt der Schelen / oder Frücht so sie tragen/ dadurch sie voneinander unterschieden werden.

Die erste trägt nur ein kleines und rothes Knöpfflein / welches länglicht ist wie ein Würtznägelein / und inwendig einen zarten Saamen hat / so viel hitziger ist als das Gewürtz/das auß den Morgen-Ländern kommet/ ja es hat fast eine brennende Krafft / welche es allen Sachen/darzu man es gebrauchet/leicht mittheilet.

Die andere Arth hat eine viel dickere und längere Schele/die eine hochrothe Farbe bekomt/wann sie zeitig ist/ und wann man sie in die



II.

Von dem Taback.

DJe Pflantze Taback/welche von der Insel Tabago ihren Namen bekommen/ allda sie/ nach etlicher Meinung/ von den Spaniern zuerst entdecket worden/ wird auch Nicotiana genennet/ weil der Herr Nicotius solche zuerst in Europa bekant gemacht/ und auß Portugal in Franckreich geschickt.

Etliche heissen sie auch das Kraut der Königin/weil sie der Königin in Spanien/ als eine rare Pflantz von herrlichen Tugenden/ überreichet worden/ da sie zum ersten auß America kommen. Von den Spaniern ist ihr der Name deß Heiligen Krauts gegeben/ wegen der herrlichen Würckungen die man auß der Erfahrung gelernet hat/ wie Garcilasso in dem 2. Buch seines Königlichen Commentarii am 25. Capitel berichtet. Endlichen wird sie auch Petum genant/ wiewol Johannes de Lery darwider ist/ und behauptet/ daß die jenige Pflantze/ die er in Brasilia gesehen/ und die Topinambaner Petum heissen/ gantz und gar nicht mit unserm Taback überein komme. Die Caraiber nennen sie in ihrer Mutter-Sprache Y Ouli. Vor diesem waren in den Inseln keine andere Taback-Pflantzen bekant/ als die jenige/ so die Einwohner gemeinlich grünen Taback/ und Zungen-Taback/ wegen Gestalt der Blätter heissen: seither man aber von dem

festen

ſen Land den Saamen der jenigen Arthen
hin gebracht / die man Veriniſchen (oder
Virginiſchen) Taback / und Amazonen-Ta-
ck neunet / ſind ſolche auch in viererley Gat-
ng getheilet worden. Die beyde erſte Ar-
en tragen ein mehrers ein; aber die beyden
dern werden höher geachtet / wegen ihres
lichen Geruchs.

Alle dieſe Arten der Taback-Pflantzen wach-
n in den Inſeln in der Höhe eines Mannes /
grösſer / wann ſie im Wachsthumb nicht ge-
ndert werden / welches geſchicht / ſo man die
Spitzen der Stengel abſchneidet. Sie tragen
el grüne / lange und unten wollichte Blät-
r / welche / wo man ſie begreiffet / gantz öhlicht
heinen. Die Blätter ſo zu unterſt an der
flantzen wachſen / ſind breiter und länger /
deme ſie eine mehrere Nahrung von dem
Safft der Wurtzel haben. Oben ſtoſſen ſie
eine Zweiglein von ſich / welche eine Blüth
Geſtalt der Glöcklein tragen / die von heller
olbrauner Farbe ſind. Und wann dieſe
lüth dürr iſt / und abfällt / kommet ein Knöpf-
in an die Statt / in welchem der Saame be-
riffen / der eine braune Farbe hat / und über-
iß zart iſt.

Zuweilen findet man unter den Blättern
d Zweigelein dieſer Pflantze die Neſter der
nigen kleinen Vögel / die man Colibris nen-
t / welche wir an gehörigem Orth beſchreiben
ollen.

III.

III.

Von dem Indig.

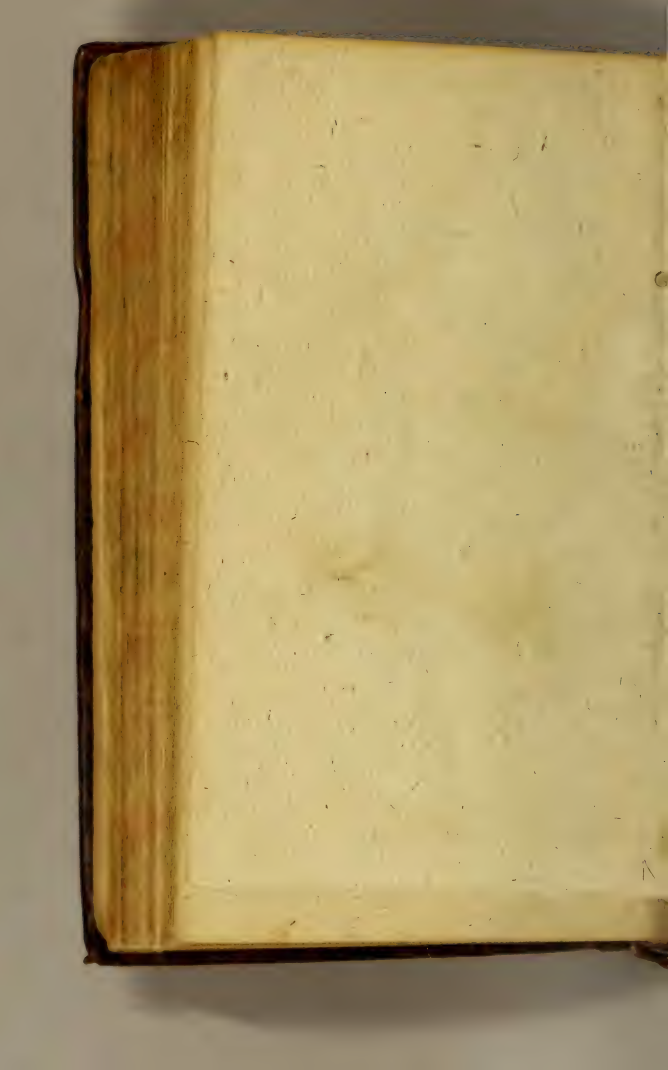
DIe materi, darauß man die violbraune Farbe/ Indig genant/ machet/ kommet von einer Pflantze/ die etwas über dritthalb Schuh hoch auß der Erden wächset. Sie hat kleine graßgrüne Blätter/ welche in der Zeitigung gelblich sind. Ihre Blüth ist röthlich. Sie wächset auß Beerlein/ die man furchenweiß in gerader Linien seet. Ihr Geruch ist überauß unanmuthig/ da hergegen die Arth deß Indigs/ so man in der Insel Madagascar findet/ eine kleine weiß und purpurfarbig vermischte Blüth träget/ die sehr wohl riechet.

IV.

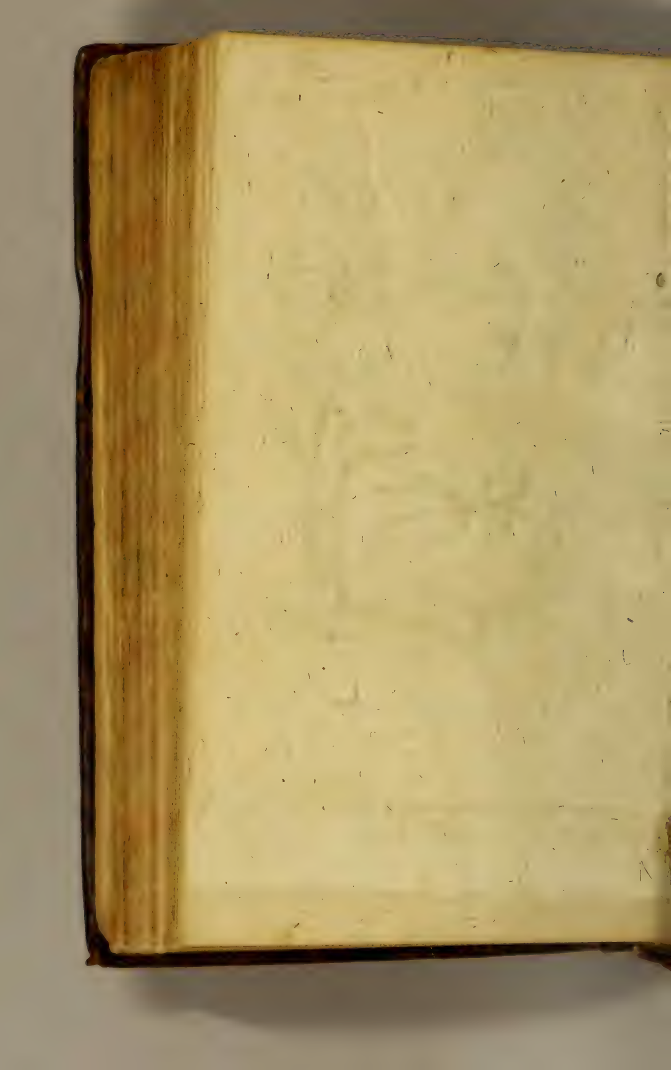
Von dem Ingber.

UNter allen Morgenländischen Gewürtzen/ welche man in America zu erziehen versuchet hat/ wächset keines so wohl wie der Ingber/ als der sehr häuffig und vollkommen daselbst hervor kommet. Es ist die Wurtzel einer Pflantze/welche nicht hoch auß der Erden wächset/ grüne und länglichte Blätter hat/ gleich wie die gemeine oder Zucker-Rohr. Die Wurtzel erstrecket sich nicht in die Tieffe/ sondern in die Breite/ und lieget zwischen der Erden/ als eine Hand/ die unterschiedliche Finger von sich außgehen hat; Daher sie auch von den Einwohnern der Inseln Patte genennet wird.









ird. Diese Pflantze lässet sich fortsetzen von
em Saamen / oder welches öffter zu geschehen
en pfleget / von sonderlichen kleinen Würtz-
in / die als Zäserlein umb den alten Stengel
nd dickste Wurtzeln stehet. Sie wächset gar
icht in allen Antillen / sonderlich in der Insel
Christophori. Seither auch der Taback so
ringes Kauffs worden / handeln viele Ein-
ohner der Insel / mit grösserem Nutzen / mit
em Ingber.

V.

Von dem Patate.

DAs Patate, von etlichen Batate genant / ist
eine Wurtzel so den Garten-Erd-Nüssen /
die man Toupinambou, oder Indianische
Artischocken nennet / fast gleich siehet / aber sie
hat einen weit bessern Geschmack / und ist viel
ersprießlicher zu der Gesundheit.

Bey dieser Gelegenheit haben wir nicht un-
terlassen wollen zu melden / daß diese Toupi-
nambou, welche heut zu Tag an diesen Orthen
nicht allein gar gemein sind / sondern auch sehr
wenig geachtet werden / und fast nur den armē
Leuten zur Speise dienen / vor diesem unter die
raresten und herrlichsten Gerichte gezehlet
worden. Dann bey den kostbaren Mahlzei-
ten / welche zu Pariß im Jahr 1616. von den
Fürsten zu Ehren etlicher Gesandten gehalten
worden / wurden sie als ein köstliches und für-
treffliches Essen auffgetragen. Wir kom-
men

men aber wieder zu unserm Patate. Dasselb wächset überauß wohl in einem leichten / etwas feuchten und gearbeiteten Grund; und stösset eine Menge weichlicher Blätter von sich / welche gantz stahl grün / und den Spinatblättern fast gleich sind. Diese Patate-Blätter kommen auß vielen jungen Außschößlein / die auff der Erden hinkriechen / und alsobald die gantze Gegend deß Landes / in der Länge und Breite einnehmen. Wann die Erde auch wohl gearbeitet ist / wurtzeln diese Schößlein in kurtzer Zeit / durch sonderliche weißfarbige Zäserlein / welche unter dẽ Knöpffen hervor schiessen / und sich leichtlich in die Erde verstecken. Die Blüth dieser Pflantzen kommet in der Farb fast mit der Wurtzel überein / und ist wie ein Glöcklein gestaltet / an dessen statt der Saame kommet. Jedoch wann man diese Frucht fortpflantzen wil / nimmet man gemeinlich nur allein die Schößlein so hin und wieder zerstreuet liegen / wie wir allbereit gedacht / und leget sie in einen gearbeiteten Grund / da sie dann nach verlauff zwey- oder dreyer Monathen ihre Wurtzel bringen; welche auch noch diese Krafft hat / daß wann sie in Scheiblein geschnitten / und in die Erde geleget wird / sie ihre Wurtzel und Blätter bekommet / gleich als ob sie in einem jeden kleinen Stücklein ihren Saamen bey sich hätte; welches die Naturkündiger auch von dem Coriander und Beyfuß schreiben / ja sie sagẽ daß dieses letztere auch auß seiner Aschen wieder hervor wachse.

Die-

Diese Wurtzeln sind unterschiedlicher Farb/ [und] findet man zuweilen in einem Feld weisse/ [di]e auch am gemeinesten sind/ violbraune/ ro[th]e/ wie die rothe Rüben/ gelbe und gespreng[t]. Sie haben alle einen trefflichē Geschmack. [W]ann dafern sie nicht wässerig sind/ und auff [ei]nem etwas feuchten und etwas truckenen [La]nd / das beyderley Eigenschafften an sich [h]at/gewachsen/kommen sie den Kastanien am [G]eschmack bey/und geben bessere Nahrung als [d]ie Cassave, welche die Leiber vertrucknet; dañ [d]iese trucknen nicht so sehr. Es gebrauchen [a]uch viele Engelländer dieser Wurtzeln an statt [d]eß Brods und Cassave, und lassen solche un[t]er der Aschen oder auff den Kohlen kochen; Dieweil sie also zubereitet/besseres Geschmacks sind/und die auffblehende Krafft/die der meiste Theil der Wurtzeln in sich haben/verliehren. Doch kochet man solche gemeinlich in einem grossen eisernen Hafen / darinnen ein wenig Wasser geschüttet worden: hernach decket man den Hafen zu/ und beleget den Deckel mit einem Tuch/ daß es überall verstopfft seye/und lässet sie also verdämpfft kochen. Und dieses ist die gewöhnliche Speise/der Knechte und Leibeigenen im Land/ die diese also bereitete Wurtzeln mit einer Pyman-Brühe und Pomerantzen-Safft essen / welches die Frantzosen eine Pymantade heissen.

Man muß gestehen / daß wo diese Wurtzel nicht so gemein wäre/ sie viel höher würde gehalten werden. Die Spanier halten es vor

ein delicat Essen/wann sie solche mit Butter/ Zucker/Muscaten oder Zimmet zubereitet. Andere machen einen Brey darauß / den sie sehr fett machen / und Pfeffer oder Ingber daran thun / welches ihnen trefflich wol schmecket. Aber der meiste Theil der Einwohner der Inseln kochen sie nicht auff erzehlte Weisen. Etliche nehmen auch das öberste von den zarten Außschößlein/sieden dasselbe / und essen es als einen Spargen oder Hopffen-Salat.

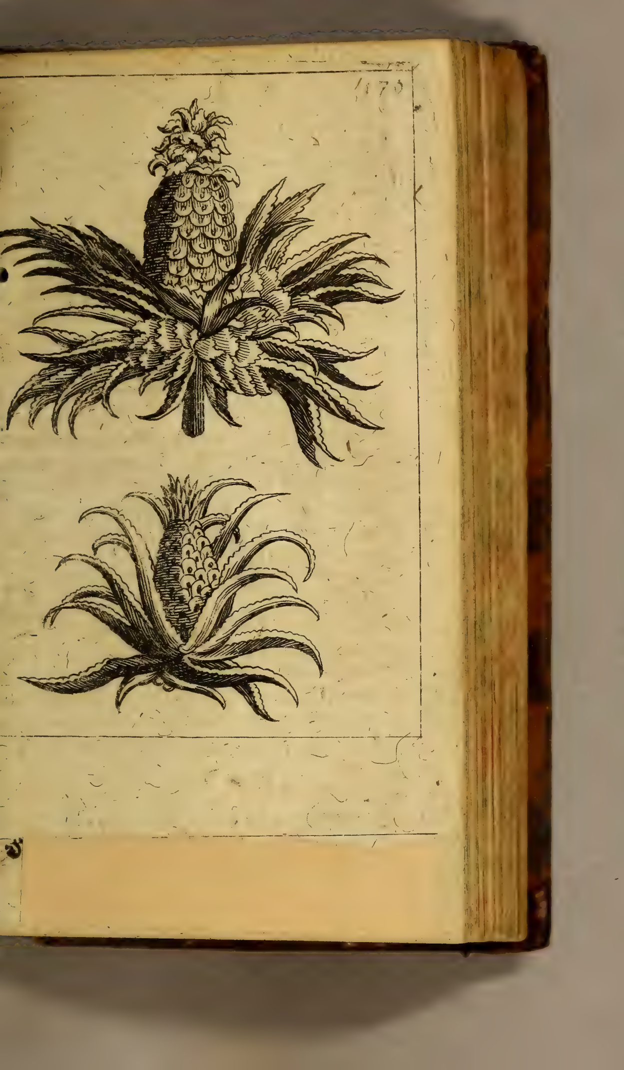
VI.

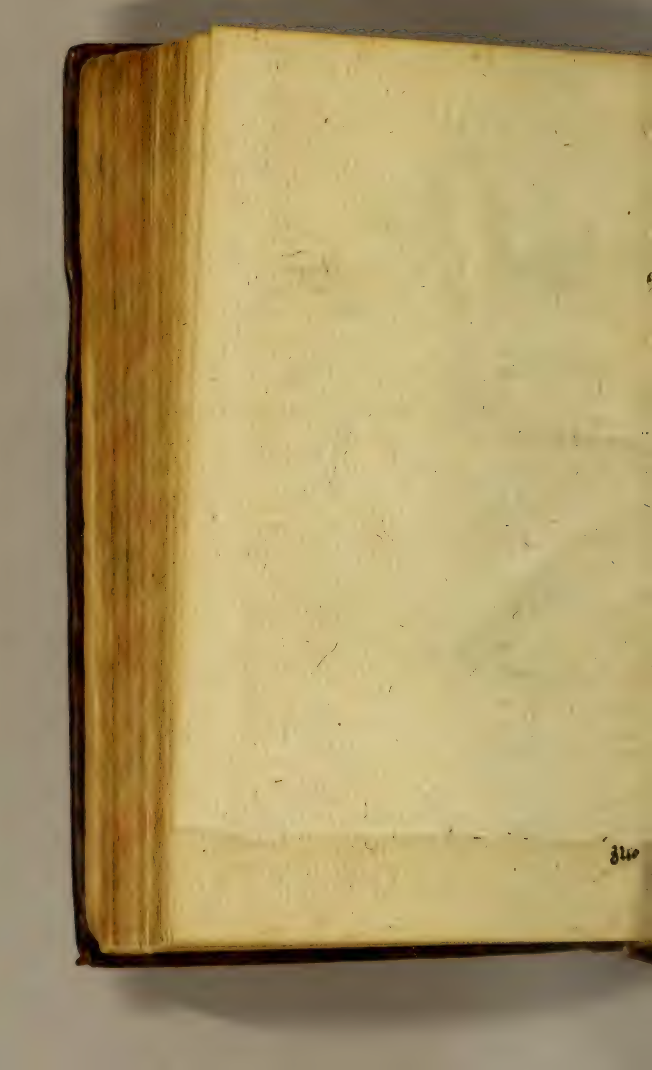
Von dem Ananas.

DAs Ananas wird vor die trefflichste Frucht nicht allein in diesen Inseln / sondern in gantz America gehalten. Sie ist so schön / und hat einen solchen lieblichen Geruch / daß man wol sagen kan / es habe die Natur diese Frucht mit den allertrefflichsten Gaben auß ihrem Schatz gezieret.

Der Stengel ist eines guten Schuhs hoch/ daran ohngefehr funffzehen oder sechszehen Blätter hangen/ welche so lang als die Distelblätter/ einer Hand breit/ und wie die Aloes-Blätter gestaltet sind. Sie sind am End spitzig/gleich wie die Blätter der Schwertel/ in der Mitten etwas hohl/ und auff den beyden Seiten mit kleinen und sehr spitzigen Dornen besetzet.

Die Frucht so zwischen diesen Blättern wächset/und an dem Stengel erhaben stehet/ zu-





zuweilen so groß als eine Melon. In der Gestalt kommet sie fast einem Thann-Apffel bey. Die Schele/welche gleichsam wie mit Schuppen überzogen / ist bleichgrün / an den Enden leibfarbig/und hat einen gelben Grund; von aussen ist sie mit vielen Blümlein behenckt/ welche/nachdem die Sonn darauff fällt / so mancherley Farben als ein Regenbogen habē. In dem die Frucht zeitiget / fallen ein Theil dieser Blümlein ab. Die schönste Zierde aber an dieser Frucht/ daher sie auch den Namen deß Königes unter den Früchten bekommen/ ist/daß sie mit einem grossen Büschel gekrönet/ der auß Blumen und etlichen starcken und gekerbten Blättern bestehet / welche hoch-roth und glängzend sind/ und derselben einen herrlichen Glantz geben.

Die Substantz unter der Schelen ist etwas zaserlicht/ in dem Mund zergehet sie aber in einen Safft. Ihr Geschmack ist so trefflich und sonderlich/daß die so denselben eigentlich beschreiben wollen / keiner einigen Frucht allein ihn haben vergleichen können/ sondern alles das zusammen genommen / was in andern Früchten am delicatesten ist/und doch endlich bekennen müssen/ daß sie noch einen sonderlichen und eigenen Geschmack habe / den man nicht leichtlich außsprechen könne.

Diese Frucht wird fortgepflantzet / nicht durch die Wurtzel/oder durch ein kleines röthliches Körnlein / welches offt inwendig in der Frucht gefunden wird; sondern durch den

Krantz so oben auff derselben stehet. Dann so bald man den in die Erde setzet / wurtzelt er / stösset Blätter von sich / und bringet zu End deß Jahrs eine neue Frucht. Man findet offt etliche dieser Früchte / welche drey dieser Büschel haben / die alle tüchtig sind fortzupflantzen. Aber ein jedweder Stengel trägt nur ein einiges mahl Frucht.

Es gibt dieser Früchte drey- oder viererley Arthen / welche die Einwohner der Inseln unterscheiden entweder durch die Farbe / oder durch die Gestalt / oder durch den Geschmack / nemlich das weisse Ananas, das spitzige / und das jenige so die Frantzosen la Rénete (zu Teutsch etwa ein Johannis-Apffel) nennen. Dieses letztere wird höher gehalten als die beyde andere / dann wann es recht zeitig ist / hat es den herrlichen Geschmack / davon wir vorher geredet; es hat auch einen annehmlichern Geruch als die andern / und machet die Zäne nit so stumpff.

Die Indier als rechte Völcker deß Lands / und die Frantzosen so in den Inseln wohnen / machen auß dieser Frucht einen über alle massen trefflichen Tranck / welcher dem Malvasier nahe kommet / wann er eine Zeitlang gehalten worden. Man macht auch einen eingemachten Safft davon / welcher eines von allen den besten und herrlichsten eingemachten Sachen ist / die auß Indien gebracht werden. Man schneidet auch die Schele in zwey Stück / und machet solche trucken ein mit etwas von den

zar-

erlesten Blättern/hernach füget man dieselbe
ederumb geschicklich zusammen / und über-
het sie mit Zucker / dadurch die Gestalt der
ucht und ihrer Blätter recht vollkommlich
halten wird. An dieser also eingemachten
ucht kan man in diesen glückseligen Landen/
geachtet der brennenden Hitze der Zonæ
orridæ, ein angenehmes Ebenbild deß Eys-
/ so der traurige Winter hervor bringt / se-
n.

Diese Frucht ist lange Zeit genossen wor-
u/ehe man den köstlichen Nutzen / den sie in
r Artzney hat/ gemercket; jetzunder aber hat
e Erfahrung gelehret / daß der Safft eine
cht wunderliche Krafft hat das Hertz und die
schwächte Lebens Geister zuerlaben und auf-
richten ; man gebrauchet denselben auch
hr glücklich / zu Stärckung deß Magens/
ertreibung deß Eckels zu essen / und wieder-
ringung deß appetits. Er bekommet auch
en überauß wohl / die von dem Grieß oder
Verstopffung deß Harns geplaget werden / ja
schwächet die Stärcke deß Giffts / und die-
et wider dieselbe. In Mangel dieser Frucht
rauchet man die Wurtzel / die gleiche Wür-
ung hat. Das Wasser so man durch den
Kolben herauß distillirt, ist stärcker von Kräff-
en und würcket geschwinder ; weil es aber all-
uscharff und beissend ist / und dem Mund/
Gaumen und Harngängen gar schädlich/als
uß man sehr wenig davon einnehmen / und
inen verständigen Medicum zuvor umb Rath

fragen/der dieser Schärffe eine Verbesserung zusetzen kan.

VII.
Von den Zucker-Rohren.

DJe Blätter deß Rohrs/ auß dessen delicaten Safft der Zucker gemacht wird / gleichen den andern Rohr-Blättern/ die man an den sumpffigten Orten und stehenden Wassern siehet/doch sind sie etwas länger und schärffer/ dann wo man sie nicht geschicklich angreiffet/ verletzen sie die Hände wie ein Scheermesser. Die Rohr werden Zucker-Rohr genant / und wachsen bey fünff oder sechs Schuh hoch/und zwey Daumen dick in dem Begriff. Sie haben unterschiedliche Glieder/die gemeinlich 4. oder 5. Daumen breit voneinander stehen. Und je weiter die Glieder voneinander sind/je besser und düchtiger werden die Rohr den Zucker zu machen gehalten.

Der Stengel stösset einen Busch langer/ grüner und dichter Blätter von sich / in deren Mitte das Rohr sich erhebet/welches an dem Gipffel auch mit vielen spitzigen Blättern als einem Federbusch beladen/darinnen der Saame wächset. Inwendig sind die Rohr gantz voll weisses und safftiges Marcks/auß welchen man den süssen Safft presset/da der Zucker von gemacht wird.

In einem fetten und etwas feuchten Grund schiessen sie überauß wol fort. Man pflantzet sie

eclin Furchen/welche in gleicher weise mit ei-
er Hacken oder mit dem Pflug gemachet wer-
en/und eines halben Schuhs tieff sind. In
iese Furchen leget man zeitige Rohr/ und de-
ket sie mit Erden zu/die in kurtzer Zeit hernach
n jedem Glied eine Wurtzel bekommen / und
Blätter und Stengel von sich stossen / die ein
eues Rohr bringen. So bald dasselbe auß
er Erden steigt/muß man das herumbstehen-
e Unkraut fleissig außjätten/ damit das Rohr
icht darvon ersticke: so bald es aber einmahl
ie Erde bedecket/ erhält es sich von sich selbste
gleich wie ein Hau-Wald/und kan viele Jahr
stehen/daß man es nicht erneuren darff; jedoch
wo der Grund gut ist / und die Würme der
Wurtzel keinen Schaden thun / sonsten ist es
n diesem Fall am besten/daß man auf das ehe-
ste die gantze Pflantze außreisse / und den Acker
mit neuen wieder besetze.

Ob wohl das Rohr zu Ende deß neundten o-
der zehenden Monats reiff wird/so kan man es
doch zwey Jahr lang auff dem Acker behalten/
zuweilen auch drey gantzer Jahr/hernach aber
verdirbet es. Doch ist das sicherste und beste/
daß man es alle Jahr/ nahe bey der Erden an
dem untersten Glied abschneidet.

Wann diese Rohr in ihrer Zeitigung sind/
und man über das Feld gehet / kan man sich
daran erlaben/ wo man den herrlichen Safft/
der eben wie der Zucker schmecket / herauß sau-
get. Die aber auß allzugrosser Begierde des-
sen zu viel nehmen / bekommen leicht einen

Bauchfluß/ deßwegen man die neue Ankömlinge davon abwarnen muß / was aber rechte Einwohner deß Landes sind/ die sind dieser Gefahr nicht unterworffen.

Es gibt auch noch in etlichen dieser Inseln von denjenigen schönen und köstlichen Rohren/ die man zur Zierde in den Händen träget/ und von Natur gesprenckt und gleichsam mit unterschiedlichen Gestalten bemahlet sind.

An den Ufern der stehenden Wassern und allen sumpffichten Orthen stehen auch sehr hohe/ dicke und starcke Rohr/ auß denen die Einwohner gemeinlich die Wände und Unterscheidungen ihrer Häuser/ und Latten/ die sie zu den Dächern gebrauchen/ machen. Die Indier bedienen sich auch der Spitzen dieser Rohr/ den meisten Theil ihrer Pfeilen davon zu machen.

-o§ (o) §o-

Das

Das 11. Capitel.

Von etlichen andern Gewächsen der Antillen / und unterschiedlichen Arthen Hülsen-Früchte und Blumen so daselbst wachsen.

WIr haben allbereit in dem vorhergehenden Capitel unterschiedliche Pflantzen/ Kräuter und Wurtzeln beschrieben/ die in den Antillen wachsen / und wegen ihrer Blätter/ ihrer Früchte / und ihrer sonderlichen Eigenschafften wohl werth sind/ daß man sie betrachte. Weil aber diese materi etwas weitläufftig und doch sehr annehmlich ist / halten wir davor / es werde dem begierigen Leser nicht verdrießlich fallen/ wann wir demselben nochmahln unter einem absonderlichen Titul etliche der raresten Gewächse dieses Landes / die den mehrern Theil in Europa unbekant sind/ vor Augen stellen.

I.

Von den Racketen.

DAs jenige Gewächs/welches die Frantzosen wegen Gestalt der Blätter Racketen nennen/ ist ein dicker stachlichter Busch / der auff der Erden kriechet/indem er sich nicht viel in die Höhe thun kan/ weil der Stamm / der

anderst nichts als ein Blat ist das mit der Zeit dick worden / ohngefehr über einen halben Schuh nicht auß der Erden gehet. Und ob dieser Stamm schon ziemlich dick ist / siehet man doch solchen nicht / und wird dessen nicht gewahr / man hebe dann die grüne / grobe ungestalte und eines Daumens dicke Blätter auf / die dar umbher liegen / und eines an dem andern hangen. Sie sind mit überauß spitzigen und subtilen Stacheln bewaffnet. Und auff etlichen dieser langen und stachlichten Blätter wächset eine Frucht in der Grösse einer Dattel / welche auch an ihrer Schele etliche kleine und zarte Dörnlein hat / so die jenige die sie abbrechen wollen / gewaltig in die Finger stechẽ. Wann diese Frucht zeitig ist / ist sie inwendig roth / und von aussen wie ein Zinnober. Die Jäger auff den Inseln halten sie vor delicat uñ kühlend. Doch hat sie diese Eigenschafft / daß sie den Harn gantz blutfarbig macht / so bald man nur darvon gessen hat / also daß die jenige / die dieses Geheimnüß nicht wissen / befürchten sie haben sich eine Ader im Leibe zersprenget. Ja es sind etliche gewesen / die / als sie diese Verwandlung / deren Ursach sie nicht gewust / gemercket / sich in das Bett geleget / und dafür gehalten daß sie gefährlich kranck seyen. Man sagt / daß es in Peru eine Arth Pflaumen gebe / die gleiche Krafft haben. Etliche versichern auch / daß sie eben dieses verspüret / nachdem sie von den eingemachten rothen Klosterbeeren gegessen.

Die

Die so das Tunal beschrieben / welches so
r berühmet wird / wegen der köstlichen
charlach-Farb / die es an seinen Blättern
nget / machen es dieser Pflantzen / davon
r jetzunder geredet / gantz gleich / außgenom-
n / daß sie demselben keine Frucht zugeben.
liche andere zehlen es unter die Disteln wel-
e Feigen tragen / weil die Frucht die Gestalt
rselben hat / und wann man solche öffnet / an
att deß Kerns nur kleine Körnlein stehet / die
nen / so in den Feygen gefunden werden /
ntz gleichen.

Es gibt auch noch eine andere Arth / dessen
rucht weiß ist / und einen lieblichern und bes-
rn Geschmack hat / als das rothe / so wir be-
hrieben. Ja es findet sich noch eine andere /
elches ohne Zweiffel eine Arth von dem Tu-
al ist / auff welchem man kleine Würmlein
esehen / die die Farbe eines Rubins haben / uñ
em Zeug oder Tuch auff welchem man sie zer-
eibet / eine überauß schöne und sehr frische
Scharlach-Farbe geben.

II.

Von den Kertzen.

Die Kertze / welche diesen Namen wegen ih-
rer Gestalt von den Frantzosen bekommẽ /
wird von den Caraibern Akoulerou genen-
net. Es ist auch eine Arth der grossen Disteln /
die als ein grosser und dichter Busch wächset /
und überall rauh ist von zarten und überauß

spitzigen Dornen. Sie stösset in der Mitte neun oder zehen Stengel ohne Aeste und Blätter von sich / die von neun biß zehen Schu hoch sind / gerad und außgehölet wie die grosse Wachskertzen. Diese sind auch mit stechenden Dornen / gleich als wie mit den allerspitzigsten Nadeln versehen; daß man sie also nicht angreiffen kan / man versuche es auch wo man wolle. Die Rinde und das inwendige sind ziemlich weich und schwammicht.

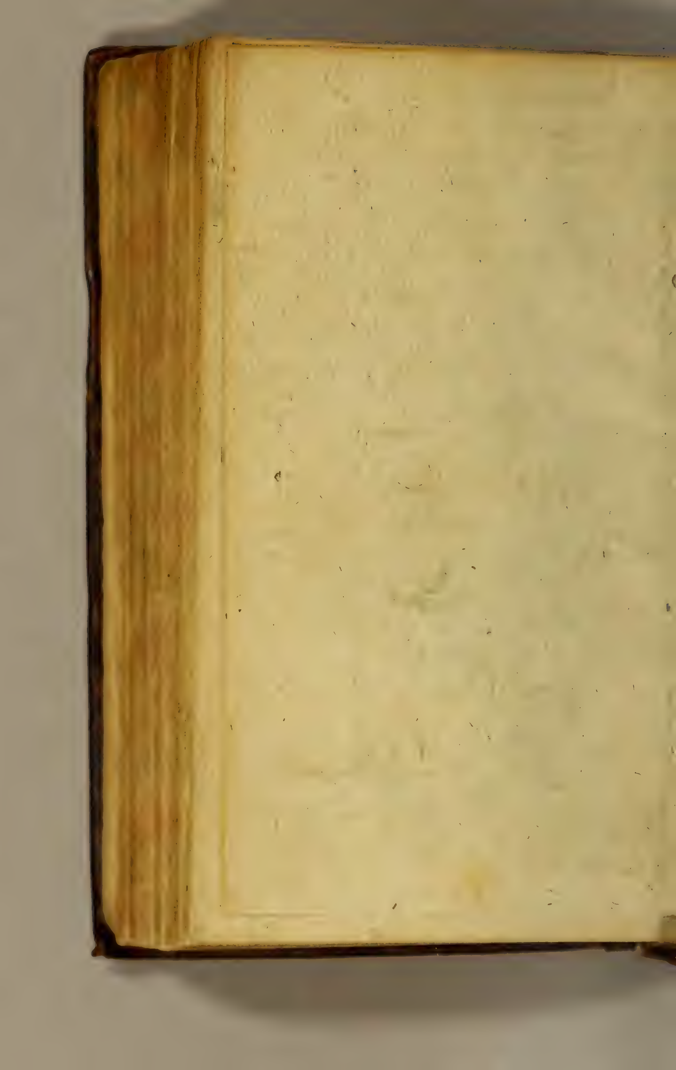
Eine jede Kertze trägt zu gewisser Zeit deß Jahrs / in den gehöhlten Strichen ihres Stengels / gelbe oder violbraune Blumen / auff welche eine Frucht in Gestalt einer grossen Feygen folget / welche gut zu essen und sehr delicat ist. Die Vögel essen solche gar gern / doch können sie dieselbe nicht anderst als fliegend abpicken / weil die Stacheln / so sie allenthalben umbgeben / nicht leiden daß sie sich auff den Busch oder Stengel setzen. Aber die Indier brechen die Frucht mit einer kleinen Stangen ab / welche an der Spitzen gespaltet ist.

III.

Von den unterschiedlichen Arthen Lienes.

Es giebt in den Antillen unterschiedliche Arthen Gehöltze / die auff der Erden kriechen / und sich an die Bäume hangen / auch zuweilen machen daß man nicht so leicht durch die Wälder lauffen kan. Die Einwohner der In-





Inseln heissen solche Lienes. Etliche seyn wie grosse Schiff-Seyle gestaltet. Andere tragen Blumen von mancherley Farben. Ja man siehet auch etliche die mit grossen Kastanienfarben Hülsen behenget / welche eines guten Schuhs lang/vier oder fünff Zoll breit / und so hart als die Eichene Rinden sind/ in diesen Hülsen liegen die jenige sonderbare Früchte/ so man Meer-Kastanien nennet / und wie ein Hertz gestaltet sind/die gar offt/ nach dem das inwendige herauß genommen worden / vor Büchslein gebrauchet werden/ darinnen man den geschnittenen Taback oder andere Pulver von gutem Geruch verwahret.

Das jenige/welches die Einwohner Lienen Aepffel nennen/ist eine Frucht/die an schwancken Reysern wächset/ so sich an die Bäume anhängen/gleich wie der Epheu. Sie ist so groß als ein Ball damit man spielet / und hat eine harte Schale/die mit einer grünen Schele bedecket/ welche eine Substantz in sich hat/ die den Klosterbeeren an Gestalt und Geschmack gleichet/wann sie zeitig ist.

IV.

Von den immergrünen Kräutern.

MAn findet in diesen Inseln mancherley Gattungen der immer grünenden Kräuter / deren etliche an den Stämmen der alten

Bäume wachsen / wie der Mistel an den Eichen: andere aber auff der Erden und an den Felsen hervor kommen. Sie sind von Natur so feucht/daß/ob man sie schon außreisset/und an der Wurtzel mitten in den Kammern auffhänget/ da man sie zur Zierrath und Belustigung deß Gesichts verwahret/ sie doch ihre Grüne nimmer verliehren.

V.

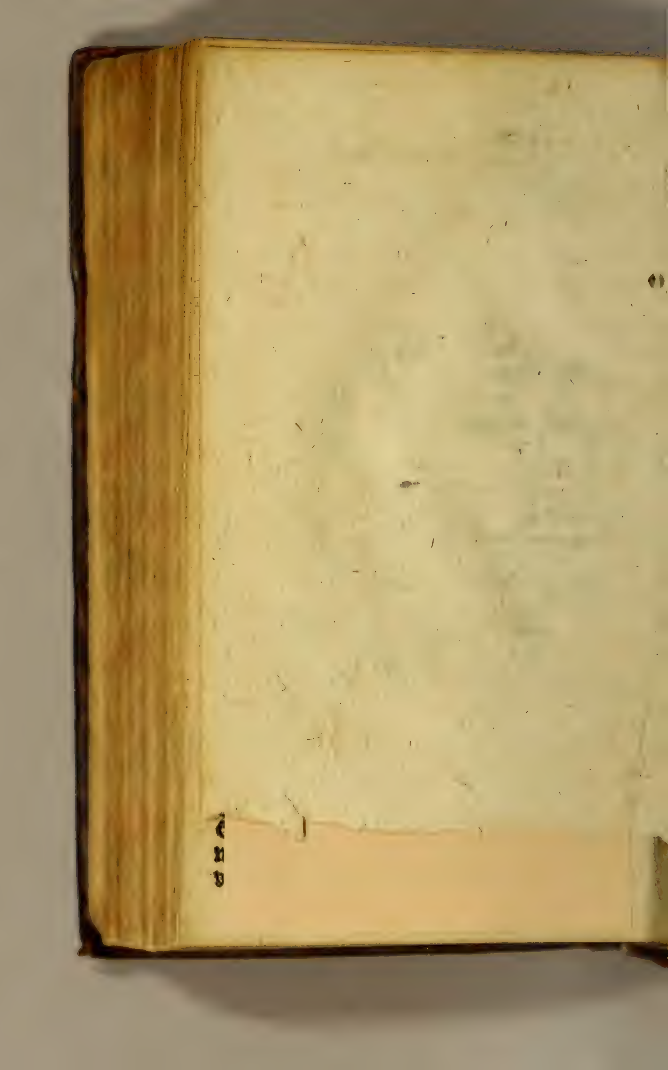
Von den fühlenden Pflantzen.

IN der Insel Tabago hat es eine Arth eines Immergrünenden Krauts / welches noch dabey fühlend und empfindlich ist. Es wächset ohngefehr anderthalb Schuh hoch : Der Stengel ist mit einer grossen Menge Blätter umbgeben/die eines guten Schuhs lang/drey Finger breit / fast wie die Blätter deß Farrenkrauts gekerbt/ und an den Enden von grüner Farbe sind/die mit kleinen braunen und rothen Tüpfflein besprengt ist. Zur Zeit der Früchte wächset mitten an dieser Pflantzen eine runde Blume/ auß vielen Blättern bestehend/ auff eben die weise wie die Ringelblume. Aber sie haben eine helle Violfarb/und einen sehr guten Geruch wann man sie begreiffet.

Diese Pflantze ist von Natur also beschaffen / daß wo jemand von ihren Blättern abbricht/oder sie nur anrühret/die gantze Pflantze verwelcket/und die andere Blätter auff die Erde fallen lässet/als wann sie mit den Füssen were zertretten worden. Und nachdeme man viel oder wenig Blätter abgebrochen/brauchet

sie





se auch mehr oder wenigerer Zeit biß sie sich
wieder auffrichtet.

Es wächset eine dergleichen in der Insel Madagascar, welche die Einwohner Haest vel, das ist/ ein Kraut welches ein Leben hat/ nennen. Aber es ist nicht die jenige Arth/ welche in deß Königs Garten zu Pariß gesehen wird/ dann diese hat viel kleinere Blätter/ welche weder mit Tüpfflein besprengt noch gekerbt sind; und was noch mehr ist/ so trägt sie auch keine Blumen. Zu dem wann man ihre Blätter berühret/ so ziehen sich dieselbe ineinander/ und thun sich zusammen; Da hergegen die Pflantze/ so wir beschreiben/ die ihrige von sich und auff die Erde wirfft.

Man siehet noch eine andere Arth der lebenden und fühlenden Pflantzen in andern Inseln. Dieselbe wächset zuweilē so hoch als ein Stande/ und hat viel kleine Aeste/ welche allezeit mit einer Menge länglichter und schmaler Blätter beladen/ welche zur Regenzeit mit sonderlichē kleinen vergüldeten Blümlein gezieret/ welche als kleine Sterne scheinen. Aber das allerseltzamste uñ verwunderlichste an dieser Pflantzen/ weßwegen sie auch hoch geachtet wird/ ist/ daß sie/ sobald man sie angreiffen will/ ihre Blätter zu sich ziehet/ uñ unter die kleine Zweige einkrümmet/ gleich als werē sie verwelcket/ und solche hernach von neuem wieder außbreitet/ wañ man die Hand zu sich ziehet/ uñ davon weggehet. Etliche nennē diese Pflautze Keusch-Kraut/ weil es sich gleichsam erzürnet/ und nit leiden wil daß man es anrühre. Die so durch
das

das enge Land von Nombre de Dios biß nach Panama gereiset/ erzehlen daß es gantze Wälder gebe von fühlenden Bäumen/ an welchen/ so bald man sie anrühret/ die Aeste und Blätter mit grossem Geräusch sich erheben/ und zusammen die Gestalt einer Kugel machen.

Man sahe vor etlichen Jahren zu Pariß in deß Königs Garten eine solche fühlende Staude/ welche sehr hoch geschätzet worden. Aber als jemand diesen Fund erdacht/ daß er sie in einen Brunnen hinab gelassen/ und also vor der Kälte und rauhen Winter verwahren wollen/ ist sie mit grossem Widerwillen der Liebhaber elendiglich verdorben.

VI.
Von unterschiedlichen Arthen der Erbsen.

DJe Erde bringet in den Antillen überall Hülsen-Früchte/ als da sind Erbsen/ Bonen und andere Gattungen. Die wilden Einwohner nennen sie insgemein Manconti.

Was die Erbsen anlangt/ sind sie fast gleicher Arth mit denen die in Europa wachsen/ außgenommen die jenige/ welche man von einer kleinen Staude lieset/ die so hoch als die Ginstern ist/ und kleine/ grüne und schmale Blätter hat. Sie träget die Erbsen in Hülsen/ so an den Aesten hangen. Die Erbsen sind grün und kleiner als die gemeine/ eines sehr guten Geschmacks/ und so leicht zu kochen/ daß

sie

[s]ie an einem Sud genug haben. Man nennet [s]ie in den Inseln Erbsen von Angola, weil der Saame / wie leicht zu glauben / auß diesem [L]and herkommen.

Es findet sich noch eine andere Arth / die [m]an Erbsen nennet / wiewohl sie den Bohnen [g]leich sehen. Sie sind zimlich klein. Und hat [m]an von dieser Arth weisse / schwartze / rothe oder Kastanienbraune / welche sehr gut sind/ und innerhalb drey Monathen zeitig werden. In der Insel S. Christophori werden sie Engelländische Erbsen genennet.

VII.

Von den Bohnen.

Es wachsen etliche Arthen der Bohnen in den Antillen / die man anderstwo nicht siehet. Die weissen sind die gemeinsten/denen die ersten Einwohner / wegen der Gestalt / einen übelklingenden und unhöfflichen Namen gegeben. Sie bringen ihre Frucht / welche gut zu essen / sechs Wochen nach dem man sie gepflantzet. Die andere haben mancherley schöne und unterschiedene Farben / als da sind die so man Römische oder Lombardische Bohnen nennet.

Es wird aber wegen der raritåt von denen am meisten gehalten/die man Bohnen von sieben Jahren nennet / weil ein einiger Stengel sieben gantzer Jahr ohne unterlaß tråget / und auff die Båume/Felsen/ und überall wohin er kom-

kommen kan/ steiget und sich außbreitet. Und welches recht wunderlich ist / so hat er allezeit blühende Früchte/ unzeitige Früchte/ und zeitige Früchte. Daß man also mit Verwunderung betrachten kan:

Den Frühling und Herbst an einem einigen Zweig.

Eben dieses wird auch von einem sonderlichen Baum in Ægypten gesagt / welcher der Pharaonische Feygenbaum genennet wird/ an dem man allezeit siehet Früchte die allbereit zeitig/ Früchte die bald zeitig werden / und Früchte die noch wachsen. Mit den Pomerantzen-Bäumen ist es auch also beschaffen.

VIII.
Von den Pflantzen und Kräutern die ihren Nutzen in der Artzney oder Haußhaltung haben.

WAs die Pflantzen anlanget/ die ihren Nutzen in der Artzney haben/ so gibt es derselben unterschiedliche in diesen Inseln / deren Tugenden noch nicht allerdings recht bekand/ auch etliche andere / die man auch an andern Orthen findet. Als da sind die Hirschzunge/ eine Arth von der Aloë, und etliche Gattungen der Haar-Kräuter. Wiederumb andere/ deren herrliche Kräffte / mit welchen sie begabet/ man auß der Erfahrung gelernet / und schon be-

-kand sind / unter welchen gerühmet werden
ie wohlriechenden Binsen / das Balise und das
Pfeilkraut.

Die wohlriechende Binsen sind den andern
Binsen / welche an den stehenden Wassern und
Flüssen wachsen / gantz gleich / aber sie haben
ein runde Wurtzel in der Grösse einer Hasel-
nuß / welche einen lieblichen Geruch hat wie
die Viol-Wurtz / und wann sie an der Lufft ge-
trucknet / und zu Pulver gestossen wird / eine
treffliche Krafft hat den Weibern / die in Kin-
desnöthen liegen / zu helffen / wo sie ein wenig
davon einnehmen.

Das Balise wächset von unterschiedlicher
Dicke und Höhe / nachdem der Grund ist / dar-
auff es stehet / sonderlich kommet es an feuchten
Orthen wohl fort. Seine Blätter sind so groß
und breit / daß die Caraiber im Nothfall ihre
kleine Hüttlein damit bedecken. Sie werden
auch gebraucht die Entzündungen der Wun-
den zu stillen / und zu den Bädern vor die jeni-
ge / denen die Nerven geschwächt / oder sonsten
kranck liegen. Auff die Blume / welche als ein
Federbusch wächset / der auß vielen kleinen gel-
ben oder rothen Kelchlein bestehet / folgen
Knöpffe / welche mit sehr vielen Körnern erfül-
let / die so groß als eine Erbse sind / und so glatt
und hart / daß man Pater-noster darauß ma-
chen kan.

Daß Pfeilkraut ist eine Arth der Trauerkräu-
ter / dann bey Tag sind seine Blumen allezeit
geschlossen / zu Nachts aber thun sie sich auff.

Sei-

Seine Blätter / welche eine schöne Grüne haben/ sind sechs oder sieben Zoll lang/ und drey breit. Wann die Wurtzel zerstossen ist/ hat sie die Krafft alles Gifft von den vergiffteten Pfeilen außzuziehen / wo man es auff das allereheste als es möglich auff die Wunden leget.

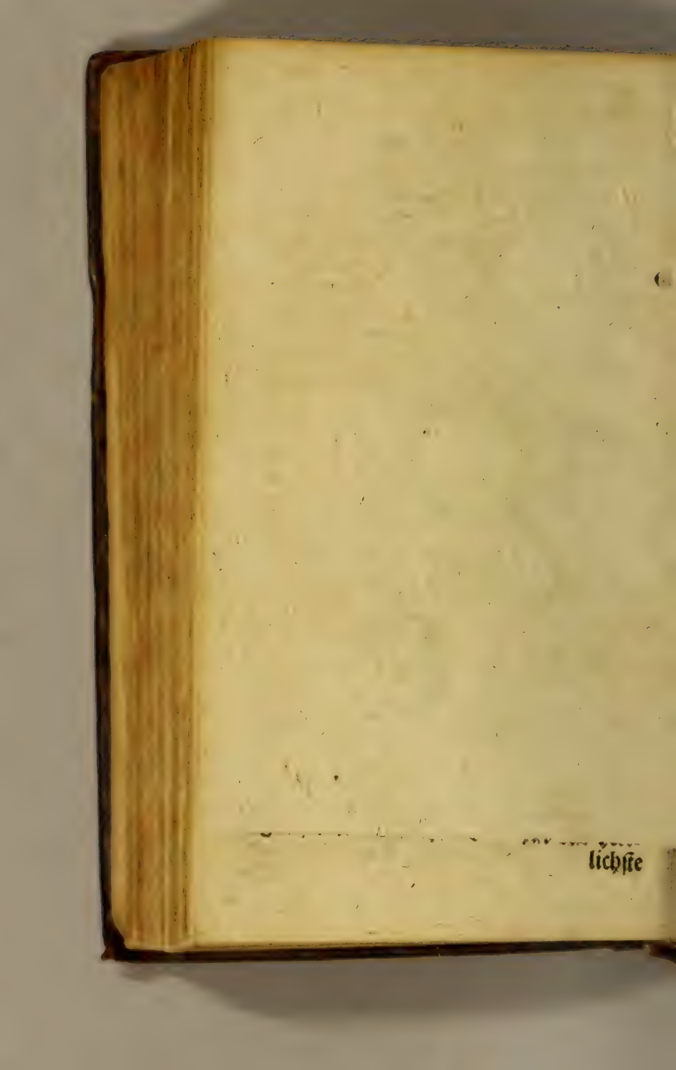
Der meiste Theil der Küchen-Kräuter die man bey uns hat/ wachsen auch in diesen Inseln. Es ist zwar wahr / daß etliche derselben / als die Kohlkräuter und Zwibeln / keinen Saamen tragen; jedoch hat man keinen Mangel an denselbigen. Dann was die Kohlkräuter betrifft/ so bringen dieselben viel Nebenschößlein wann sie zeitig sind / welche man außsetzet uud fortpflantzet / die wieder andere von sich stossen/ die so schön und groß werden/ als wären sie von dem Saamen herkommen.

Die Zwibeln belangend/ bringen die Schiffe eine Menge dahin/ welche wann sie gesetzet werden/ viele grüne Schlutten bekommen / die man gemeinlich an die Suppen und Erbsen kochet.

Es gibt auch daselbst viel gemeine Melonen/ derer Saame auß diesen Landen dahin gebracht worden; sie zeitigen aber bey ihnen viel eher/ wegen der grossen Hitz/ sind härter und besseres Geschmacks / und haben einen angenehmern Geruch. Und was das herr-

lichste





lichste

chste ist / so hat man sie zu allen Zeiten deß Jahrs.

IX.

Von den Wasser-Melonen.

ES wächset in diesen Ländern eine andere Arth Melonen/die auch in Italien bekant sind; aber die Egyptische und Morgenländische sind unvergleichlich besser. Sie wachsen auch an etlichen Orthen in Franckreich / doch sind sie nichts nutz. Man nennet sie Wasser-Melonen/weil sie voll süsses Wassers sind/ das in der Substantz steckt/ welche gemeinlich hoch roth ist wie das Hertzgeblüth; in der Mitten haben sie die Kern oder Saamen / welche gleiche Farbe haben / und zuweilen schwartz sind. Die Schele bleibet allezeit grün und ohne Geruch / also daß man viel eher an dem Stengel als an der Frucht siehet / wann sie zeitig ist. Sie werden offt grösser als ein Kopff / und sind kugel-oder auch länglicht-rund. Man isset sie ohne Saltz / und ob man schon ziemlich viel isset / so schaden sie doch dem Magen nicht / sondern kühlen sehr wohl in diesen hitzigen Ländern/ und machen einen appetit.

Man pflantzet daselbst auch Mays, welches man sonsten Spannisches oder Türckisches Korn nennet/allerhand Arth Hirsen/Cucumeren/Kürbsen / rothe Rüben und andere Wurtzeln / welche alle überauß gut und wohlgeschmack sind.

X.

X.

Von den Lilien in den Antillen.

WEil vielleicht jemand über dieses alles fragen möchte/was es für Blumen an diesen Orthen gebe/so ist zu wissen / daß daselbst sehr schöne wachsen / die einen trefflichen Geruch haben. Unter andern siehet man da eine Art von weissen Lilien/ die recht herrlich riechen/ dann sie kommen dem Jasmin bey; und ist der Geruch so starck/daß sich derselbe von einer einigen Blume durch ein gantzes Gemach außbreitet und dasselbe erfüllet. Die Zwibeln und Blätter sind den unsrigen Lilien gleich / aber die Blätter der Blume stehen zerstreuet / und sind in kleine Stücklein zertheilet/gleich als ob sie auß Kurtzweil mit einer Scheren wären zerschnitten worden. Es hat daselbst auch noch andere Lilien/welche mit unsern gelben Lilien nicht zuvergleichen.

XI.

Von den zweyerley Arthen der Passion-Blume.

MAn siehet in den Antillen eine Pflantze/ welche wegen ihrer schönen Blätter/lieblichen Geruch der Blume/und Treffligkeit der Frucht sehr berühmet ist. Die Spanier nennen sie Grenadile, die Holländer Rhang Appel, und die Frantzosen la fleur de la Passion, (zu Teutsch Passion-Blume/oder Blume deß Leidens Christi) weil man an der Blume mit Verwun-

underung siehet / wie ein Theil deß Zeuges
ey dem Leiden unsers Erlösers darinnen ab-
ebildet.

Es bekennen zwar etliche nachgrüblende
iebhaber / die diese Blume genau betrachtet /
aß sie an derselben eine Gleichheit gemercket
nit der Krone / Dornẽ / Geissel / Nägel / Ham-
er und der Seulen; doch sagen sie auch / daß
er meiste Theil dieser Sachen fast eben auch
uff die Weise gestaltet / wie die Jungfrau / der
öw und Beer unter den Himmlischen Gestir-
en / und fallen deß Acostæ Meinung bey / der
m 27. Capitel deß vierdten Buchs seiner Hi-
orien schreibet / daß wo man das Gezeug deß
Leidens Christi in dieser Blumen finden wolle /
nan eine starcke Einbildung haben müsse / und
uß Gottesfurcht etwas davon glauben kön-
e.

Es hat unterschiedliche Gattungen dieser
Blumen / welche alle dieses miteinander ge-
nein haben / daß sie auff der Erden kriechen wie
der Epheu / wo sie nicht einen Baum antref-
en / den sie umbfassen und sich daran auffrich-
ten; daß ihre Blumen sich auffthun / nachdem
die Sonne hervor kommen / und vor deroselben
Untergang sich wieder schliessen; und daß sie
eine delicate und überauß kühlende Frucht tra-
gen. Aber die äusserliche Gestalt der Blätter /
Blumen und Früchte ist an etlichen sehr un-
gleich / daß man sich daher nicht verwundern
darff / warumb die jenigen so in ihren Schriff-
ten von dieser Pflantzen gehandelt / in dem sie
davor

davor gehalten/ daß es nur eine Arth derselben gebe/in ihren Beschreibungen nicht überein-stiĩmen. Die Einwohner in Brasilia zehlen bey siebenerley Gattungen; in den Antillen aber weiß man nur von zweyerley/dessen Abrisse wir hiebey setzen lassen. Die eine hat ziemlich breite Blätter/welche in fünff Theil getheilet/von denen das mittelste oben rund ist/ die vier andere aber lauffen in eine Spitze auß. Wann die Blume auffgangen / ist sie grösser als eine Rose. Unten ist sie mit drey kleinen und runden Blättern umbschlossen; sie selbsten bestehet auß vielen andern schönen Blättern/ deren etliche Himmelblau / und mit kleinen rothen Tüpfflein in Gestalt einer Krone besprenget sind/andere aber haben eine Purpurfarb. Diese gantze schöne Blume ist mit einer Menge kleiner Zäserlein umbgeben/die sich wie Wasserwellen krümmen/ und gleichsam die Strahlen sind dieser Sonnen unter den Blumen; sie sind mit Leibfarb / weiß / roth / blau und noch mehr lebhafften Farben gezieret/welches überauß artig zu sehen. Die andere Gattung hat auch Blätter/so in 5. Theil getheilet sind/wie die erste; aber die Blume/welche wie ein Kelchlein gestaltet/ und oben mit weissen und rothen Zäserlein umbfasset/ ist nicht so breit; inwendig ist sie mit weissen spitzen Blättern gezieret. Diese beyderley Arthen der Passion-Blume stossen in der Mitte ein Stengelein in die Höhe/ welches oben einen Knopff hat / darauff 3. Körnlein stehen/ die wie Nägel gestaltet: umb die-


192



ſes Stengelein oder Seule ſind fünff weiſ-
Zäſerlein/die ſo viel gelbe Zünglein tragen/
lche den jenigen gleichen/die man in den Li-
n ſiehet; und dieſe/wie man ſagt/ſollen die
iff Wunden unſers Heylandes abbilden.
Wann dieſe lieblich riechende Blumen ab-
len/ſo nimmet der Knopff auff der Seulen
u/daß er eine ſchöne und glatte Frucht ma-
et/in der Gröſſe eines mittelmäßigē Apffels;
ſſen Schele ſo dick als wie an den Granat-
pffeln/und mit einem wohlſchmeckenden
afft angefüllet iſt/ in welchem ein groſſe
enge ſchwartzer und ſehr harter Kerne ſind.
an verordnet dieſe Frucht/als eine köſtliche
ühl- und Stärckung/ denen ſo das Fieber
ben/und bezeuget die Erfahrung/daß ſie
ie ſonderliche Krafft hat/den Appetit zu er-
ecken/die Lebensgeiſter zu erquicken/und den
ōd zuvertreiben. Die Einwohner in Bra-
ia ziehen dieſe Pflantze mit groſſer Sorge/
d gebrauchen ſich derſelben als einer ſonder-
chen Zierath zu Bedeckung der Gänge und
üttlein in ihren Gärten/dann die Blätter
d Blumen geben einen ſehr angenehmen
Schatten; Auß der Frucht machen ſie einen
ertzſtärckenden Syrup/welcher ſehr hoch bey
nen gehalten wird/weil er ohne vorerwehnte
igenſchafften noch dieſe Tugend hat/daß er
len Eckel vertreibet bey denen/ſo gewöhnlich
won gebrauchen. Wann die Schele der
rucht und die Blumen eingemacht werden/
aben ſie eben dieſe Kräffte die der Safft hat.

XII.

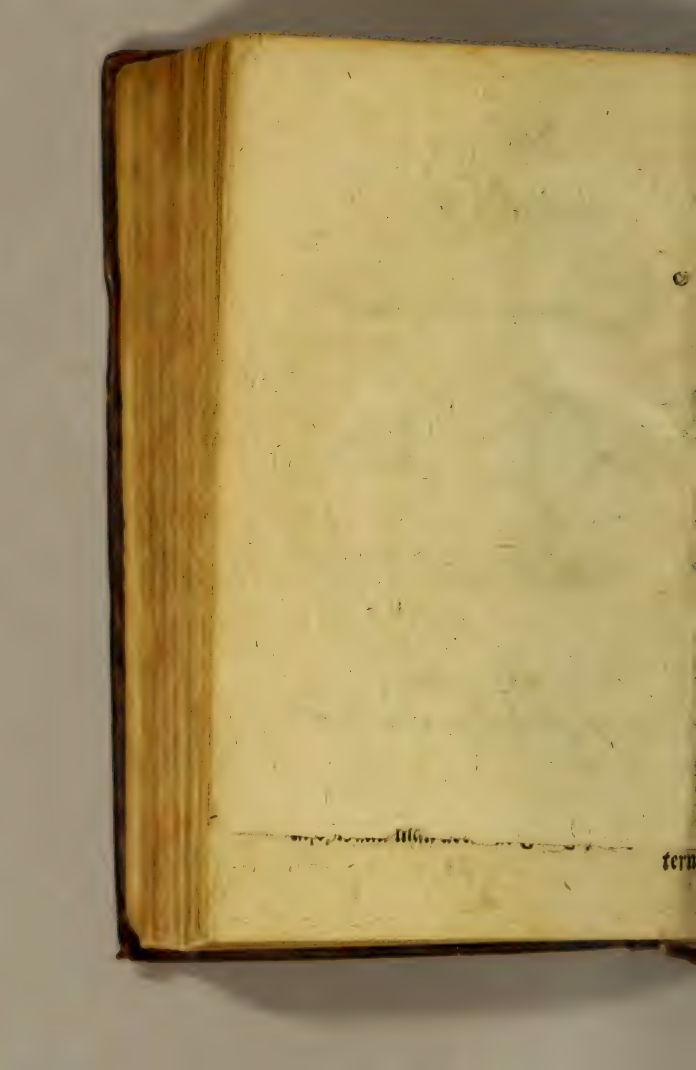
Von dem Bisam-Kraut.

Es gibt auch daselbst ein Kraut / welche[s] man das Bisam-Kraut nennet. Dieses ha[t] einen ziemlich hohen Stengel / und wächse[t] dicht / wie ein kleiner Busch ohne Dornen[.] Seine Blätter sind etwas lang und grob; [sei]ne Blumen seind gelb und sehr schön anzusehẽ[,] in Gestalt eines Kelch- oder Glöckleins / welch[e] sich hernach in einen ziemlich dicken Knopf[f] verwandeln / welcher / wann er zeitig ist / in[-]wendig weiß wie ein Atlaß und von ausse[n] graulicht ist. Die Körnlein die in diese[n] Knöpffen verschlossen / haben auch eine solch[e] graulichte Bisamfarbe; und riechen recht al[s] Bisam / wann sie noch frisch sind / (daher s[ie] auch Bisam-Kröner genennet werden /) un[d] wann man sie an einem trucknen Orth und Ge[-]schirr verwahret / da sie nicht viel in die Luff[t] kommen / behalten sie lange Zeit diesen Ge[-]ruch.

Deßgleichen sind viele andere Kräuter / un[d] terschiedliche Stauden / ja der meiste Theil de[r] Winden oder Lienes, die unter den Büschen kriechen / oder an den Bäumen / die in den An[-]tillen wachsen / sich in die Höhe thun / welch[e] sehr schöne Blumen tragen / die in das Gesich[t] so anmuthig stehen / als lieblich und angenehm sie sonsten dem Geruch vorkommen. Daß man also / wann man über das Feld gehet / zum öff[-]tern



Thier ist/ so von den Brasilianern Cari-



n an solche Orth kommet / da die Lufft von
n herrlichen Geruch gantz erfüllet ist.

Das 12. Capitel.

Von den fünfferley Gattungen der vierfüssigen Thiere / die man in diesen Inseln gefunden.

EHe die Spanier und Portugiesen Wohn-
plätze in America auffgerichtet / sahe man
aselbst keine Pferde / Ochsen / Kühe / Häm-
mel / Schafe / Ziegen / Schweine oder Hun-
e. Damit sie aber ihre Schiffahrten desto
esser verrichten / und ihre Schiffe im Noth-
all mit Lebensmitteln versehen und erfrischen
önten / haben sie von allen diesen Thieren an
nterschiedliche Oerter dieser neuen Welt ge-
etzet; da sie sich dann dergestalt gemehret / daß
ie heutiges Tages da so gemein sind / als an
einigem Orth in Europa immermehr.

Es hat aber ohne dieses frembde Vieh alle-
zeit in den Antillen etliche vierfüssige Thiere
geben / als da sind das Opassum, das Javaris,
das Tatou, das Agouty und die Bisam-Ratte /
welche wir in diesẽ Capitel beschreiben wollen.

I.

Von dem Opassum.

DAs Opassum, welches eben das jenige
Thier ist / so von den Brasilianern Cari-

gneya genennet wird/ ist so groß als ein Spanfärcklein von 6. Wochen. Es hat einen spitzigen Rüssel/ und den untern Kinbacken kürtzer als den oberen / gleich wie die Schweine; lange/ breite und starcke Ohren/ und einen langen Schwantz / der an dem End kahl und gekrümmet ist. Auff dem Rücken hat es schwartze Haar mit grauen untermischet/ und unter dem Bauch und Halß ist es gelblich. Es hat überauß spitze Nägel / mit welchen es gar leicht und geschwind auff die Bäume klettert. Es nehret sich von Vögeln/ und stellet den Hünern nach wie ein Fuchs / wo es aber keinen Raub bekommen kan/ so isset es Früchte.

Dieses ist sonderlich an diesem Thier wohl zumercken / daß sich seine Haut unter dem Bauch zusammen faltet/ und einen Sack machet/ in welchem es seine Junge träget/ die es von sich auff die Erden leget wann es will / in dem es diesen natürlichen Sack auffschliesset. Wann es hernach weiter gehen wil / öffnet es denselben wieder/ lässet die Jungen hinein kriechen / und träget sie überall mit sich. Das Weiblein säuget seine Jungen stehend; Dann seine Dütten sind verborgen in diesem Sack/ welcher inwendig mit Haaren bedecket/ die viel weicher und sanffter sind/ als die so von aussen stehen. Es bringt das Weiblein gemeinlich 6. Jungen; aber das Männlein/ welches auch einen dergleichen Sack unter dem Bauch hat / wechselt mit dem Weiblein im tragen/ und benimmet ihme die Last / ob es schon

on dieselbige nicht säugen kan. Diese Thie
ind in Virginia und Nova Hispania gar g
n. Der Wallfisch / der solchen bequeme
ick von der Natur nicht empfangen hat/ver
get seine Jungen/ wie Philostratus berich
/ in seinem Maul. Die Wiesel liebet ihre
ngen so sehr/ daß sie dieselbe/ auß Furcht sie
hten ihr etwa genommen werden/ auch
t dem Maul weg träget / und darinnen hin
wieder wirfft.

I I.

Von dem Javaris.

ES hat auch in etlichen dieser Jnseln / als
in der Jnsel Tabago , eine Arth wilder
chweine/ welche gleichfalls in Brasilia und
caragua gesehen weeden. Sie sind fast in al-
n den wilden Schweinen in unsern Wäl-
rn gleich. Aber sie haben wenig Speck/ kur-
Ohren/ fast keine Schwäntze/ und stehet ih-
n der Nabel auff dem Rücken. Man siehet
ß etliche gantz schwartz sind/ andere aber mit
eissen Flecken gesprenckt. Jhr Gruntzen ist
el schröcklicher / als der zahmen Schweine.
an nennet sie Javaris. Es hat dieses Wild-
et sehr guten Geschmack ; aber es ist nicht
cht zu hetzen/ dann weil dieses wilde Schwein
n Lufftloch auff dem Rücken hat / durch wel-
es es den Athem ein und außlässet / und die
nge kühlet/ so ermüdet es fast nicht in dem
uffen/ und wann es von den Hunden geh e-

tzet und gezwungen wird sich zu stellen/ hat e
solche scharffe und schneidende Waffen / m
welchen es alle die jenige / so sich unterstehe
ihme nahe zu tretten/und einen Fang zu geben
erschlåget.

III.

Von dem Tatou.

DJe Tatous, welche auch auff der Ins
Tabago gefunden werden / sind mit eine
harten Schuppen bewaffnet / mit welcher s
sich bedecken als mit einem Harnisch. Sie ha
ben einen Kopff wie ein Spanfarcklein/und ei
nen dergleichen Růssel/mit welchem sie die Er
de umbwůhlen. An jedweder Pfoten haben s
auch fůnff sehr spitzige Klauen/ welcher sie sic
gebrauchen die Erde geschwind mit aufzuwerf
fen/und die Wurtzeln herauß zu nehmen/ mi
denen sie sich zu Nachtzeit nehren. Man hål
dafůr daß ihr Fleisch delicat zu essen seye
und daß sie ein klein Beinlein in den
Schwantz haben/welches wider die Taubhei
und ůbeles Gehör diene. Die Erfahrung ha
bekråfftiget/daß es dem Sausen in den Ohren
abhelffe / und den schmertzen derselben stille
wann man es in Baumwolle einwickelt / und
in dieselbe hinein leget. Etliche dieser Thier
sind so groß wie die Fůchse / aber die auff der
Insel Tabago sind viel kleiner.

Wann diese Thier verfolget werden / oder
sonsten ihrer Ruhe pflegen/welches sie gemein-
lich

h an dem Tag thun / machen sie sich gantz
ugelrund / und ziehen ihre Füsse / ihren Kopff
d ihre Ohren so wohl unter die harte und fe-
Schuppen zusammen / daß kein Theil an
rem Leib ist / das nicht mit diesem natürli-
en Harnisch bedecket wäre / welcher weder
rch die Waffen der Jäger noch von den Zäh-
n der Hunde kan beschädiget werden; und
o sie an einen jähen Orth kommen / waltzen
e sich / ohne einige Furcht / daß sie ihnen
Schaden thun möchten / von der Höhe herab
n den Grund. Linschot gedencket / daß in dem
Morgenländischen Indien / in dem Fluß Goa,
in Meer-wunder gefangen worden / welches
gantz mit Schuppen so hart als ein Eisen be-
decket gewesen; und sich auch / wann man es
angerühret / zusammen gekugelt.

IV.

Von dem Agouty.

DAs Agouty ist von brauner Farbe die fast
schwärtzlich ist. Es hat rauhe und helle
Haar / und einen kleinẽ Schwantz ohne Haar.
In dem oberen Kinbacken hat es zween Zähn /
und eben so viel in dem untern. Mit den bey-
den fordern Pfoten hält es sein Essen gleich
wie das Eichhörnlein. Sein Geschrey lau-
tet als wann es deutlich Couyé sagte. Es
wird ihme mit den Hunden nachgestellet / weil
sein Fleisch / wiewol es in etwas einen Wild-
prett-Geschmack hat / von vielen eben so sehr
als

als das Kaninichen-Fleisch geliebet wird. Wann es gejaget wird/ fliehet es in die hole Bäume/ auß welchen es mit Rauch herauß getrieben wird/ da es dann überauß sehr schreyet. Wann es jung gefangen wird/ lässet es sich leicht zähmen/ und so man es erzürnet/ bürstet es die Haar auff dem Rücken in die Höhe/ und schlägt mit den hindern Füssen auff die Erde/ gleich wie die Kaninichen/ mit welchẽ es auch in gleicher Grösse ist. Aber seine Ohren sind kurtz und rund/ und seine Zähne so scharff als ein Scheermesser.

V.

Von den Bisam-Ratten.

Die Bisam-Ratten/ von den Frantzosen Piloris genant/ haben ihre Auffenthalt meistentheils in den Löchern der Erden/ wie die Kaninichen/ welcher Grösse sie fast auch haben; aber die Gestalt betreffend/ gleichen sie den grossen Ratten/ die man anderstwo siehet/ gantz und gar/ ohne daß der meiste Theil an dem Bauch weisse Haare haben; die andere Haar aber am übrigen Theil deß Leibes schwartz oder Kastanienbraun sind. Diese Thier haben einen Bisam-Geruch/ der das Hertz schwächet/ und den Orth da sie sich auffhalten/ so sehr erfüllet/ daß man ihre Gegenwart leicht mercket.

Es gibt auff dem festen Land Americæ noch unterschiedliche vierfüssige Thier/ die aber auf diesen Inseln nicht anzutreffen sind.

Das

Das 13. Capitel.

Von den kriechenden Thieren / so man in diesen Inseln findet.

NAchdem wir in dem vorhergehenden Capitel von den vierfüssigen Thieren geredet/welche in den Antillen gefunden worden/ als die frembde Völcker sich daselbst niedergelassen; müssen wir nunmehr handeln von den Kriechenden / die auch sehr häuffig da sind; Dann diese Thiere/welche von Natur die Kälte hassen/vermehren sich überauß sehr in diesen hitzigen Ländern / darzu dann auch die grosse Wälder nnd Felsen in diesen Inseln viel thun/ weil sie sich an diesen Orthen versichert auffhalten können.

I.

Von unterschiedlichen Arthen Gewürm und Schlangen.

ES gibt sehr wenig gifftige Thier in den Antillen. Zwar hat es da viel Gewürm und Schlangen von unterschiedlicher Farbe und Gestalt/ wie man dann etlich siehet / die von neun biß zehen Schuh lang sind / und so dick als ein Arm oder Schenckel. Ja man hat eines mahls eine Schlange daselbst getödet/welche ein gantzes Huhn mit seinen Federn / und

über ein Dutzend Eyer in dem Bauch hatte/ weil sie das Huhn über den Eyern angetroffen. Man hat eine andere gefunden / die eine Katze verschlungen. Daher man leicht schliessen kan/ wie groß diese Thier seyn müssen.

So wunderseltzam sie aber sind / haben sie doch keinen Gifft in dem meisten Theil dieser Landen. Ja etliche Einwohner/ wann sie solche auff den Dächern ihrer Häuser haben/ welche zum öfftern mit Palmen Blättern oder Zucker-Rohr gedecket sind / jagen sie solche nicht davon weg/ weil sie alle Ratten auß ihren Nestern treiben und aufffressen. Doch muß man auch bekennen / daß sie den jungen Hühnlein nachstellen. Man hat auch gemercket / daß sie so listig sind / und auff ein brütend Huhn lauren / deme sie auch in wehrender Zeit keinen Schaden thun; so bald aber die Eyer außgebrütet/ fressen sie die junge Hühnlein / und wann sie nicht mächtig genug sind selbige zu verschlingen/ so ersticken sie das alte Huhn.

Es hat auch noch eine andere Art/ die überauß schön und anmuthig anzusehen: dann sie sind gantz grün/ ohn allein unter dem Bauch/ da sie graulicht scheinen. Sie sind anderthalb auch zuweilen zwey Ehlen lang: nach der Länge aber sind sie sehr dünn / indem sie mehrentheils eines Daumens dick. Sie leben nur von Fröschen/ welche sie an den Wassern aufffangen/ oder von Vögeln / die sie auff den Bäumen oder in ihren Nestern / wo sie darzu kommen können/ erschnappen. Ist also diese Gat-

tung

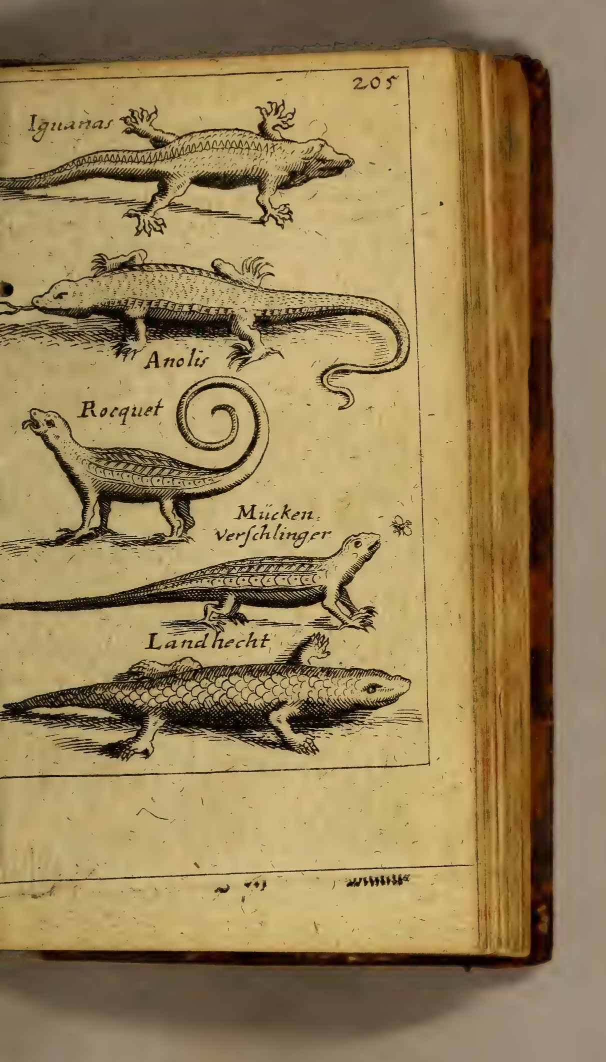
tung Schlangen edeler als die andern / dann sie lebet nur von der Fischerey und Jagt. Etliche Einwohner / welche alle diese Art Schlangen zu sehen gewohnet sind / greiffen sie ohne Furcht an / und tragen sie in ihrem Busem. Die jenige so in Asia und Africa gereyset / sagen daß sie daselbsten dergleichen gefunden. Dann sie erzehlen daß es in der grossen Tartarey Berge gebe; da sich wundergrosse Schlangen aufhalten / die aber gantz nicht gifftig / sondern sehr gut zu essen sind; und in dem Königreich Syrien haben sie diese Thier mit den Kindern spielen sehen / welche ihnen ein Stück Brods geben. Man sagt auch daß in den Gebürgen Andes, in dem Königreich Peru, ungeheure Schlangen gesehen werden / welche von 25. biß 30. Schuh lang sind / und keinem einigen Menschen Leydes thun.

Belangend die Inseln Martinino und S. Luciæ, so gleichen sie hierinn den andern Antillen nicht. Dann es gibt zwar etliche dieser Thier daselbst / die nicht gefährlich sind. Die / so nicht gefährlich / sind viel dicker und länger als die andere. Weßwegen die jenige so sie nicht kennen / sich mehr darfür fürchten / als für denen / die warhafftig zu fürchten sind. Nichts desto weniger thun sie keinen Schaden; sondern fliehen vielmehr so geschwind sie können / wann sie jemands gewahr werden. Daher sie auch Läufferinnen genennet werden. Sie haben auff dem Rücken schwartze und weisse Flecken /

an welchen man sie leichtlich erkennen/und desto besser unterscheiden kan.

Die gefährliche Schlangen sind von zweyerley Arthen. Die eine Arth ist auff dem Rücken grau/und recht wie ein Sammet. Die andern sind gantz gelb oder roth / und wegen dieser Farb schrecklich anzusehen / ob sie schon nicht schädlicher/ja vielleicht weniger als die ersten sind. Beyderley Arth essen die Ratten gern/eben wie die jenige so keinen Gifft haben; und wo die Ratten häuffig in einem Hause sind/were es wol ein Wunder / wann es auch nicht Schlangen da geben solte. Sie sind unterschiedlicher Dicke und Länge/ und hält man davor/daß die kürtzesten am allergefährlichsten seyen. Sie haben einen platten und breiten Kopff/ein sehr grosses Maul/darinnen acht und bißweilen zehen Zähne stehen; deren etliche krumm sind/und so spitzig/daß man sich nichts einbilden kan/das spitziger were. Durch diese Zähne/so hohl sind/giessen sie geschwind ihr Gifft auß/welches in den Drüßlein eingeschlossen/die zu beyden Seiten in dem Mund/ gerad an dem Orth wo die Wurtzeln der Zähne sind/ sich befinden. Sie zerkauen niemahlen die Speise damit sie sich nehren / sondern verschlingen sie gantz/nach deme sie dieselbe/wañ sie zu groß ist / nieder getrucket und platt gemacht. Etliche sagen/daß wann sie die Zähne zum kauen gebrauchten/ sie sich selbsten mit ihrem eigenen Gifft vergeben würden/ daß sie

aber


Iguanas
Anolis
Rocquet
Mücken.
Verschlinger
Landhecht



ber diesem vorkommen möchten / so bedecken
ie ihre Zähne/wann sie essen.

Diese Thier sind so gifftig in diesen beyden
Inseln/daß wo sie jemand gebissen/und dersel-
e nicht auff das allerehest sich eines herrlichen
ind trefflichen Mittels darwider bedienet / so
wird die Wunde innerhalb zwo Stunden un-
heilbar. Doch ist dieses an ihnen zu loben/
daß sie niemahlen jemand beissen / wann man
ie nicht anrühret; auch nichts vergifften dar-
auff sie liegen.

II.

Von den Eydexen.

ES hat mancherley Gattungen Eydexen in
diesen Inseln. Die grössesten und sonder-
lichsten sind die/welche etliche Indier Iguanas,
die Brasilianer Senemhi , und die Caraiber
Ouâyamaca nennen. Wann sie ihre völlige
Grösse erreichet / sind sie ohngefehr 5. Schuh
lang/von dem Kopff biß an den Schwantz zu-
rechnen/ der wohl eben so lang als der übrige
Leib ist: ihre Dicke belangend/mögen sie einen
Schuh lang im Begriff haben. Nach deme
das Land ist/darauff sie sich nehren/nach dem
haben sie auch unterschiedliche Farben an ih-
rer Haut. Auß welcher Ursach dann vielleicht
die Portugiesen sie Cameleonten genennet/
und darvor gehalten/ daß es eine Arth dersel-
ben seye. In etlichen Inseln haben die
Weiblein eine schöne grüne Haut/mit weis-
sen und schwartzen Flecklein gesprenckt / die

Männlein aber sind grau: hergegen sind sie in andern schwartz/und die Weiblein hellgrau/ mit schwartz und grünen Strichlein untermenget; Ja an etlichen Orthen haben die Männlein und Weiblein alle kleine Schuppen an ihrer Haut/ so gläntzend und gleichsam verbrämt/daß man meynen solte/wo man sie von weitem siehet / sie seyen mit einem güldenen oder silberenen Stück überzogen. Auff dem Rücken haben sie Stacheln gleich wie eine Segge gestaltet/ welche sie auffrichten und niederlassen wann sie wollen / und von dem Kopff an biß an das End deß Schwantzes immer kleiner fallen.

Sie haben vier Füsse / und an jedem fünff Zeen / daran sehr spitzige Klauen sind. Sie lauffen geschwind / und klettern auff die Bäume. Wann sie von den Jägern gesehen worden/ so erwarten sie gedultig und ohne Bewegen den Schuß eines Bogens oder Rohrs/ entweder weil sie die Leute gerne sehen/ oder daß sie von Natur dumm sind/ und sich wenig fürchten. Ja sie leiden daß man ihnen einen Fallstrick an den Halß leget/ welchen man an eine Stange bindet/ und sie damit von den Bäumen ziehet/ da sie auff sitzen. Wann sie zornig sind blasen sie einen grossen Kropff auf/ der ihnen unter dem Halß hänget / und sie schröcklich machet; Sie haben auch ein weites Maul/ eine dicke Zunge/ nnd etliche ziemlich spitze Zähne. Sie lassen nicht leicht ge-

hen.

n was sie einmahl mit den Zähnen gefasset;
ch haben sie keinen Gifft.
Die Weiblein legen Eyer / die so groß als
e Eyer der Holtz-Tauben sind / aber eine
eiche Schale haben. Sie verstecken sie
mlich tieff in den Sand der an dem Ufer deß
Meers lieget/und lassen sie von der Sonnen
ußbrüten/daher es kommen / daß sie etliche
n ihren Büchern unter die Lufft- Was-
r Thiere setzen. Die Europeer haben die
Weise / diese Heydexen zu fangen / von den
Wilden gelernet/und sind auch so kühn wor-
en/ daß sie solche essen. Sie sind uberauß
chwer zu tödten; man hat wohl auff etliche
reymahl mit einem Rohr geschossen / und ei-
en Theil deß Eingeweyds weggenommen/
leichwohl sind sie nicht gestorben. Wann
man ihnen aber ein Höltzlein in die Nase ste-
ket/ oder eine Stecknadel in das kleine Löch-
ein / welches sie zwischen den beyden Augen
aben/ die dann gar leicht hinein gehet/so ster-
en sie alsobald. Die Caraiber können sie sehr
wohl mit einem Fallstrick fangen/ welcher ih-
nen listiger weise umb den Halß geworffen
wird/ oder wann sie solche im Lauff ertappen/
nehmen sie dieselbe bey dem Schwantz / wel-
cher weil er sehr lang ist / eine schöne Beute
giebt; und ehe sich die Thiere umbwenden/und
sie beissen können/ergreiffen sie solche bey dem
Genick; hernach kehren sie ihnen die Füsse auff
den Rücken/ binden sie zusammen / und behal-
ten sie also über 14. Tage/ ohne einige Speise.

Ihr

Ihr Fleisch ist weiß und an etlichen Orten mi[t]
Fett bedecket. Die so es essen befinden es seh[r]
delicat, bevorab wann ihm der sonderlich[e]
widrige Geschmack / den es von Natur hat/
durch gute Gewürtz und eine saurliche Brühe
benommen wird. Jedoch ist nicht rathsam
daß man offt davon esse / weil es den Leib zu
sehr außtrucknet/ und der Gesundheit etwas
schädlich ist. Die Eyer haben kein Weisses/
sondern lauter Gelbes inwendig / welches die
Suppen so wohlgeschmack machet/als unsere
Hüner-Eyer.

Ohne diese grosse Eydexen siehet man in diesen Inseln noch vier andere Gattungen / welche viel kleiner sind.

III.

Von den Anolis.

DIe Anolis sind in allen Wohnungen sehr gemein. Sie sind so groß und lang als unsere Eydexen ; aber sie haben einen länglichtern Kopff/eine gelbliche Haut/ und auff dem Rücken blaue/ grüne und graue Striche/welche oben von dem Kopff anfangen/ und biß zu End deß Schwantzes gehen. Sie halten sich in den Löchern der Erden auff / und haben zu Nacht einen weit schärfferen und unangenehmern Gesang oder Geschrey als die Heuschrecken. Sie stehen nimmer still den Tag über/ sondern lauffen stetig umb die Häuser herumb/ und suchen ihre Nahrung.

IV.

IV.

Von den Roquet.

DJe Roquet sind kleiner als die Anolis. Jhre Haut ist färbig mit gelben oder schwartzen Tüpfflein besprengt. Die beyde fördere Füsse sind etwas höher als die andern. Sie haben funcklende und überauß frische lebhaffte Augen. Den Kopff halten sie allezeit in die Höhe/und sind so munter/daß sie ohn unterlaß hüpffen/wie die Vögel/wañ sie sich ihrer Flügel nicht gebrauchen wollen. Jhr Schwantz ist so sehr über den Rücken gekrümmet / daß er fast zween Kreiß übereinander machet. Sie sehen die Menschen gar gerne / und wo sie sich an dem Orth da solche sind/auffhalten/lassen sie immer die Augen auff dieselbe schiessen. Wann sie ein wenig verfolget werden / thun sie das Maul auff und lassen die Zunge herauß hangen wie die kleine Jagt-Hunde.

V.

Von den Maboujas.

DJe Maboujas sind von unterschiedlichen Farben. Die jenige welche sich in den faulen Bäumen und an den sumpffigten Orthen aufhalten/deßgleichen in den tieffen und engen Thälern/wo die Soñe nicht hinkommen kan/ sind schwartz und überauß abscheulich / daher ihnen die Wilden ohne Zweifel eben den Namen gegebẽ/welcher sonstẽ den Teufel bedeutet.

Sie

Sie sind gemeinlich nicht viel über einen Daumen dick/und sechs oder 7. Zoll lang. Ihre Haut ist gleichsam gantz öhligt.

VI.
Von den Mücken-verschlingern.

DJe jenige / welche von den Frantzosen Mückenverschlinger wegen ihrer gewöhnlichsten Arbeit/und von den Caraibern Oulleouma genennet werdē/ sind die kleinesten unter allen kriechenden Thieren / die auff diesen Inseln gefunden werden. Sie gleichen denen/ welche die Lateiner Stelliones nennen. Etliche scheinen als wann iste mit einem guldenen Stück bedecket weren/andere haben eine grune verguldete / und noch andere schöne Farben. Sie machen sich so gemein mit den Leuten/daß sie kühnlich in die Gemächer lauffen/doch gleichwohl keinen Schaden darinn thun; sondern vielmehr dieselbe von den Fliegen und dergleichen Ungezieffer säubern. Welches sie so hurtig und listig verrichten/ daß die Verschlagenheit der Jäger nicht zu vergleichē mit der Arglistigkeit die diese kleine Thierlein haben. Dann sie stellen sich gleichsam auff die Schildwache auff ein Brett/auf dē Tisch/ oder auff etwas anders / so höher als der Bodem ist/ da sie vermeinen daß sich die Fliegen hinsetzen werden/ und tucken sich alsdann nieder. Wann sie nun ihres Raubs gewahr werden/

den / sehen sie demselben überall nach / und kehren die Augen davon nicht ab / sondern so offt die Fliegen ihren Ohr verändern / so offt drehen und wenden sie den Kopff / und machē allerhand Posturen. Zuweilen richten sie den halben Leib in die höhe / stehen auff den fördern Füssen / schnauben nach ihrem Wildpret / und thun ihr spitzes Maul / welches zimlich weit gespalten / auff / als fressen und verschlingen sie die Fliegen allbereit / in Hoffnung. Man mache sonsten ein Geräusch in dem Gemach oder nahe sich sonsten zu ihnen / so halten sie doch allezeit ein wachendes Aug auff ihre Beute / und verlassen ihre Stelle nicht; endlich wann sie ihren Vortheil ersehen / so schiessen sie so gerad auff die Fliegen zu / daß dieselbige ihnen gahr selten entwischen. Es ist wohl ein einfältiger und unschuldiger Lust / wann man betrachtet den sonderbaren Fleiß / den diese kleine Thiere anwenden / ihre Nahrung zu suchen.

Sie sind auch noch so zahm / daß sie auff den Tisch lauffen / wann man isset / und wo sie eine Fliege ersehen / verfolgen sie dieselbe biß auf die Teller deren so am Tische sitzen und essen / ja sie fangen sie wol von derselben Händen und Kleidern hinweg. Sonsten sind sie so glatt und sauber / daß sie niemanden einigen Unlusten oder Eckel erwecken / wann sie uber die Speise hinlauffen. Zur Nachtzeit pflegen sie auch ihre Music zu halten wie die Anolis, nnd andere kleine Eydexen. Ihr Geschlecht fortzupflantzen legen sie Eyer so groß als eine Erbse / welche

che sie mit ein wenig Erden bedecken/ und von der Sonnen außbrüten lassen. So bald man sie tödet/ welches wegen der Aufmercksamkeit/ die sie in ihrer Jagt haben/ gar leicht zu thun/ verliehren sie alsobald ihren Glantz/ das Gold/ die schöne Farbe und die gantze Zierde ihrer Haut vergehet / schiest ab und wird bleich.

Wo man einige von diesen kriechenden Thieren / die wir jetzund beschrieben/ vor eine Arth deß Cameleons halten solte / so solten es diese letzten seyn/ weil sie gar leicht die Farbe von allem dem jenigen annehmen / darauff sie zu sitzen pflegen. Dann die so sich umb die junge Palmen auffhalten / sind gantz grün wie die Blätter dieser Bäume; die so auff den Pomerantzen-Bäumen lauffen/ sind gelb wie derselben Früchte. Ja man hat andere gesehen/ die/ weil sie stetig in einer Kammer gewesen/ darinnen ein Umbhang von Schieler Taffet an einem Bett gehangen/ einen hauffen Jungen gebracht/ welche alle an dem Leib mit vielen Farben bemahlt gewesen / eben wie der Taffet / damit das Bett außgezieret worden. Man könte vielleicht diese Würckung den Kräfften ihrer kleinen Einbildung zuschreiben / aber wir überlassen diese Spindisirung den Nachgrüblenden.

VII.

VII.

Von den Land-Hechten.

ES hat in etlichen dieser Inseln Land-Hechte / welche gantz die Gestalt / Haut nd Kopff haben / wie unsere Wasser-Hech-e. Aber an statt der Floßfedern haben sie vier Füsse / welche so schwach sind / daß sie solche ach sich schleiffen / wann sie nach Arth der Schlangen gehen und kriechen / oder damit vir bey unserm Gleichnüß bleiben / wie die Hechte wann sie ausser dem Wasser sind / ich bewegen. Die grössesten sind uber funff-ehen Zoll nicht lang / und haben eine recht-näßige Dicke. Ihre Haut ist mit kleinen Schuppen bedecket / welche sehr hell glåntzen / und eine Silberfarb haben. Es haben etliche caritåtliebende von den kleinen in ihren Kunst-Kammern / die ihnen vor Salamandern gege-ben worden.

Zur Nachtzeit machen sie ein schröcklich Ge-schrey unter den Felsen und in den Gründen der Höhlen da sie sich aufhalten. Dieses Ge-schrey ist viel stärcker und unangenehmer als der Frösche und Kröten / und verwandelt und verändert sich nach Veränderung deß Orths / da sie verborgen liegen. Sie lassen sich fast nit sehen / als nur wann die Nacht herbey kom-met / und wann man sie bey Tage siehet / so ja-get ihre Bewegung / welche auff vorbesagte Weise geschiehet / einem einen Schrecken ein.

VIII.

VIII.
Von den Scorpionen und einer andern Arth schädlicher Eydexen.

Es gibt in diesen Inseln auch Scorpionen/ welche den Europeischen gantz gleichen/ aber ihre Stiche sind nicht so gefährlich. Sie haben ein gelbe/graue oder braune Farbe/ nach Unterscheid der Orthen wo sie gefunden werden.

Wann man an den sumpffigten Orthen Brunnen oder Cisternen gräbet/ findet man offt eine Arth abscheulicher Eydexen. Sie sind ohngefehr sechs Zoll lang. Die Haut auf dem Rücken ist schwartz/und mit kleinen grauen Schuppen hie und da besetzt/ welche gläntzen als ob sie mit Oehl bestrichen wären. Unten an dem Bauch haben sie auch Schuppen gleich wie auff dem Rücken/ aber die Haut ist daselbst bleichgelb. Der Kopff ist klein und spitzig/das Maul zimlich weit/und die Zähne darinnen sind überauß scharff. Sie haben 2. kleine Augen/ aber sie können deß Tages Licht nicht leiden/dann so bald man sie auß der Erden gebracht/wollen sie sich wieder verbergen/ bemühen sich ein Loch zumachen/mit ihren Füssen/ an deren jedem fünff harte und krumme Nägel stehen/mit welchen sie die Erde öffnen/gleich wie die Maulwürffe/ und überall wo sie hin wollen kriechen. Sie thun in den


Soldat
Viel-Fuſs
Gehörnte Fliege
Seltzame Spinne.
Flie-gend Tygen

Ꝺe
die

wo sie hin wollen kriechen. Sie thun in den

Gär-

Gärten grossen Schaden/in dem sie die Wurzeln der Bäume benagen und abfressen. Ihre Bisse sind eben so gifftig/ als die Bisse der allerärgsten Schlangen.

Das 14. Capitel.

Von dem Ungezieffer das in den Antillen gemein ist.

ES erzehlen nicht allein die Himmel / und andere grosse und höhere Geschöpffe in der Natur/ die Ehre deß mächtigen Gottes / sondern auch die kleineste und verachteste geben das Werck seiner Hände zu erkennen / und stellen allen den jenigen / die sie mit fleiß betrachten / eine reiche und uberflussige Materi vor/ daher sie Ursach haben die Allmächtigkeit seiner hohen Majestät zu loben. Derhalben wir darvor halten es werde den jenigen/die ihr Belieben daran haben/ daß sie den Geheimnussen der Natur nachdencken/und die Wunder Gottes erwegen / welcher auß seinen unerschöpfflichen Schätzen so viel reiche Zierden verborgene Eigenschafftē/ und seltene Schönheiten herauß genommen/ daß er die geringste seiner Geschöpffe damit bekleidete / nicht unangenehm seyn/wann wir in diesem Capitel etliche Ungezieffer beschreiben / die gemeinlich in den Antillen gesehen werden / und ihre sonderbahren Eigenschafften haben/die gleichsam Strahlen der Herrlichkeit Gottes sind/welche die

die Schwachheit und Niedrigkeit dieser Geschöpffe durch ein sonderliches Ansehen stärcken und erhöhen.

I.

Von dem unziefer/ Soldatẽ genant/ und von den Schnecken.

UNter den Ungeziefern/ welche häuffig in diesen heisen Ländern sind/ gibt es eine Arth Schnecken/ welche die Frantzosen Soldaten nennen/ weil sie keine Häußlein haben/ die ihnen eigendlich zugehöreten/ und die sie aus ihrem eigenen Geifer gemacht hetten/ wie die gemeine Schnecken; sondern so bald sie auß einer verfaulten Materi/ oder sonsten/ gewachsen/ ist ihnen von Natur eingegeben/ daß sie ihren kleinen und schwachen Leib wider die Ungestümme deß Wetters beschützen/ und vor andern Thieren/ so ihnen nachstellen/ verwahren; und deßwegen suchen sie ein frembdes Hauß/ und so sie eines finden/ das ihnen ansiehet/ nehmen sie es ein/ machen es zurecht/ und schicken sich drein/ so gut sie können/ wie die Soldatẽ/ welche keine bleibende Stätte haben; sondern allezeit auß anderer Leut Häuser ihre Wohnungen machen/ und nach dem sie solche antreffen/ sich darinnen behelffen.

Gemeinlich siehet man sie in den Häusern der Burgaus, welches grosse Meerschnecken sind.

nd. Wann diese erste Gäste darauß verstor-
n/finden sie die leere Häuser an dem Ufer deß
Meers / und gebrauchen sich solcher hernach.
Doch findet man auch diese kleine Soldaten
n allerhand andern Schnecken-Häusern / ja
n den Schalen der Lienen-Nüsse/und hat man
liche gesehen / die sich in die Füsse der toden
Meer-Krebse einquartiret gehabt. Wann sie
wachsen und zunehmen/ suchen sie ein weiters
Hauß/das mit der Grösse ihres Leibes überein
omme/ verlassen dann das erste und kriechen
n dieses hinein. Daß sie also unterschiedli-
he Gestalten haben/nach Unterscheid der ent-
ehneten Häuser. Es scheinet daß Plinius in
dem 9. Buch am 31. uñ 42. Capitel dieser Sol-
daten gedencke unter dem Nahmen Pinnother
oder einer Arth der kleine Krebse/denen er glei-
ches zuschreibet. (Sie werden auch von Æliano in dem 7. Buch am 31. Capitel / und von
Matthiolo in seinem Commentario über das
2. Buch Dioscoridis am 11. Capitel beschrie-
ben/und von ihnen Cancelli oder kleine Krebse
genennet.) Ihr Leib ist sehr zart / außgenom-
men der Kopff und die Füsse. Sie haben zur
Wehre grosse Scheren / gleich wie andere
Krebse / mit welchen sie den Eingang ihres
Häußleins verwahren und den gantzen Leib be-
schützen. Diese Scheren sind inwendig spitzig
oder geferbt / und wo sie etwas mit denselben
erwischen/halten sie es so hart und lassen nicht
nach/biß sie ein Stück davon abgepfetzet. Die-
ses Ungezieffer gehet geschwinder als die ge-

meine Schnecken / und bestreichet mit seinem Geiffer den Orth nicht / darüber es gangen.

Wann man diesen Soldat anrühret / wird er zornig und machet ein Getöß; und so man ihn auß dem Häußlein haben wil / leget man es zum Feuer / so kriechet er alsobald herauß: giebet man ihm aber solches wieder / so gehet er hinder sich in dasselbe hinein. Wann ihrer etliche einander antreffen / die ihre alte Häuser zu gleicher Zeit verlassen wollen / und ein neues antreffen / das ihnen allen anstehet / so gerathen sie miteinander in einen Streit / und nachdem sie eine Zeitlang mit Eiffer gestritten und sich ihrer Scheren wohl gebraucht / werden die schwächsten endlich gezwungen dem Obsieger das Häußlein zu überlassen / welcher solches alsobald einnimmet / als eine köstliche eroberte Beut / und in Frieden dasselbe bewohnet.

Etliche Einwohner essen diese Soldaten / wie man die Schnecken an etlichen Orten isset; aber sie dienen vielmehr zur Artzney als zur Nahrung. Dann wann man sie auß dem Häußlein thut / und in die Sonne legt / geben sie ein Oehl von sich / welches zu den erkälteten Gliedern sehr nützlich ist / und auch sehr glücklich gebrauchet wird / die erhärtete Geschwülste an dem Leib zuerweichen.

Es hat noch zweyerley Gattungen kleiner Schnecken / welche sehr schön sind. Die erste sind platt / und von brauner Farbe; Die andere aber spitzig und wie eine Schraube gestaltet; sie sind auch mit kleinen rothen / gelben

und

violfarben Strichen durchzogen / weßwe-
n sie sehr geachtet werden.

II.

Von den leuchtenden Fliegen.

MAn siehet in diesen Inseln unterschiedli-
che Arthen grosser Fliegen von mancher-
Gestalt und Farben. Wir geben aber hier
lich denen die Oberstelle / so die Frantzosen
uchtende Fliegen heissen / und von etlichen
Bilden Cucuyos, und von den Caraibern mit
nem fast gleichlautenden Wort Coyouyou
enennet werden. Es ist diese Fliege weder
rer Schönheit/noch Gestalt wegen / die nit
nderlich/ lobenswerth ; sondern nur allein
egen der leuchtenden Eigenschafft. Sie ist
on brauner Farbe/so groß als eine Meykefer/
nd hat zween starcke und harte Flügel / und
nter denselben noch zween die sehr zart sind/
elche man nur siehet wann sie flieget. Und
lsdann mercket man auch daß sie unter diesen
arten Fliegeln einen Glantz hat / und den
gantzen Bezirck gleich wie ein Liecht beleuch-
tet. Uber dieses sind ihre beyde Augen so hell-
scheinend/ daß sie zur Nachtzeit/(da man dann
ihren Schein recht sehen kan /) überall die
Finsternüß vertreibet/ wo sie nur hinflieget.

Sie sauset nicht im fliegen / und lebet von
der Blüt an den Bäumen. Wann sie mit
den Fingern etwas hart gehalten wird/ ist sie

so glatt und schlüpfferich/ daß sie mit geringer Stärcke / die sie ihre Freyheit zuerlangen an wendet/ ohnversehens entwischt und sich loß machet. Wann man sie eingeschlossen hält/ verbirget sie den Schein/den sie unter den zarten Flügeln hat / und leuchtet nur mit den Augen/ welcher Glantz doch sehr schwach ist/ und nicht zuvergleichen mit dem / so sie von sich giebet/ wann sie frey ist. Sie hat keinen Stachel nicht / damit sie sich wehren könte. Die Indier haben solche gar gern in ihren Häusern / weil sie ihnen an statt der Lampen dienen. Und wann man zur Nachtzeit die Kammern nicht wohl verwahret und zuschliesset/ fliegen sie von sich selbsten hinein/und hindern offt den Schlaff.

Es gibt auch in diesen Inseln sonderliche glängende Würme / die wie die Mücken fliegen. Gantz Italien und alle Morgenländische Orth sind mit diesen Würmen erfüllet. Der berühmte Verfasser deß Frantzösischen Buchs/der errettete Moses genant / gedencket auch derselben in der Vorrede seines Wercks. Und nahe an dem End seines Getichts / beschreibet dieser treffliche Poet eine Nacht/ in etlichen Reimzeilen/welche in unsere Sprach übersetzet also lauten mögen:

Es hatten allbereit die düstre Schatten Stunden
Das blaue Himmels Zelt/nachdem die Sonn' verschwunden/

Mit

Mit Lichtern außgeziert/es stieg jemehr empohr
Der Silber-weisse Mond / und gieng den Sternen vor.
as Feld war gantz beseet mit dem beseelten Feuer /
s striche durch die Lufft das fliegend Ungeheuer /
Sie/dieser Erden Stern' bekriegten allzumahl
Die schwartze Finsternüß mit ihrem güldnen Strahl.
s setzten etlich' sich / und scheinten in dem Dunckeln
uff Mirjams schönem Haar / als wären es Carfunckeln;
Sie glåntzten/diese Thier / (darauß man dann erkant
Deß grossen Gottes Glantz/) von Flammen ohne Brand.

Jedoch so hellscheinend als diese kleine Mor-enländische Gestirne immer seyn können / so nd sie doch nur als kleine Füncklein zu rechen gegen dem grossen Feuer / welches diese rosse Americanische Fackeln von sich werffen. Dann man kan zur Nachtzeit nicht allein den Weg wo man gehet bey ihrem Schein gar wohl sehen; sondern man kan auch darbey eicht schreiben / und ohne Mühe die reineste Schrifft lesen. Es berichtet ein Spanischer Historienschreiber / daß die Indier auff der Insel St. Domingo sich dieser kleinen Fliegen

bedienen/dieselbe an ihre Hände und Füsse fe
machen/und sie vor Liechter gebrauchen/ wa
sie bey Nacht auff die Jagt gehen. Man sag
auch/ daß etliche andere Indier die leuchtend
Feuchtigkeit/ die diese Fliegen in ihren Auge
und unter den Flügeln haben/ herauß trucken
und die Brust bey ihren nächtlichen Kurtzwe
len damit bestreichen; daher sie dann mitten i
den Finsternüssen scheinen / als wann sie mi
Flammen bedecket wären / und kommen dene
so sie ansehen gleichsam wie abscheuliche Ge
spenster vor.

Diese Fliegen lassen sich leicht in der Nach
fangen/wann man in der Lufft einen lebendi
gen Brand hin und her beweget. Dann so bal
die jenige/ die bey angehender Nacht auß dem
Gehöltz fliegen/dieses Feuer sehen/ vermeinen
sie daß es andre ihres gleichen Fliegen seyen/
und fliegen gerad auff den Orth zu / da sie die-
sen Schein sehen/ so schläget man sie alsdann
mit dem Hut nieder / oder sie fliegen wol von
sich selbsten wider den Brand/ und fallen dau-
melend auff die Erden.

Es wird sich ohne zweifel nicht uneben schi-
cken/das jenige hieher zu setzen / was der Herr
du Montel, ein Frantzösischer Edelmann/(ein
Mann von solcher Auffrichtig- und Glaub-
würdigkeit als gelehrt und begierig er ist in Er-
forschung ungewöhnlicher Dinge/dessẽ rühm-
lichen Freygebigkeit wir auch viele schöne und
rare Anmerckungen/die diese Historische Be-
schreibung außzieren/zu dancken haben) neu-
li-

cher Zeit an einen seiner Freunde von diesen
liegen geschrieben. Seine Wort lauten im
eutschen also: Als ich in der Insel Hi-
paniola oder St. Domingo war / bin ich
fft / wann die Nacht herbey kommen / vor
en kleinen Hütten still gestanden / welche
wir auffgerichtet / um etliche Tage daselbst
u verbleiben / und die Außbesserung unse-
res Schiffs zuerwarten: Ich bin / sag ich /
offt still gestanden / und habe die Lufft be-
trachtet / welche an vielen Orthen von die-
sen kleinẽ irrenden Sternen gantz erleuch-
tet war. Sonderlich aber war es über-
auß schön anzusehen / wann sie an die gros-
se Bäume kamen / welche eine Arth Fey-
gen tragen / und nahe bey unsern Hütten
stunden. Dann sie flogen seltzam durch-
einander / bald umb diese Bäume her-
umb / bald unter die dichte Aeste / welche
alsdann das Licht dieser kleinen Sterne
eine kurtze Zeit verbargen / und eine Fin-
sternüß verursachten; geschwind aber die-
ses Licht wiederumb sehen liessen / welches
seine gebrochene Strahlen durch die Blät-
ter hinwarffe. Bald sahen wir diese Klar-
heit von der Seiten her / bald aber gerad

und schnurrechts auff uns zufallen. Hernach machten sich diese Fliegen auß der Dunckelheit dieser Bäume loß / kamen auff uns zu / und flogen in die näheste Pomerantzen-Bäume / welche sie gleichsam gantz in Brand steckten / und liessen uns derselben schöne vergüldete Früchte sehen / die die Nacht unsern Augen geraubet hatte / sie bemahleten ihre Blüth / und gaben ihren Blättern eine solche lebhaffte Farbe / daß ihre Grüne / die von Natur anmuthig ist / ihren Glantz umb ein merckliches / durch diese reiche Bescheinung / verdoppelte und erhöhete. Ich wünschte mir damahls die Geschickligkeit eines Mahlers / daß ich eine mit so vielen Feuren erleuchtete Nacht / und eine so lustige und heitere Landschafft hätte abbilden können. Verzeihet mir / daß ich mich so lange Zeit bey der Historie einer Fliege auffhalte / es hat ja der treffliche Poet du Bartas solche vor diesem unter die Vögel gesetzet / an dem fünfften Tag in der ersten Wochen seines Buchs / dessen herrliche Reimen diesen Verstand im Teutschen beyläufftig haben mögen:

Der

Der feurige Cucuy in jenem neuen
Land
Trägt Feuer an der Stirn/trägt an den
Flügeln Brand.
Der Seidensticker pflegt bey dieses Lich-
tes Strahlen
Mit seiner Nadel offt die Teppich schön zu
mahlen;
Bey dieser Flammen Schein hat offt
in dunckler Nacht
Des klugen Drehers Hand ein künst-
lich Werck gemacht:
Bey diesen Strahlen wühlt der Geitz in
seinen Schätzen/
Der Schreiber pflegt dabey die Feder an-
zusetzen.

Es ist kein Zweiffel/wo man ein Cristal-
len Geschirr nehme/ und thäte fünff oder
sechs dieser schönen Fliegen hinein/ daß
der Glantz/ den solche von sich geben wür-
den/zu allen denen Verrichtungen dienen
solte/ welche dieser Poet hie beschreibet; sie
würden gewißlich eine lebende und unver-
gleichliche Fackel machen. Aber so bald
diese Fliegen todt sind/so scheinen sie nicht
mehr. Ihr gantzer Glantz verlischet mit

 ihrem

ihrem Leben. Dieses ist / was gedachter Ruhmwürdige Edelmann erzehlet.

III.

Von den Phalangen oder gehörnten Fliegen.

DAmit wir zu der andern Arth der grossen Fliegen kommen / die man in den Antillen siehet / und von etlichen Phalangen genennet werden / so gibt es derselben welche viel grösser als die Cucuyos, und wunderseltzam gestaltet sind. Man findet etliche die zween Schnäbel haben / gleich wie der Elefant einen hat; der eine ist in die Höhe / der ander niedergekrümmet. Andere haben drey Hörner / eines wächset auß dem Rücken / die andere beyde stehen am Kopff. Der übrige Leib ist schwartz gleich wie die Hörner / und gläntzet wie der schwartze Agatstein. Wiederumb siehet man andere / die ein Horn von vier Zoll lang haben / in Gestalt eines Schnepffen-schnabels / welches oben glatt / und unten mit zarten Härlein bedecket ist; Dieses Horn gehet ihnen auß dem Rücken gerad uber dem Kopff hin / daran sie noch ein ander Horn haben / welches den Schröter-Hörnern gleichet / und so schwartz als das Eben-Holtz / und so hell als ein Glaß ist. Der gantze Leib ist Haarfarbig / glatt und wie ein Damast. Sie haben einen Kopff und eine Schnautz wie die Affen / zwey grosse / gelbe und völlige Augen / ein weites

tes Maul / und Zähne die einer kleinen Seege nicht ungleich sind. Wir wollen nochmah- len hie hören / was unser treuer und fleissi- ger Wandersmann von diesen Phalangen be- richtet.

Ich hab gesehen / sagt er / eine von der Arth dieser grossen Fliegen / welche über- auß schön gewesen. Sie war ohngefehr 3. Zoll lang; hatte einen blauen Kopff / in der Gestalt eines Heuschrecken-köpffs / oh- ne daß die beyde Augen grün waren wie ein Schmaragd / und mit kleinen weissen Härlein umbfasset. Oben auff den Flü- geln hatte sie eine glänzende Violfarb / die als ein Damast mit vielen Leibfarben Ab- theilungen gezieret war / welcher Glantz durch einen silberweissen Strich erhöhet wurde. Sonsten waren diese Abthei- lungen so gleichrichtig beyeinander gese- tzet / daß es schiene als hätten der Circkel und Pensel alle Reguln der Sehekunst / und anmuthige Zierden der Mahlerey dabey in acht genommen. Unten am Leib war sie von gleicher Farbe / wie am Kopff / ohne daß sie sechs schwartze Füsse hatte / welche sich artig gegen den Bauch krümmeten. Wann man die harte und

feste Flügel voneinander thäte / sahe man zween zarte Flügel / welche viel zärter als seiden Flor / und so roth als Scharlach waren. Diese Fliege hab ich auff der Insel deß H. Kreutzes bey einem Engelländer gesehen / und alsobald die Beschreibung in meine Schribtaffel eingezeichnet. Ich meinete von Anfang daß sie nach der Kunst also bemahlet wäre / wegen der hohen Leibfarb / und deß silbernen Durchzugs ; aber als ich sie begriff / sahe ich daß es natürlich war / und dachte bey mir / die Natur müste überauß lustiges Sinnes gewesen seyn / da sie diese kleine Königin unter dem Ungezieffer so reichlich außgeschmücket hat.

IV.

Von dem Vielfuß oder Scolopendra.

DIeses Ungezieffer wird Vielfuß genennet / wegen seiner grossen Menge Füsse / die an seinem gantzen untern Leib stehen / mit denen es auff der Erden / mit unglaublicher Geschwindigkeit / sonderlich wann es verfolget wird / hinkriechet. Es ist ohngefehr sechs Zoll lang. Sein Ober-Leib ist mit Kastanien-braunē Schuppen gantz bedecket / welche sehr hart / und

und ineinander gefüget stehen / wie die Ziegel auff einem Dach ; Das gefährlichste aber an diesem Thier ist / daß es an seinem Kopff und Schwantz Hörner hat / mit welchen es so scharff pfetzet / und so ein böses Gifft in die Wunde hinein giesset / daß man bey vier und zwantzig Stunden / zuweilen auch etwas länger / einen uberauß grossen Schmertzen empfindet.

V.

Von den Spinnen.

MAn siehet in unterschiedlichen der Antillen grosse Spinnen / welche etliche unter die Phalangen zehlen / wegen ihrer seltzamen Gestalt / und ungewöhnlichen Grösse / dann wann sie ihre Füsse außstrecken / sind sie im Begriff grösser als eine Hand breit ist. Ihr gantzer Leib bestehet auß zweyen Theilen / deren das eine platt ist / und das andere rund und in eine spitze außlaufft / gleich wie ein Tauben-Ey. Sie haben alle ein Loch auff dem Rücken / welches gleichsam ihr Nabel ist. Ihr Maul läst sich nicht wohl sehen / weilen es fast gantz mit einem graulichen Haar bedecket / welches zuweilen mit rothen untermenget ist. Sie ist auff beyden Seiten mit zwey sehr spitzen Hacken gewaffnet / welche starck und glatt sind / und eine solche glântzende schwartze Farbe haben / daß etliche dieselbe in Gold einfassen lassen / und vor Zahnstecher gebrauchen / welche sonderlich hoch gehalten werden von allen de-

nen/so die Krafft dieser Hacken wissen; Dann sie verhüten allen Schmertzen und Faulung an den jenigen Gliedern / die damit bestrichen werden.

Wann diese Spinnen alt worden/sind sie überall mit einer schwärtzlichen Wolle bedecket/welche so sanfft als ein Sammet ist. Sie gehen auff zehen Füssen / die an den Seiten haaricht sind und unten kleine Spitzen haben/ mit welchen sie sich überall/ wo sie hinklettern wollen / desto leichter anhangen. Alle diese Füsse gehen auß dem vorderen Theil deß Leibs: Ein jeglicher derselben hat vier Geleiche/ und an dem End ein schwartzes und hartes Horn/ welches in zwey Theil getheilet / wie eine kleine Gabel.

Alle Jahr legen sie ihre alte Haut ab/wie die Schlangen / deßgleichen auch die beyde Hacken/ welche ihnen an statt der Zäne und zum Schutz dienen; die so diese köstliche Bälcke finden/ können die gantze Gestalt ihrer Leiber daran sehen/ welche also beschaffen / wie das Kupffer dieses Capitels außweiset. Ihre Augen sind so klein und liegen so tieff/daß sie nicht anderst als zwey kleine Tupfflein scheinen. Sie nehren sich von Fliegen und dergleichen Ungeziefer; und hat man gesehen/daß sie an etlichen Orthen so starcke Spinnweben machen/ daß die kleine Vögel/ so sich darinn verwirren/genug zu thun haben/wann sie wieder loß komen wollen. Dieses wird auch gesagt von den Spinnen/welche in der Insel Vermuda; so die

En-

Engelländer bewohnen / gefunden werden; es ist auch gar glaublich / daß diese von dergleichen Arth seyen.

VI.

Von dem fliegenden Tyger.

MAn hat diesem Ungezieffer den Namen deß fliegenden Tygers gegeben / weil es überall an seinem Leib mit Flecklein von unterschiedlichen Farben besprengt ist / gleich wie das Tyger Thier. Es ist so groß als ein Schröter; Sein Kopff ist spitzig / und mit zwey grossen Augen gezieret / welche so groß und gläntzend sind als ein Schmaragd. Sein Maul ist mit zween harten Hacken gewaffnet / die überauß spitz sind / mit welchen es seinen Raub hält / so lang biß es den Safft herauß gesogen. Sein gantzer Leib ist mit einer harten uñ braunen Haut / als mit einem Harnisch / bekleidet. Seine Flügel welche auch von harter Materi / bedecken vier Flügelein / die so zart als ein seiden Flor sind. Es hat sechs Füsse / derer jedweder drey Geleiche / und viele kleine Spitzen hat. Deß Tages über stellet es stetig dem andern Ungezieffer nach / und zur Nachtzeit setzet es sich auff die Bäume / und hat einen Gesang eben wie die Heuschrecken.

III.

VII.
Von den Bienen und etlichen andern Ungeziefern.

DJe Bienen/so man in den Antillen siehet/ sind den jenigen nicht gar ungleich/die in dem Mittägigen America gefunden werden; doch sind sie alle beyde viel kleiner als die Europæische. Etliche haben eine graue/ andere aber eine braune oder blaue farbe: und diese letztere machen mehr Wachs und bessern Honig. Sie halten sich alle in den Rissen der Felsen/oder in den hohlen Bäumen auff. Ihr Wachs ist weich/und hat eine solche schwartze Farbe/daß man durch keine Kunst dasselbe weiß machen kan: Hergegen aber ist ihr Honig viel weisser/viel süsser und viel heller / als der unsrige. Man kan diese Bienen ohne einige Gefahr angreiffen/weil sie fast gantz und gar keinen Stachel haben.

Man findet noch in diesen Inseln unterschiedliche Schröter / und eine grosse Menge Heuschrecken/und Zweyfalter/welche über alle massen schön sind. Man siehet auch daselbst beydes auff der Erden und in der Lufft mancherley beschwerliche und schädliche Ungezicfer / welche die Einwohner überauß plagen; wir wollen aber von diesen und etlichen andern Beschwerligkeiten in den zwey letzten Capiteln dieses ersten Buchs reden.

Das

Das 15. Capitel.

Von den vornembsten Vögeln in den Antillen.

DJe Wercke deß HErrn sind groß / er hat sie alle weißlich geordnet/die Erde ist voll seiner Güther ; jedoch muß man bekennen/ daß unter allen Geschöpffen/ welche keine vernünfftige Seelen haben/die Vögel viel höher als alle andere die unerschöpffliche Reichthümer seiner Gütigkeit und Vorsehung verkündigen: und daß sie uns durch ihren süssen Gesang/durch ihren hurtigen flug / durch die lebhaffte farben und allen Pracht ihrer federn anreitzen die höheste Majestät Gottes zu loben und preisen/der sie alle so herrlich gezieret/und so vollkommen außgeschmücket hat. Wir wollen derhalben in unsern Betrachtungen fortfahren/ und nachdem wir von den Bäumen/ Pflantzen/Kräutern/vierfüssigen Thieren/ Gewürmen und Ungezieffer / mit denen das Land der Antillen bedecket ist/gehandelt/ als wollen wir in diesem Capitel die vornemsten Vögel beschreiben/ welche die Lufft dieser angenehmen Inseln bewohnen / und die Zierde der immerwehrenden Grüne so vieler köstlichen Bäume / mit denen die Erde daselbst gekrönet/ umb ein grosses vermehren.

I. Von

I.

Von den Fregaten.

WAnn man auff diese Inseln zufähret / kommen etliche Meervögel den Schiffen entgegen/gleich als ob sie dieselbige zuerkundigen wären außgeschicket worden. So bald die neue Ankommende solche erblicken/vermeinen sie daß sie nun bald das Land sehen werden. Aber es ist eine vergebliche Hoffnung/uñ darff man sich dieses nicht eher einbilden / biß man sie hauffenweiß fliehen siehet. Dann es gibt eine Arth derselben / die sich offt auff das hohe Meer/über zweyhundert Frantzösischer Meilen vom Land begeben.

Die Frantzosen neñen sie Fregaten, wegē deß stethen uñ leichtē Flugs. Es haben diese Vögel bey nahe eben so viel Fleisch als eine Ente; aber ihre Flügel sind weit grösser / sie fliegen auch mit solcher Geschwindigkeit / daß man sie in gar kurtzer Zeit auß dem Gesicht verliehret.

Ihre Federn haben unterschiedene Farben; etliche sind gantz schwartz / und etliche gantz grau/ ohne an dem Bauch und Flügeln sind sie mit weissen untermenget. Sie können die Fische überauß wohl fangen/dann wann sie einen oben auff dem Wasser sehen/erhaschen sie ihn gleichsam spielend / und verzehren ihn. Sonderlich sind sie überauß geschickt die fliegende Fische zuertappen; dann so bald sie sehē/ daß diese delicate Beute gezwungen wird/das Wasser zu verlassen/ und sich in die freye Lufft

zu-

zubegeben/damit sie den grausamen Verfolgungen ihrer Feind in dem Meer entgehen mögen / so wissen sie so wohl an den Orth sich zu stellen/da diese Fische ihren Außfall thun werden/daß so bald solche auß dem Wasser steigen / sie dieselbe mit ihrem Schnabel oder Klauen empfangen. Daß also diese unschuldige und unglückseelige Fische / in dem sie den Zähnen ihrer Wasser-Feinde entrinnen wollen/ offt in die Klauen der Lufft-Feinde fallen/ die eben so übel mit ihnen verfahren.

Diese Vögel haben ihren Auffenthalt auff den Felsen so in dem Meer stehen/ und in den kleinen unbewohneten Inseln/an welchen einsamen Orthen sie auch zu nisten pflegen. Ihr Fleisch wird nicht groß geachtet/aber ihr fett wird sehr fleissig auffgehaben/weil man erfahren / daß es sehr dienlich zur Heilung / oder doch auff das wenigste zur Linderung der Gicht/deß Krampffs / und andern von Kälte herrührenden Lähmungen der Glieder.

II.

Von den Fahlen.

DIese Vögel werden von den Frantzosen Fahlen genennet / wegen der Farbe auff ihrem Rücken / unter dem Bauch aber sind sie weiß. Sie sind so groß als ein Wasser-Huhn; aber gemeinlich so mager / daß sie nur der Federn halben geachtet werden. Sie haben Füsse gleich den Endten/und einen spitzen Schnabel/

vel/wie die Schnepffen. Sie nehren sich von kleinen Fischen/ gleich wie die Fregaten; und sind die allerdummesten unter allen Meer- und Land-Vögeln/ die in den Antillen sind; dann so bald sie eines Schiffes gewahr werden/sonderlich wann die Nacht herein bricht/ setzen sie sich alsobald darauff/ entweder weil sie solches vor einen schwebenden Felsen ansehen/ oder sonsten ermüdet seyn vom fliegen: und sind so unbedachtsam/daß sie sich ohne Mühe greiffen lassen.

III.

Von den kleinen weissen Reygern/ und etlichen andern Meer-und Flüß-Vögeln.

MAn siehet nahe bey diesen Inseln/zuweilen auch auff dem hohen Meer/ Vögel/ die schneeweiß sind/ und einen solchen rothen Schnabel und Füsse haben als die Corallen. Sie sind ein klein wenig grösser als die Krähen/und werden vor eine Arth der weissen Reyger gehalten/weil sie einen Schwantz haben/ der in zweyen langen und köstlichen Federn bestehet/ und daher von allen andern Vögeln/ die auff dem Meer fliegen/ unterschieden werden.

Unter den Vögeln/ so an den Flüssen und stehenden Wassern sich auffhalten/finden sich Wasser-Hähnlein/ Taucher/ Wasser-Hühner/Enten/wilde Gänse/ und noch eine Arth klei-

kleiner Enten/die über den gantzen Leib so weiß als ein Schnee sind/ und einen schwartzen Schnabel und schwartze Füsse haben/deßgleichen kleine weisse Reyger/von überauß weisser Farbe/ welche so groß als eine Taube sind/und einen Schnabel wie die Schnepffen haben/ sich in dem Sand und an den Felsen auffhalten/und von Fischen leben. Es wird ihnen insonderheit sehr nachgestellet/ wegen der köstlichen Federn/welche so zart und rein sind als eine Seide/ und ihnen eine sonderliche Zierde und Ansehen geben. Weil aber alle diese Meer- und Fluß- Vögel auch anderstwo bekant sind/ ist es unvonnöthen / dieselbe zu beschreiben.

IV.

Von dem Kropff-Vogel.

Es wird in allen diesen Inseln noch ein grosser Vogel gefunden / welcher nur von Fischen lebet. Er ist so groß als eine grosse Ente/ hat Aschenfarbe federn/ und ist scheußlich anzusehen. Sein Schnabel ist lang und platt / der Kopff groß/die Augen klein un tieff gelegen/ und der Halß ziemlich kurtz/ unter welchem ein Kropff hanget/ der so überauß groß und weit ist/ daß er einen Eymer voll Wasser in sich begreiffen kan. Daher er auch Kropff Vogel genennet wird. Man siehet diese Vögel gemeinlich auff den Bäumen / die an dem Ufer deß Meers stehen / allwo sie sich

sich verborgen und auff den Raub lauren. Dann so bald sie einen Fisch oben auff dem Wasser schwimmen sehen / dem sie beykommen können / schiessen sie auff denselben zu/ und tragen ihn hinweg. Sie sind so frässig/ daß sie ziemlich grosse Fische auff einmal hinunter schlingen/ und sich gleich darauf wieder auff die Schildwache stellen. Da sie dann so fleissig auf ihre Fischerey achtung geben/ daß sie das Gesicht von dem Meer / da sie ihre Beute zu überkommen verhoffen/nicht abwenden/ und also leicht von dem Land her können geschossen werden/und der Nachstellung nicht einmahl wahr nehmen. Sie sind traurig und melancholisch / welches sich zu ihrem Fischfang schicket. Ihre Augen sind so scharffsehend/ daß sie die Fische sehr weit in das Meer hinein/ und eine Klaffter tieff in dem Meer ersehen können : jedoch warten sie biß solche fast oben auff dem Wasser sind/und alsdann fliegen sie auff dieselbe zu. Ihr Fleisch ist nicht gut zu essen.

V.

Von den Wasser-Hühnern.

DJe Inseln/welche man Virgines nennet/ werden unter allen Antillen gerühmet / daß sie eine grosse Menge schöner und rarer Meer-und Land-Vögel haben. Dann ohne diese/davon wir jetzund geredet / und daselbst häuffig gefunden werden/siehet man eine Arth klei-

iner Wasser-Hühner / welche sehr schöne
dern haben. Sie sind nicht grösser dann
ne Taube/ihr Schnabel aber ist viel länger/
d von gelber Farbe/die obere Beine sind hö-
r / und haben gleich wie die Füsse eine hoch-
the farbe. Die Federn auff dem Rücken / an
n Flügeln und Schwantz sind leibfärbig und
ll/mit grünen und schwartzen untermenget/
elche gleichsam der Grund sind / der diese
äntzende Farben erhöhet. Unter den Flü-
ln und an dem Bauch sind sie goldgelb. Der
alß und die Brust ist mit einer anmuthigen
Vermischung aller farben/die sie an dem gan-
en Leib haben/ außgezieret / und ihr Kopff/
elcher klein ist / und kleine funcklende Augen
at/ist mit einer Haube oder Busch von vielen
einen Federn gekrönet / die auch mit man-
derley schönen Farben gleichsam bemahlet
nd.

VI.

Von dem Flamman.

AN den stehenden Wassern und sumpffich-
ten Orthen / da man selten hinkommet/
alten sich schöne und grosse Vögel auff/ wel-
he so groß als eine wilde Ganß / und wie die
enige gestaltet sind / so von den Holländern
Lepelaër genennet werden/wegen ihres schna-
els / der vornen wie ein Löffel eingebogen.
Ihr Schnabel ist demselben gantz gleich / der
Halß sehr lang/und die Füsse so hoch/daß der
ubri-

übrige Theil ihres Leibs ohngefehr zween gute Schuh hoch von der Erden stehet. Sie haben aber nicht einerley Farben / dann wann sie jung sind / haben sie weisse Federn / nach dem sie hernach wachsen / werden sie Rosenfarbig / und letzlich wann sie alt sind / haben sie eine rechte Leibfarb. Es hat das Ansehen daß er dieser Farb halben von den Frantzosen Flammant, das ist flammend genennet worden. Bey den Griechen und Lateinern heisset er Phœnicopterus. Man findet diese Vögel auch nahe bey Mompelier, welche nur allein unter den flügeln und an dem Bauch Leibfarb sind / und eben auff dem Rücken schwartz. Man siehet auch etliche in den Inseln / welche an den flügeln weisse und schwartze Federn vermenget haben.

Sie fliegen gemeinlich Hauffenweiß / und haben ein solch scharffes Gehör und Geruch / daß sie die Jäger und Büchsen von weitem mercken. Damit sie auch desto sicherer von allen Nachstellungen seyen / setzen sie sich gern an freye Ort / und mitten in die Sümpffe / da sie ihrer feinde von weitem kōnen gewahr werden / und wann die andern die Wasser durchsuchen / ihre Nahrung zubekommen / so hält allezeit einer auß dem Hauffen die Wacht; welcher / so bald er das geringste Geräusch höret / oder einen Menschen siehet / sich in die Höhe schwinget / und ein Geschrey von sich gibt / zum Zeichen / daß die andern ihm nachfolgen sollen. Wann die Jäger auff der Insel St. Do-

mingo diese Vögel/als welche daselbst gar
ein sind / schiessen wollen / stellen sie sich
en den Wind/auf daß der Geruch deß Pul-
s ihnen so leicht nicht beykomme / hernach
ecken sie sich mit einer Ochsen-Haut / und
en auff Händ und Füssen / damit sie von
Vögeln vor dergleichen Thiere mögen an-
ehen werden / biß sie an einen bequemen Ort
amen / da sie auff dieselbe loßschiessen kön-
: und durch diese List kommen sie in der
ger Hände/ dann sie sind gewohnet die wil-
Ochsen zu sehen / welche von dem Gebürg
ab zur Träncke gehen. Sie sind fett / und
en ein zimlich delicat Fleisch. Ihre Haut/
von weichen Pflaumfedern bedecket/ wird
fgehaben/ und zu gleichem Gebrauch wie
Schwanen- und Geyer-Häute angewen-

VII.

Von den Americanischen Schwalben.

ES ist vor etlichen Jahren einem Rarität-
-liebenden zu Rochelle in Franckreich auß
sen Inseln ein Vogel geschickt worden in
r Grösse einer Schwalben / deren er auch
ntz gleich gewesen/ ohn allein daß die beyde
össe Federn am Schwantz etwas kürtzer wa-
/der Schnabel krumm/ gleich wie die Pa-
geyen-Schnäbel/und die Füsse den Enten-
ssen gleichten. Er war überall schwartz/

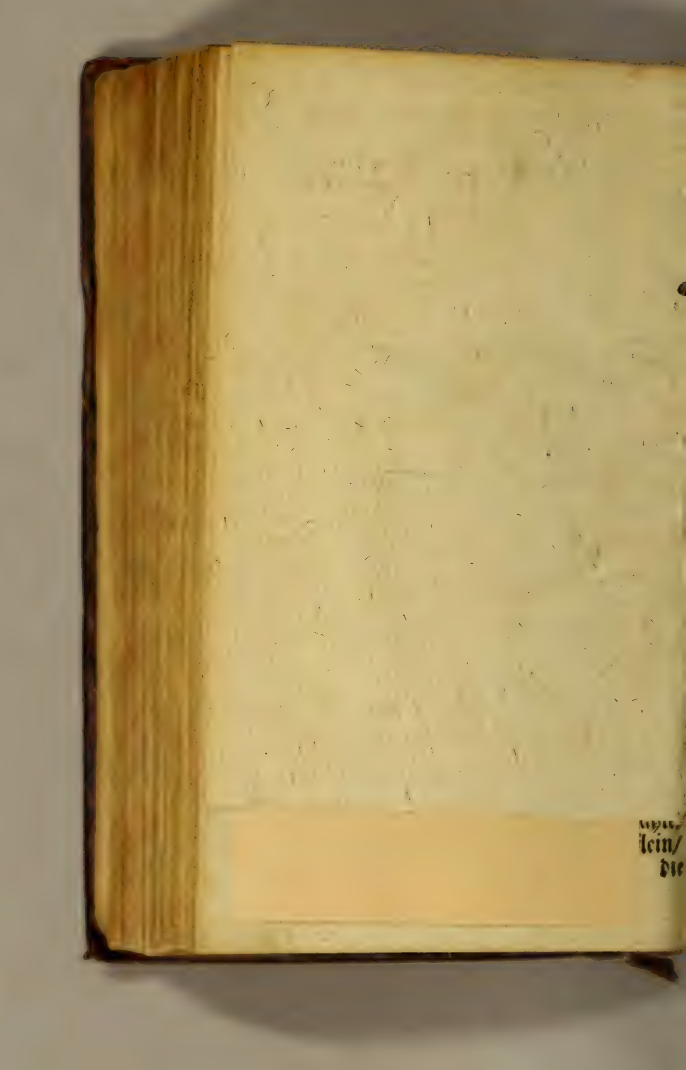
außgenommen an dem Bauch/da er eine wei-
se farbe hatte/ wie die Schwalben; kürtzlich
er gleichte diesen Vögeln/(ohne diesen kleine
Unterschied/) so wohl/ daß wir ihn nicht be-
ser nennen konten als eine Americanisch
Schwalbe. Wir setzen ihn mit fleiß zu de
Meer- und Fluß-Vögeln/weil die Gestalt sei-
ner Füsse genug zuerkennen giebet/daß er in
Wassern lebet. Und weil er so seltzam ist/ da
er unsers Wissens von niemand jemahlen be-
schrieben worden/ haben wir dessen eigentlich
Abbildung hieher setzen lassen.

VIII.

Von unterschiedlichen Land-Vögeln.

Ohne alle diese Vögel / welche sich an dem Meer/Flüssen und stehenden Wassern auf-
halten/ findet man in diesen Inseln eine sehr
grosse Menge Feld-Hüner / Turtel-Tauben/
Krähen/ und Holtz-Tauben/ welche ein gros-
ses Geschrey in den Wäldern machen. Man
siehet daselbst dreyerley Gattungen Hühner;
Die erste sind die gemeine Hühner/ die den un-
srigen gleichen: Die andere sind die jenigen/
welche wir Indianische Hühner heissen: Und
die dritte Gattung sind eine Arth Fasanen/
welche die Frantzosen nach dem Spanischen
Nahmen Poules Pintades, das ist/ gemahlte
Hühner nennen/ weil sie gleichsam bemahlet
sind mit weissen farben/ un̄ kleinen Tüpfflein/
die





e auff dem dunckelen Grund scheinen/ als ob
so viel Augen wären.

Es gibt auch da viel Amseln/ Ziemer/ Tro-
eln und Kirschfincken/ die den unsrigen dieses
Nahmens fast in allem gleichen.

Was die andern Vögel anlangt/ die nur in
en Wäldern der Antillen gefunden werden/
nd dieselbe von vielerley Arthen/ und so reich
nd prächtig von farben / daß man bekennen
muß/ ob sie schon den Europeischen in dem Ge-
tzag nicht gleichen/ doch ihnen/ was die
Schönheit der federn betrifft / weit vorgehen.
Wir zweiffeln nicht/ nachfolgende Beschrei-
ung etlicher von den vornehmsten dieser Vö-
gel/ werde die Warheit unserer Wort zur gnü-
e bekräfftigen.

Den Anfang wollen wir von den Papagey-
n machen/ welche nach ihrer unterschiedenen
Grösse in dreyerley Gattungen abgetheilet
werden. Die erste sind die grösten / und wer-
den Arras, und Canides oder Canives genennet/
die andern sind die mittlere oder gemeine Pa-
pageyen / und die dritte sind die kleine Papa-
geyen.

IX.

Von den Arras oder grossen Papageyen.

DIe Arras sind trefflich schöne Vögel / in
der Grösse eines Fasanen : was aber die
Gestalt deß Leibs belangt / sind sie den Papa-

geyen gleich. Sie haben alle einen zimlich grossen Kopff/lebhaffte und scharffsehende Augen / einen krummen Schnabel und langen Schwantz/welcher auß schönen federn von mancherley farben bestehet / nach Unterschied der Inseln/ da sie außgeheckt worden. Man siehet etliche/ die an dem Kopff/oben auff dem Halß und Rucken Himmelblau sind / und wie ein gewässerter Taffet; an dem Bauch und unter dem Halß und flügeln bleichgelb / und einen gantz rothen Schwantz haben. Andere sind fast an dem gantzen Leib feuerfarbig/ ohne an ihren flügeln/ da sie etliche gelbe/blaue und rothe federn haben.

Es finden sich auch noch andere / deren federn / als rothe / weisse / blaue / grüne und schwartze untereinander vermenget stehen/und also fünff schöne und lebhaffte farben haben/ welches überauß schön zu sehen. Sie fliegen gemeinlich hauffenweiß. Man solte auß ihren Geberden vermeinen/ daß sie sehr kühn uñ hertzhafft seyen/dann sie erschrecken nit von dem Knall/wann man auf sie loßschiesset/und so sie zum ersten mahl nit getroffen worden/erwartē sie ohne Bewegen / an dem Orth wo sie sitzen/ den andern Schuß: aber es schreiben die meisten diese Sicherheit vielmehr ihrer natürlichē Dummigkeit/als ihrem unerschrockenen Muth zu. Sie sind gar leicht zu zähmen/ und lernen auch etliche Wort außsprechen / doch haben sie den mehrern Theil eine allzudicke Zunge / daß man sie nicht wohl verstehen kan / gleich

e die Canides und kleine Papageyen auch.
e können die Kälte so gar übel vertragen/
s man sie nicht ohne grosse Mühe und Be-
werung über Meer bringen kan.

X.

Von den Canides.

S werden die Canides sehr hoch gehalten/
welche in gleicher Grösse mit den vorigen
/ aber viel schönere Federn haben. Der
r du Montel, der unterschiedliche Reysen
America gethan / und sehr fleissig alle In-
besichtiget/hat einen von diesen Vögeln
er Insel Quaracoa gesehen / den er auß-
rlich also beschrieben: Er konte mit gu-
Fug/ sagt er/ unter die schönste Vögel
Welt gerechnet werden. Ich hab
so eigentlich betrachtet / und so offt in
inen Händen gehabt / als ich an selbi-
Orth war / daß ich mir seine Gestalt
h sehr wohl einbilden kan. Unter dem
uch/ unter den Flügeln und unter dem
lß hatte er eitel Auror-farbe Federn/
che wie ein gewässerter Taffet scheine-
auff dem Rücken und Helfte der Flü-
eine überauß lebhaffte Himmelblaue
be; und der Schwantz und Schwing-
rn waren von einer wunderschönen

und hellen Leibfarb untermenget/ und mi
blaue/ graßgrüne und glåntzenden schwar
tzen Federn durchschossen/ welche letzter
Farbe die andern erhöhete und ihnen ei
viel grösseres Ansehen gabe. Das schön
ste an ihm aber war der Kopff/ der mit kle
nen Rosenfarben Pflaumfedern bedeckt
und von grünen/ gelben und bleichblaue
gesprenckt war/ welche als wie Wellen bi
an den Rücken sich erstreckten. Sei
Augenlieder waren weiß/ und der Au
apffel gelb und roth/ wie ein Rubin der i
Gold eingefasset ist. Auff dem Kopff ha
te er eine Haube/ von Feuer-rothen F
dern/ welche als eine glüende Kohle glän
ten/ diese waren mit vielen kleinen umbg
ben/ die eine Perlen-Farbe hatten.

Ob er nun schon dieser reichen Zier
wegen recht verwunderlich war/ so w
er doch nicht weniger lobenswerth weg
seiner Freundligkeit: Dann wiewohl
einen krummen Schnabel/ und Någel
der Klauen an seinen Füssen hatte/ der
er als wie der Hånde gebrauchte/ und se
Essen damit zu dem Schnabel reichte/ d
so starck und spitzig waren/ daß er gar leic
etw

was damit zerreissen können: nichts de-
oweniger war er so zahm / daß er mit den
einen Kindern spielete / und sie nicht be-
chädigte: Und wann man ihn auff die
Handnahme / schlosse er seine Klauen so
eschicklich zusammen / daß man die Spi-
en nicht einmahl fühlete. Er leckete / wie
in kleiner Hund / mit seiner kurtzen und
icken Zungen / die jenige die ihm liebkose-
en / und etwas leckerhafftiges zu essen ga-
ben; er neigte seinen Kopff an ihre Ba-
cken / küßte sie schmeichelend / nnd bezeuge-
te durch hunderterley Geberden seine
Danckbarkeit; er liesse sich stellen wie man
wolte / und es gefiel ihm wol wann man
mit ihm spielete / und er seinen Freunden
eine Kurtzweil machte. So gut und
freundlich er sich aber stellete gegen die so
ihm gutes thaten; so böß und unversöhn-
lich erzeigte er sich gegen die jenige / die ihn
beleidiget hatten / konte solche unter an-
dern wohl erkennen / und wo er ihnen bey-
zukommen vermogte / versetzete er ihnen ei-
nes mit seinem Schnabel oder mit seinen
Klauen.

Im übrigen redete er die Holländische /

Spanische und Indianische Sprache: und sange in dieser letzten Lieder wie ein rechter Indianer. Er äffete auch andern Vögeln uñ Hauß Thieren nach. Er nennete seine Freunde mit dem Vor. uñ Beynahmen / er lieffe und floge auff sie zu / so bald er sie merckte / absonderlich wann er Hunger hatte. Wann sie aber eine Zeitlang nicht zugegen gewesen / und er solche nicht gesehen hatte / erzeigte er sich frölich über ihrer Wiederkunfft / durch sein Freudengeschrey. Wann er genug gespielet und sich boßierlich gestellet hatte / und man seiner Schmeicheleyen müd war / floge er oben auff das Tach der Hütten seines Pfleg-Herrn / (welcher ein vornehmer Mann in derselben Insel war /) redete und sange daselbst / machte allerhand seltzame Bossen / bespiegelte sich in seinen Federn / welche er mit seinem Schnabel sauber außbutzete uñ glåntzend machte. Er war leicht zuerhalten; dann er asse nicht allein das Brod / das man in diesen Inseln gewöhnlich hat / sondern es waren ihm auch alle Früchte und alle Wurtzeln / die daselbst wachsen / angenehm. Und wann man ihm mehr

mehr gabe/ als er essen mochte/ verbarge er das übrige sehr fleissig unter die Blätter deß Daches der Hütten/ und suchte solches im Nothfall wieder hervor. Kurtz/ ich habe niemahls einen schönern und lieblichern Vogel gesehen/ er wäre wol werth gewesen/ daß man ihn dem König verehrt hätte/ wann man ihn nur in Franckreich hätte überbringen können.

Dieses ist/ was gedachter Edle und glaubwürdige Zeuge erzehlet/ welcher noch hinzu sezet/ daß er dem Herrn Rodenborck auß den Antillen gebracht worden/ welcher damahls Gouvernör der Festung und Holländischen Wohnstätte/ die in der Insel Quaracoa ist/ gewesen.

XI.

Von den mittleren Papageyen.

MAn siehet fast in allē Antillen Papageyen/ welche die Indianische Einwohner deß Landes in ihrer Sprache Kouléhuec nennen/ und hauffenweiß wie die Staren fliegen. Die Jäger zehlen sie unter das Schnabel-Wildprett/ und halten darvor/ daß sie ihre Mühe und Pulver nicht verliehren/ wann sie solche schiessen. Dann sie sind so gut und fett/ als die beste junge Hühner; vornemlich wann sie noch jung sind/ und zur Zeit da die meiste junge Bäume Beeren oder Früchte tragen/ da-

von sie sich nehren. Sie sind von unterschiedlicher Grösse und mancherley Federn / nach Unterschied der Inseln; also daß die alte Einwohner dieser Oerther / auß ihrer Gestalt und an ihren federn den Orth da sie gehecket werden / erkennen können.

Es gibt eine wunderliche Arth dieser Vögel in einer von den Inseln / die man Virgines nennet. Sie sind grösser als die Wiedhopffen / deren Gestalt sie auch fast haben. Aber ihre federn sind mit so mancherley Gestalt gezieret / daß sich das Gesicht kaum genug daran erlustigen kan; und was das vornemste ist / so lernen sie trefflich wohlreden / und sprechen alles nach was sie hören.

XII.

Von den kleinen Papageyen.

DIe kleineste Papageyen sind nicht grösser als eine Amsel / ja man findet wol etliche / die einen Spatzen in der Grösse deß Leibs nicht übertreffen. Sie werden kleine Papageyen genennet; und sind mit gantz grünen federn bedecket / ohne unter dem Bauch / und an dem End der Flügel und deß Schwantzes / da sie gelblich scheinen. Sie lernen auch reden und pfeiffen; doch behalten sie allezeit etwas von ihrer wilden Arth an sich. Derohalben sie auch sehr hart pfetzen mit ihren Klauen / wann sie nicht wol aufgeräumt und in gutem Laun sind. Und wann sie die Freyheit haben können / fliegen sie an die Wälder / und sterben daselbst hungers.

Dann

Dann weil sie von Jugend auff in dem Kefich ernehret worden/wo sie ihre Speise bereitet gefunden/wissen sie nicht die jenige Bäume zu suchen und zu erkennen/deren Beerlein ihnen zur Nahrung dienen.

XIII.
Von dem Tremblo.

IN etlichen Inseln / sonderlich in der Insel Gardeloupe, wird ein kleiner Vogel gesehen/den man Tremblo oder Zittervogel nennet/ weil er stetig zittert / bevorab mit seinen flügeln/welche er halb auffthut. Er ist so groß als eine Wachtel/ und seine federn sind etwas dunckelgrau/ gleich wie die Lerchen haben.

XIV.
Von den Americanischen Spatzen.

GLeich wie die Inseln Tabago und Barbudos unter den Antillen am meisten gegen Mittag gelegen / als haben sie auch viel rarer Vögel/die in den jenigen / so sich mehr gegen Norden erstrecken/nit gefunden werden. Unter andern siehet man daselbst einen/der nit grösser als ein Spatz / und trefflich schön von federn ist. Dann er hat an dem Kopff/Halß und Rücken eine solche lebhaffte und gläntzende rothe Farbe/ daß wo man ihn in der Hand verborgen hält/ und nur den Halß oder Rücken sehen lässet/ man ihn/auch nahe dabey/vor eine glü-

 ende

ende Kohle halten sahe. Unter den flügeln und an dem Bauch ist er Himmelblau; die federn der flügel und deß Schwantzes sind dunckelroth/mit kleinen weissen Tüpfflein gesprenckt/ welche in gleicher weite voneinander stehen/ und wie ein Augapffel gestaltet sind. Er hat auch einen Schnabel und solchen Gesang wie ein Spatz; weßwegen er dann billich ein Americanischer Spatz genennet wird.

XV.

Von dem Orinoquen-Adler.

ES flieget auch offt eine Gattung grosser Vögel von dem festen Land in diese Inseln/ welchem die Oberstelle unter den Raubvögeln/ die in den Antillen sind/gebieret. Die erste Einwohner der Insel Tabago haben sie Orinoquen-Adler genennet/weil er in der Grösse uñ Gestalt eines Adlers ist/und man davor hält/ daß dieser Vogel/welcher ein frembder überfliegender Vogel in dieser Insel ist/gemeinlich in dem jenigen Theil deß Mittägigen Americæ gesehen wird/ das der grosse Fluß Orinoque befeuchtet. Alle seine federn sind hellgrau/mit schwartzen Tüpfflein gesprenckt/ ohne das eusserste seiner flügel und seines Schwantzes/ da er gelblich ist. Er hat helle und scharffe Augen; sehr lange flügel/einen schnellen und leichten flug in Ansehen der Schwere seines Leibes. Er nehret sich von andern Vögeln/auff welche er grimmig zuschiesset/ und nachdem er solche

gefäl-

efallet/ sie in Stücke zerreisset/ und verschlin-
et. Gleichwohl hat er ein solch heroisch Ge-
müth / daß er niemahln die jenige angreiffet/
welche schwach uñ ohne Gegenwehr sind; son-
dern allein die Arras, mittelmäßige Papageyē/
und alle andere / so gleich wie er mit starcken
und krummen Schnäbeln/ und spitzigen Klau-
en bewaffnet. Man hat auch in acht genom-
men/ daß er auff seine Beute nicht loßgehet/ so
lang dieselbe auff der Erden ist/ oder auff einem
Baum sitzet; sondern er wartet biß sie sich in die
Höhe schwinget/ und alsdann streitet er mit
ihr/ wann sie einen gleichen Vortheil mit
ihm hat.

XVI.

Von dem Mansfeny.

DEr Mansfeny ist auch eine Arth der klei-
nen Adler/ der von dem Raub lebet/ aber
er ist nicht so hertzhafftig als der von dem wir
allererst geredet/ dann er stellet nur den Holtz-
Tauben/ Turteltauben/ Hühnern und andern
kleinen Vögeln nach/ die ihm nicht widerste-
hen können.

Es giebt noch in diesen Inseln eine grosse
Menge anderer Vögel von allerley Gattung
und Arthen/ deren der gröste Theil keinen ei-
gentlichen Namen haben.

XVII.

Von dem Colibry.

DAmit wir die History von den Vögeln un-

serer Antillen-Inseln würdig bekrönen / als wollen wir zum Beschluß reden von dem wunderlichen Vogel Colibry, welcher wunderlich ist wegen seiner Schönheit / wegē seiner Kleinheit / wegen seines Geruchs / und wegen seiner Lebensarth. Dann / weil er der allerkleineste ist unter allen Vögeln die man sehen mag / als bekräfftiget er herrlich den Spruch Plinii, der da sagt: Natura nusquam magis quàm in minimis tota est, das ist / Die Natur erzeiget sich in keinem Geschöpff so vollkommen / als in den allerkleinesten. Man findet etliche dieser Vögel / die so klein sind / daß sie in der Grösse kaum eine Maykäfer übertreffen. Etliche haben solche schöne Federn / daß sie an dem Halß / Flügeln und Rücken die mancherley farben deß Regenbogens vorbilden / welcher von den Alten Iris, und eine Tochter Thaumantis, das ist / der Verwunderung genennet wird / und daher den Nahmen Thaumantias bey den Poëten hat. Ja man stehet noch etliche / die unter dem Halß eine solche lebhaffte rothe farbe haben / daß man von weitem meynen solte es sey ein Karfunckelstein. An dem Bauch und unter den flügeln haben sie eine gelbe Goldfarbe; oben an den Füssen sind sie grün / wie ein Schmaragd / die Füsse und der Schnabel scheinen schwartz wie das polierte Ebenholtz; und die zwey kleine Augen sind gleichsam zween Diamanten / die mit einem länglichrunden und stahlgrünen Häut-

lein

n umbfasset. Der Kopff ist graßgrün/ und
t einen solchen Glantz/ als ob er vergüldet
ire. Das Männlein ist auff dem Kopff mit
nem kleinen Federbusch gekrönet / welcher
ß allen denen unterschiedenen Farben beste-
t/ die an diesem kleinen Leib sich befinden;
r wohl ein recht Wunderwerck unter den
Vögeln / und einer von den allerseltzamsten
eburthen der Natur ist. Dieses Federbüsch-
n/ damit er von dem Urheber der Natur so
ichlich gezieret worden / richtet er auff und
get es nieder wann es ihm gefället. Es sind
ich alle seine Federn viel schöner und glän-
ender/ als die so das Weiblein hat.

So wunderlich aber dieser Vogel ist wegen
iner Gestalt und seiner Federn / so wunder-
ch ist er auch wegen seines flugs/ als welcher
geschwind und schnell ist / daß die grösseste
Vögel / in ihrer Maaß / die Lufft mit solcher
Gewalt nicht zertheilen/und ein so lautes Ge-
äusch machen/ als dieser artige kleine Coli-
ry durch das schwingen seiner Flügel erreget.
Man solte meynen/es seye ein kleiner Wirbel-
wind/der in der Lufft entstanden / und vor den
Ohren hinpfeiffet. Und weil er gerne nahe bey
en fürübergehenden hinfleugt/ kommet er zu-
weilen so unversehens daher gestrichen/ daß er
ey den jenigen einen plötzlichen und lächerli-
hen Schrecken verursachet/die ihn eher hören
als sehen.

Er nehret sich von dem Thau / welchen er
von der Bäume Blüth mit seiner Zungen her-
ab

ab sauget / die viel länger als der Schnabel / hohl wie ein Strohhalm / und so dick als eine kleine Nadel ist. Man siehet ihn gar selten auff der Erden oder auff den Bäumen sitzen; sondern umb die Bäume herumb schweben / da er seine Nahrung suchet. Und also hängt er gleichsam in der Lufft durch ein sanfftes Schwingen der Flügel / und ziehet zugleich den Thau in sich / welcher sich lange Zeit unten in der halb-auffgegangenen Blüte behält. In dem er nun dergestalt flattert / ist es ein Lust ihn zubetrachten; dann wann er seinen kleinen Federbusch außbreitet / solte man wol sagen / er hätte auff seinem Kopff eine Krohne von Rubinen und allerhand köstlichen Steinen. Und wann die Sonne alle reiche farben seiner federn erhöhet / wirfft er einen solchen funcklenden Glantz von sich / daß man ihn vor eine Rose von Edelgestein halten solte / die beseelet ist und in der Lufft flieget. An den Orthen / da es viel Baumwollbäume giebt / siehet man gemeinlich eine Menge dieser Colibris.

Ob schon seine Federn den Schein zimlich verliehren / wañ er todt ist / so sind sie doch noch so schön / daß man gesehen hat / wie etliches Frauenzimmer solche zur sonderbahren Zierd an statt der Ohrengehänge getragen. Und haben viele davor gehalten / daß ihnen solches besser anstünde / als alle andere.

Es hat aber dieser wunderbare Vogel nicht allein eine sonderliche anmuthige farbe; sondern es findet sich noch eine Arth desselben / wel-

welche / nachdem sie das Gesicht belustiget/ auch den Geruch dermassen vergnüget und ergetzet / als die lieblichriechende Amber und der allerbeste Bisam.

Er bauet gemeinlich sein Nest unter einen kleinen Ast eines Pomerantzen- oder Baumwollbaums / und gleich wie solches mit seinem kleinen Leib überein kommet / also verbirget er es so wohl zwischen die Blätter/und setzet es an einen Orth / da es vor dem ungestümmen Wetter verwahret ist / und man es fast nicht sehen kan.

Er ist auch ein solcher verständiger Baumeister / daß er solches gegen Mittag leget/ damit es nicht dem Ost- und Nordwind unterworffen / die gewöhnlich in diesen Ländern blasen. Von aussen bauet er es auß den kleinen Fäden einer Pflantzen/ die man Pite nennet/davon die Indier ihre Seile machen. Diese Fädemlein sind so dünn als ein Haar / aber viel stärcker; er knüpffet und verwickelt dieselbe mit seinem Schnabel so fest umb den zweyzackichten kleinen Ast / welchen er sich seine Junge zu hecken außgesucht/ daß dieses Nest/ wann es also zwischen den Blättern verborgen/und unter dem Ast hänget / sich beydes ausser dem Gesicht und aller Gefahr/ wie wir vorher gedacht/befindet. Wann er nun solches fest gemacht/ und von aussen wohl verwahret durch diese Fädemlein/un̄ etliche stücklein Rinde und Graßhälmlein / die er mit einer wunderbaren Geschickligkeit ineinander gefloch.

geflochten / so beleget er es inwendig mit der besten Baumwolle/und mit kleinen Pflaumfederlein/ welche viel zarter sind als die allerreineste Seiden. Das Weiblein leget gemeinlich nur zwey Eyer/ die länglich-rund/ und so groß als eine Erbse/oder Zahl-Perle sind.

Wir können abermahl hierbey unsers in Reyßen wohlversuchten Edelmanns nicht vergessen/ als welcher dieses Gebäw seiner fleißigen Betrachtung würdig geachtet. Derselbe schreibet unter andern an einen seiner Freunde also: Man findet zuweilen die Nester der Colibris unter den Zweigen der Taback-pflantzen/ welche man so hoch auffwachsen lässet/ als sie kōnen/ damit man den Saamen davon bekomme. Ich erinnere mich/ daß einer von unsern Mohren mir eines zeigte/ welches sehr artig an einen dieser Zweige angehänget war. Ja wie ich in der Insel St. Christophori war / an der Spitze der Palm-Bäume / ließ mich ein Engelländer ein anders sehen/ das an einen Rohrstock gebauet war / welcher das Tach seiner Taback-Hütten/ wie man in den Inseln redet / stützete. Ich habe auch eines dieser Nester mit den Eyern gesehen / welches noch an dem Ast hienge/ der abgeschnitten/ und in die Kunst-Kammer

mer eines Rarität-liebenden zur Zierde war auffgehängt worden; ja derselbe hatte noch das Männlein und Weiblein außgebälgt/und in ihrer rechten Gestalt da stehen. Daselbst hab ich das Nest und den Vogel genau betrachtet; und nach dem ich mich über die Wercke Gottes an diesem kleinen Geschöpff verwundert/ sagte ich/ gantz entzückt dieses Nest/welches so groß als eine Nuß war/ anschauend:

Wo man wil genau betrachten
Diesen Bau und sein Gestalt/
Muß man nur bekennen bald/
Daß ihm nichtes gleich zu achten.
Es findt sich an dem Neste
Die Schönheit mit der Feste
Durch sonderbahre Kunst verbunden;
Der schnabel hat das Hauß geziert;
Dergleichen Werckzeug ist nie funden/
Mit dem man einen Bau auffführt.

Sonsten siehet man fast in allen Antillen diese Vögel/aber sie kommen nach Unterscheid der Inseln in der Grösse und Farbe der Federn mit einander nicht überein. Die schöneste und kleineste findet man in der Insel Aruba, welche zu der Holländischen Wohnstätte gehöret/die auff der Insel Quaracoa ist.

Vielleicht dürffte jemand hie Verlangen tra-

fragen / daß wir von dem Gesang dieses Vogels auch etwas redeten / und daß derselbige / nach dem er das Gesicht belustiget / und den Geruch verwunderlich erquicket / auch das Gehör durch die Liebligkeit seines Gesangs vergnügte. Etliche sagen vor gewiß / daß es eine Arth derselben gebe / welche zu gewisser Zeit deß Jahrs zu singen pflege. Aber es ist vermuthlich / daß dieser Gesang nichts anders seye / als ein kleines Geschrey / das dem Gesang der Heuschrecken gleichet / und allezeit in einem Thon gehet. Ob er aber schon nicht singet / so ist er doch ohne das von der Natur mit solchen herrlichen Gaben gezieret / daß er billich unter die schönste und trefflichste Vögel kan gezehlet werden.

Die so in Brasilia gewesen / erzehlen vor eine beständige Warheit / daß daselbst ein kleiner Vogel / mit Namen Gonambuch, gesehen werde / welcher eine weisse glängende Farbe habe / und nicht grösser als ein Hornüß seye / und der Nachtigal / was den hellen und reinen Gesang betrifft / im geringsten nicht weiche. Vielleicht ist es eine Arth der Colibris, wie dann auch etliche solche Vögel davor halten. Gleichwohl ist er weder wegen Schönheit der Federn / noch wegen deß Geruchs / oder andern anmuthigen Eigenschaften / mit dem zuvergleichen / welchen wir hie beschrieben haben.

Die jenige haben es besser getroffen / die da

sa-

agen / daß dieses Meisterstück der Natur eine
Arth von denen kleinen Vögeln seye/ die von
tlichen Indiern Guaraciaba, oder Guacari-
ga, das ist/ Sonnen-Strahlen / und Guara-
cigaba, das ist / Sonnen-Haar genennet wer-
den. Die Spanier heissen sie Tominejos, die-
weil/ wann man einen mit seinem Neste auff
die Goldwage leget/ er gemeinlich nicht mehr
wieget/ als zwey desselben kleinen Gewichts/
welches sie in ihrer Sprach Tominos nennen/
das ist/ 24. Aß.

Etliche sagen / daß ein Theil dieser Wun-
der-Vögel Colibris, von Anfang Fliegen seyẽ/
die sich hernach in Vögel verwandeln. Ande-
re schreiben / daß die Einwohner der Antillen
diese Vögel Wiedergeborne nennen / weil sie
das halbe Jahr uber schlaffen / wie die grosse
Feldmäuse/ und im Frühling wieder auffwa-
chen/ und mit dieser angenehmen Zeit gleich-
sam von neuem gebohren werden. Ja etliche
sagen auch/ daß/ wann die Blüt von den Bäu-
men abfället/ sie ihren kleinen Schnabel in die
Stämme der Bäume stossen / und also unbe-
weglich und gleichsam tod sechs Monath
lang behangen bleiben / biß sich die Erde
wieder auffthut/ und mit neuen Blumen pran-
get.

Aber wir wollen die warhafftige History
unsers Colibry mit diesen Erzehlungen nicht
verdächtig machen/ sondern berühren diesel-
bige im vorbeygehen nur mit einem Finger;
und schliessen dieses Capitel mit einer Sache
wel-

welche wol werth ist / daß sie auffgezeichnet werde/und anderstwo nicht gesehen wird / es seye dann etwa in Guinea, wie Linschot gedencket. Es ist aber dieses der wunderbahre natürliche Antrieb / den Gott allen kleinen Vögeln in America eingegeben/ihr Geschlecht zu mehren. Dann weil es daselbsten in den Wäldern eine Gattung grosser/grüner und dünner Schlangen giebet/die auff die Bäume kriechẽ/ und von einem Ast zu dem andern sich umbwicklend zu den Nestern der Vögel kommen könten/und ihre Eyer / deren sie sehr begierig sind/aufffressen: als bauen alle kleine Vögel/ die keinen solchen starcken Schnabel haben / daß sie sich schützen könten/und damit sie diese Raubereyen verhindern mögen / ihre Nester an die zackigten Ende sonderlicher schwancken Reyßer/die wie der Epheu auß der Erdẽ wachsen/sich an den Bäumen auffschwingen / und wann sie biß in die Höhe gestiegen / und nicht weiter kommen können/ sich wieder herab neigen/und zuweilen zwey oder drey Klaffter lang unter den Aesten hangen. Und an die Ende dieser Reyßer / welche die Frantzosen Lienes nennen/hängen die Vögel ihre Nester fest an/ mit solcher Geschickligkeit/daß wann man dieselbe in den Wäldern / deren es dann sehr viel daselbst giebt/antrifft / man sich nicht genug verwundern kan über den Zeug darauß sie gebauet/und über die Arbeit dieses kleinen schwebenden Hauses. Was die Papageyen und andere Vögel/ die stärcker sind/anlanget/machen

hen dieselbige ihre Nester in die hohle Bäume/ der auff die Aeste/ wie die unsrige; Dann sie önnen mit dem Schnabel und Klauen die Schlangen/ welche ihnen nachstellen / ver- agen.

Bey diesem Capitel kan der Leser die Abbil- dungen der raresten und vornembsten Vögeln/ die wir beschrieben/ sehen; Aber man muß be- kennen/ daß weder das Grab-Eysen / noch der allerzarteste Pensel dieselbige in ihrer eygent- lichen Schönheit/ mit allen Strichen und lebhafften Farben/ damit sie von Natur gezie- ret/ vorzustellen vermag.

Das 16. Capitel.

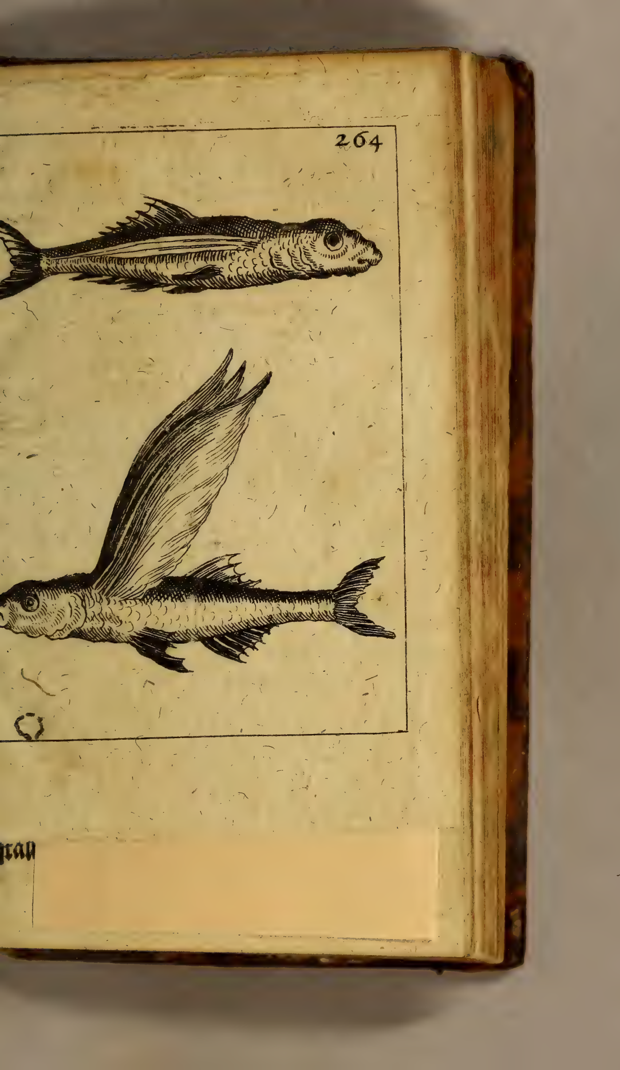
Von den Meer- und Fluß-Fischen der Antillen.

WJr sind nicht gesinnet/ die History von den Fischen der Antillen so genau außzu- führen/ wie diese weitläufftige Materi sonsten erforderte; weil wir aber bißhero betrachtet haben alle köstliche Schätze/ mit welcher Gott die Erde dieser glückseligen Oerther reichlich begabet/ als erfordert die Ordnung/ daß wir au h etwas reden von den Geschöpffen/ die da gefunden werden in dem Meer / das diese Jn- seln umbgiebet und in den Flüssen / so dieselbi- ge befeuchten; und wollen also nur kürtzlich in diesem Capitel beschreiben/ die treffliche Fische die

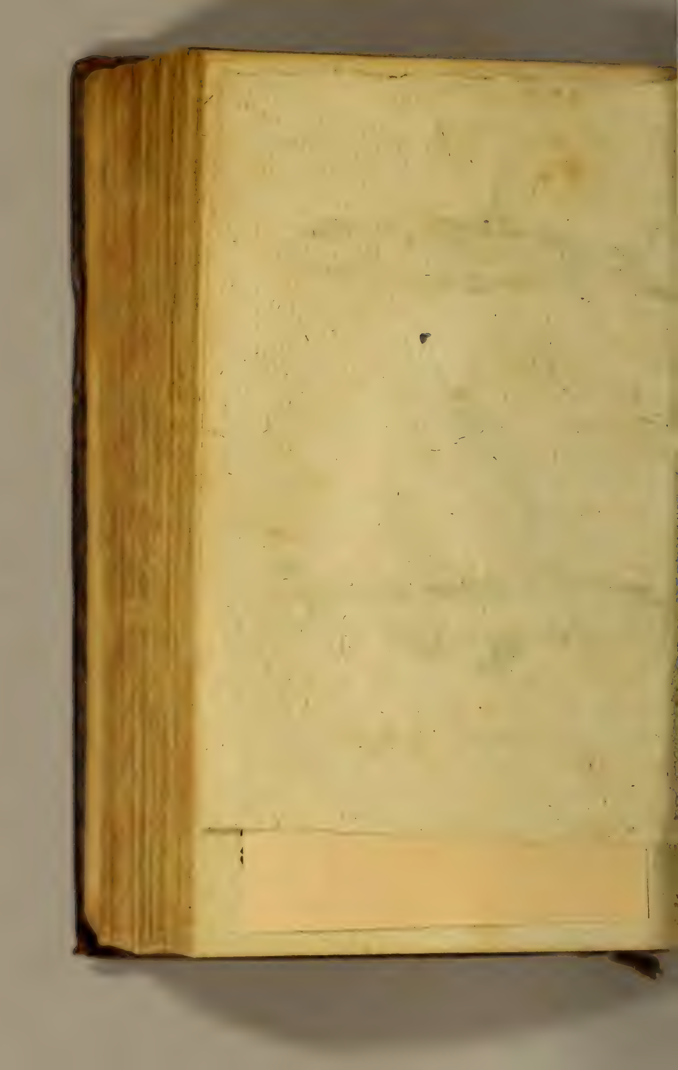
die daselbst häuffig zu finden / und dem Menschen zur Nahrung dienen / damit uns diese Betrachtung zuerkennen gebe / wie die allerweiseste Vorsehung Gottes ihre Wunder mit grosser Herrlich- und Freygebigkeit eben so wol in den tieffen Wassern / als auff dem Truckenen außgebreitet / und dannenhero billich seye / daß Himmel / Erde und Meer / und alles / das sich darinnen reget / den Höchsten Schöpffer lobe.

I.
Von den fliegenden Fischen.

ES halten ihrer viele / das jenige / was man von den fliegenden Fischen sagt / vor ein lustig Gedicht / ob schon solches von vielen glaubwürdigen und wohlgereyseten Leuten vor warhafftig bestättiget wird. Jedoch es mögen dieselbige / welche nichts glauben wollen / als was sie mit ihren Augen gesehen haben / davon halten was ihnen gefällt / so ist es die gewisseste Warheit / daß man unterwegs / wann man von den Canarien auff die Americanische Inseln zuschiffet / zum öfftern grosse Hauffen und gantze Schwärme Fische auß dem Meer steigen siehet / welche einer Picken hoch über dem Wasser / und bey nahe hundert Schritt / aber nicht weiter / fliegen; weil ihre Flügel in der warmen Lufft trucknen. Sie sind fast den Heringen gleich / doch haben sie einen runderen Kopff und breiteren Rücken. Sie haben Flügel wie die Speckmäuse / welche ein wenig hin-
der



graü



Wellenweiß wie eine gedrehete Seule ge-
altet / ohne daß die Höhlungen allezeit
egen dem End zu enger fielen / biß daß
e sich endlich verlohren durch eine anmu-
higе Ebene / welche zwey Zoll über dem
ierten Schuh sich endigte. Dieses gantze
ntere Theil war mit einer aschenfarben
icken Haut überzogen/die überal mit kur-
en und sanfften Härlein bedecket war/als
in haarfarbiger Sammet; darunder aber
var es so weiß wie Helffenbein. Belan-
end das andere Theil/welches gantz bloß
chiene/ war solches von Natur glatt/ hat-
e eine schwartze glåntzende Farbe / mit et-
ichen weissen und gelben Strichen bezeich-
net/und eine solche Härte/daß man mit ei-
ner scharffen Feile schwerlich ein dünnes
Pulver davon abbringen können. Es
hatte keine erhabene Ohren/ sondern zwey
grosse Fisch-Ohren/ wie andere Fische.
Seine Augen waren so groß als ein Hü-
ner-Ey. Der Aug-Apffel welcher Him-
melblau und mit gelb gezieret war / hatte
einen hochrothen Kreiß umbher/auff wel-
chen ein anderer heller und als ein Chri-
stall glåntzender Kreiß folgete. Sein

Maul war zimlich weit und mit vielẽ Zähnen versehen/deren die vordersten überauß spitzig und scharff waren/ und die hindersten in beyden Kinbacken / breit und mit kleinen Bücklein erhaben. Es hatte eine Zunge von wohlgestalter Länge und Dicke / die mit einer rauhen und hochrothen Haut bedecket war. Im übrigen hatte dieser seltzame Fisch noch auff seinem Kopff etwas als eine Krohne/ welche ohngefehr zwey Zoll hoch über der Haut erhaben stunde/länglichtrund war/und zu End in eine Spitze außgienge. Es haben mehr als dreyhundert Menschen derselben Insel / sehr viel von diesem Fleisch gessen/und es überauß delicat befunden. Dieses Fleisch war mit einem weissen Fett gleichsam gespicket / und wann es gekocht worden/ lösete es sich Schuppenweiß voneinander / wie der frische Bolch: aber es hatte viel einen bessern Geschmack.

Die jenige so diesen raren Fisch bey Leben gesehen / und ihm den Rückgrad mit grossen Hebeln entzwey geschlagen hatten/ sagten/daß er sich mächtig bemühet habe/ sie mit seinem Horn zu durchstossen / welches

es er mit unvergleichlicher Geschicklich-
nd Behendigkeit drehete und wendete/
nd wann er Wasser genug gehabt hätte/
ch zu beschützen/ und nur ein wenig fort-
schwimmen/ so hätte er sie alle gespisset.
ls man ihn außgenommen/ sahe man
ohl/ daß er sich von dem Raub nehrete/
ann man funde sehr viel Fischschuppen in
inem Bauch.

Die abgezogene Haut dieses wunder-
aren Thiers/ sonderlich der Kopff und
as köstliche Horn so daran stunde/ sind
ast zwey Jahr lang in dem Wachthauß
er Insel hangen blieben/ biß der Herr
Vasseur, welcher Gouvernör daselbst war/
en Herrn Transarts, einen Edelmann
uß der Landschafft Xantonge, der ihn zu
esuchen kommen war/ mit dem Horn be-
chencket. Als ich aber kurtze Zeit hernach
nich auf ein Flissingisches Schiff begeben
nit diesem Edelmann/ der diese kostbahre
Karität in einem langen Kasten hatte/ ist
nser Schiff nahe an der Insel Fayal, wel-
che zu den Acoren-Inseln gehöret/ also zu
cheitern gangen/ daß wir alle unsere Sa-
chen/ und alle unsere Wahren verlohren.

Und dieser Edelmann beklagte vor allen Dingen den Verlust seines Kastens. Dieses ist was unser werthe Wandersmann von dem Meer-Einhorn erzehlet.

Man findet in der Nord-See eine andere Arth deß Einhorns/ welche zuweilen von dem Eiß an die Insul Ißland außgestossen werden. Diese sind von so seltzamer Länge uñ Dicke/ daß der meiste Theil der jenigen die davon geschrieben/ solche unter die Wallfische zehlen. Sie sind mit keinen Schuppen bedecket/ wie die jenige welche wir beschrieben/ sondern haben eine schwartze und harte Haut / wie die Meer-Kuh. Sie haben nur zwo Floßfedern auff den Seiten/ und ein grosses und breites stachlichtes Gefieder auff dem Rücken/ welches/ indem es in der Mitte etwas niedrig ist/ gleichsam einen zweyfachen Kamm machet/ die sich solcher Gestalt in die Höhe thun/ daß sie das Wasser zuzertheilen sehr bequem sind. Sie haben drey Löcher als wie Lufftlöcher vornen an dem Rücken/ durch welche sie das überflüssige Wasser das sie in sich gezogen/ wiederumb von sich in die Höhe werffen / gleich wie die Wallfische. Ihr Kopff gehet in eine Spitze auß/ und auff der lincken seiten deß oberen Kinbackens haben sie ein Horn/ welches überall weiß ist/ wie der jungen Elephanten Zähne / und wächset zuweilen von 15. biß 16. Schuh lang auß dem dem Kopff. Dieses Horn ist an etlichen Orten gedrehet / und überall mit kleinen Perlen-

grauen

rauen Strichen durchzogen/welche nicht al-
in außwendig sind/ sondern auch die inwen-
ge Substantz durchdringen/ die biß auff den
ritten Theil hohl ist/und durchauß so fest als
as härteste Bein.
Es wollen etliche/daß dieses herfür ragende
Wesen vielmehr ein Zahn als ein Horn seye/
eil es nicht auß der Stirn gehet/ wie das je-
ge davon wir geredet haben / noch oben auß
em Kopff/wie die Ochsen-und Widder-Hör-
er / sondern auß dem oberen Kinbacken/ in
elchen das End eingefasset / gleich wie die
ähne in ihren Grüblein oder Gefächlein. Die
dieser Meinung sind/sagen ferner/ daß man
ch nicht verwundern dürffe / warumb diese
ische nur einen einigen langen Zahn haben/
eil die Materi darauß noch andere werden
nnen/zum vollkommenen Wachsthum die-
s Zahns gantz erschöpffet ist/ der so lang und
ck ist/daß wohl hundert andere darauß kön-
n gemacht werden.
Es mag aber diese schwehre und wunder-
hre Wehr/ mit welcher dieser Wunderfisch
waffnet/ein Zahn oder Horn genennet wer-
n: so ist es gewiß / daß sie sich desselben ge-
auchen/ wann sie mit den Wallfischen strei-
n / und in der Nord-See den Eiß / in wel-
hem sie sich offt verwirren/damit zerbrechen.
aher es kommen / daß man zuweilen etliche
sehen/ welche/in dem sie sich mit grosser Ge-
alt mitten in diesen Eiß-Bergen bemühet
rchzubrechen und sich loßzumachen / nicht

allein die Spitze dieses natürlichen Spiesses stumpff gemacht; sondern denselben auch zerbrochen und in stücke zerstossen haben.

Eben zu der Zeit / da wir diese History in offenen Druck geben wollen / ist ein Flissingisch Schif / welches võ Niclas Tunes commandirt wurde / nũ vor den Hn. Lampsin, die Hn. Bien, Sandra und andere Kauffleute derselben Statt außgelauffen war / glücklich von der Meeres-Enge Davis wieder kommen / und hat unter andern Raritäten unterschiedliche treffliche Stücke dieser Einhörner der Nord-See / von deren einem wir allererst geredet / mitgebracht. Und weil der Bericht diese Reise betreffend / so uns zugeschickt worden / zu einer mehrern Erläuterung der Materi / die wir abhandeln / dienen kan; als hoffen wir es werde dem begierigen Leser ein Gefallen daran geschehen / wann wir denselben ihme hierbey mittheilen; welchen wir dann eben so treulich erzehlen wollen / als er uns zukommen.

Der Hauptmann / von dem wir diesen Bericht erlanget / war zu End deß Frühlings in dem Jahr 1656. von Seeland abgefahren / deß Vorhabens einige neue Handlung in die Nord-Länder zuentdecken / und kam zu End deß Brachmonaths in die Meeres-Enge Davis, auß welcher er sich in einen Fluß begabe / der seinen Anfang unter dem 64. grad und 10. minuten deß Æquatoris gegen Nord zu hat / und segelte fort biß zu dem 72. grad / unter welchem

em das Land/so wir beschreiben wollen/ ge-
gen ist.

So bald die Einwohner deß Lands/ welche
uff der Fischerey waren/ deß Schiffs gewahr
urden/ kamen sie solches zu besichtigen mit
ren kleinen Schifflein/ die nur einen einigen
Menschen zu führen gemacht sind; Die erste die
erbey fuhren/ zogen so viele andere nach sich/
aß sie in kurtzer Zeit ein Geleit von siebentzig
ieser kleinen Böthgen machten/ welche dieses
rembde Schiff nicht verliessen/ biß daß es an
er besten Reede den Ancker außwarff/ da sie
hm durch ihr Zuruffen und allerley Zeichen
er Wohlgewogenheit/ die man von einem
Volck von so schlechter Höfligkeit zugewar-
ten hat/ die grosse Freude bezeugeten/ die sie
über seiner glücklichen Ankunfft hatten. Die-
se kleine Böthe sind so wunderlich/ theils we-
gen deß Zeugs darauß sie gemacht/ theils we-
gen der wunderbaren Geschickligkeit mit deren
sie außgearbeitet/ theils wegen der unvergleich-
lichen Behendigkeit mit deren sie regieret wer-
den/ daß sie wohl werth sind/ die Oberstelle in
der Beschreibung/ die dieser angenehme Umb-
schweiff uns an die Hand giebet/ zu haben.

Sie sind von kleinen dünnen Höltzern ge-
macht/ deren der meiste Theil entzwey gespal-
ten wie die Reiffe. Diese Höltzer sind fest an-
einander gebunden mit starcken Seilen/ wel-
che auß Fisch-Därmen gemacht werden/ die
sie beysammen halten/ und ihnen die gehörige
Gestalt geben/ damit sie zu dem verordneten

Gebrauch bequem seyen. Von aussen sind sie mit Fellen von Seehunden überzogen und bedecket / welche so geschicklich zusammen genehet/ und so fleissig mit Hartz an den Nathen bestrichen/ daß das Wasser gantz und gar nit hinein dringen kan.

Diese kleine Böthgen sind gemeinlich von 15. biß 16. Schuh lang/ und in der Mitte / da sie am dicksten / mögen sie ohngefehr fünff Schuh im Begriff haben. Von diesem Orth an werden sie auch dünner und schmäler / also daß die beyde Ende in eine Spitze außgehen/ welche mit einem weissen Bein / oder Haut von den Einhörnern / davon wir vorher geredet/ verwahret sind. Der ober Theil ist gantz platt/ und mit Fellen bedecket gleich wie das übrige; und der unter Theil ist wie der Bauch eines grossen Fisches gestaltet: daß sie also sehr bequem sind in den Wassern zugehen. Sie haben nur einen einigen Eingang/ welcher gerad mitten in dem gantzen Gebäu ist. Dieser Eingang oder Loch ist rund umher mit einem Rand von Fischbeinen erhaben/ und nach der Maaß und Dicke eines Menschen Leib gemacht. Wañ die Wilden/ die diese Arth der kleinen Schiffe erfunden haben/ sich derselben gebrauchen wollen/ es seye daß sie entweder zu fischen außfahren/ oder sich auff dem Meer zu erlustigen begehren / stecken sie den gantzen untern Leib zu diesem Loch hinein/ setzen sich nieder/ und binden ihren Leib-Rock so fest an den Rand dieses Lochs daß es scheinet als wären sie auff dieses klei-

ine Böthgen geleimet / und seye Mann und
chiff ein Ding.

Und dieses ist/was die Gestalt und den Zeug
anget/darauß dieses kleine Schiff gebauet.
un wollen wir betrachten die Außstaffierung
ß Mannes der es regieret. Wann sie wil-
ns sind auff das Meer zu fahren/ so bedecken
sich über ihre andere Kleider mit einem
ock/ welcher zu nichts anders als zu dieser
chifffahrt gebrauchet wird. Dieses Was-
-kleid bestehet auß etlichen Fellen / die ohne
aar/ und so wohl bereitet und zusammen ge-
zet sind/ daß man meynen solte es seye auß
nem Stück gemacht. Es bedecket sie oben
on dem Kopff an biß unter den Nabel. Es ist
berall mit einem schwartzlichen Gummi be-
richen / welches in dem Wasser nicht zerge-
et/ und dasselbe durchzudringen verhindert.
Die Kappe welche den Kopff bedecket / schlies-
t unter dem Halß und auff der Stirn so wol/
aß ihnen nichts als nur das Gesicht unbede-
ket ist. Die Ermel sind an den Händen zugebun-
en/und der unter Theil dieses Rocks ist auch
n den Rand deß Lochs dieses Schiffs fest
emacht / mit solchem Fleiß und Geschicklig-
eit/ daß der Leib der also bedecket/allezeit mit-
en in den Wellen im trucknen ist / welche mit
ller ihrer Gewalt nichts / als das Gesicht
nd die Hände / benetzen können.

Ob sie nun schon weder Segel / noch Mast-
aum/ noch Steuer-Ruder / noch Compaß/
och Ancker/noch einig ander Stück von aller

der grossen Zurüstung haben / welche zu unse-
ren Schiffen erfordert wird/wann sie tüchtig
seyn sollen auff das Meer außzulauffen ; so un-
terstehen sie sich doch nichts destoweniger lan-
ge und weite Reisen zu thun/mit diesem kleinen
Böthgen/ auff welches sie gleichsam geneher
sind. Sie verstehen sich überauß wohl auff
den Lauff der Sterne/und haben zur Nachtzeit
keines andern Geleitsmanns vonnöthen. Die
Ruder deren sie sich gebrauchen/sind an beyden
Enden breit als eine Schauffel / und damit sie
desto leichter die Wellen zertheilen können/
und desto dauerhafftiger seyen/so belegen und
bedecken sie dieselbe mit einem weissen Bein/
an den Enden deß Holtzes ; sie fassen auch den
Rand der Schauffeln damit ein/ und machen
diese Zierath daselbst fest an mit Zapffen von
Horn/ die ihnen an statt der Nägel dienen.
In der Mitten sind diese Ruder mit Bein oder
köstlichem Horn / gleich wie an den Enden /
außgezieret/und da pflegen sie dieselbe auch zu
halten / daß sie ihnen nicht auß den Händen
entfallen. Im übrigen führen sie diese dop-
pelte Ruder mit solcher Fertigkeit / daß ihre
kleine Böthgen gar leicht den grossen Schif-
fen/die alle ihre Segel außgespannet / und den
Wind und die Fluth zum Vortheil haben/
vorlauffen. Sie sind so sicher und kühn in
diesen Schifflein/und regieren sie mit so gros-
ser Geschicklig keit / daß sie auff tausenderley
Arthen dieselbe herumb tummeln / damit sie
denen so ihnen zusehen / einen Lusten machen
mö-

nögen. Sie streiten auch offt gegen die Wel-
n mit solcher Macht und Behendigkeit / daß
ieselbe schaumen / als ob sie von einem unge-
ůmen Wetter beweget würden / und alsdann
olte man sie eher vor Meerwunder ansehen /
velche sich wider einander stossen und schla-
en / als vor Menschen: ja / damit sie zeigen
aß sie keine Gefahr fürchten / und daß sie in
uter Vertrauligkeit mit diesem Element / das
e nehret / und ihnen alles gutes erweiset / iste-
en / so machen sie ein Rad in dem Wasser / tau-
hen und weltzen sich dreymal nacheinander
nit dem Bothe herumb / also daß man sie wol
or rechte Lufft-Wasser-Thiere halten kõnte.
Wann sie Vorhabens sind eine långere Rei-
e über Gewonheit zu thun / oder wañ sie fürch-
en / daß sie möchten auff das hohe Meer durch
in Ungestůmm getrieben werden / so führen sie
n dem Schiff eine Blase voll süsses Wassers
nit sich / den Durst damit zu leschen / und in der
Sonnen oder kalten Luft außgedörrte Fische /
nit welchen sie sich in Mangel frischer Spei-
en / nehren. Jedoch geschicht es selten / daß
ie gezwungen würden diesen Vorrath hervor
zu langen: dann sie haben sonderliche Pfeile
in Gestalt kleiner Lantzen / welche an ihr schiff
angebunden / uñ solche wissen sie so wohl auf die
Fische die sie antreffẽ zu schiessen / daß es fast /
niemahl geschichet / daß sie ohne diese Erfrisch-
ung sich befinden. Sie haben keines Feuers
vonnöthen / ihre Speise zu kochen / weil sie zu
Wasser und Land solche gantz rohe zu essen ge-

wohnet sind; sie tragen auch sonderliche Zäh-
ne von grossen Fischen/oder Spißlein von sehr
spitzen Beinen bey sich / deren sie an statt der
Messer gebrauchen/ und die Fische die sie ge-
fangen / damit außnehmen und in stücke zer-
schneiden.

Sonsten giebt es keinen Streit und Wider-
willen in diesem schiff/weil ein einiger Mensch
zugleich Schiffpatron/ Bottsknecht/ Pro-
viantmeister / und Steuermann ist / der das
Schiff nach seinem Gefallen einhalten kan/o-
der der Winde und Wellen Gewalt überge-
ben/ wann er der Ruhe pflegen wil/welche er
seine Kräffte wiederum zu stärcken nöthig hat.
In diesem Fall bindet er das Ruder an mit Rie-
men von Hirschleder/ die zu diesem Gebrauch
gemacht / und oben an das Schiff nach der
Reyhe angeknüpffet sind: oder er bindet es an
einen Hafft oder Ring / der vornen an seinem
Rock hangt.

Ihre Weiber gebrauchen sich dieser kleinen
Böthgen nicht / damit sie sich aber zuweilen
auff dem Meer erlustigen mögen/ so führen sie
die Männer/von denen sie sehr geliebet werden/
in andern Schiffen/die in der Grösse sind/daß
sie bey 50. Personen tragen können. Diese sind
auß zusammen gebundenē Stangen gemacht/
und mit Fellen von Seehunden bedecket / wie
die jenige die wir allererst beschrieben haben.
Sie können bey stillem Wetter mit vielen Ru-
dern regieret werden ; wo aber ein dienlicher
Wind

Wind bläset/ so spannen sie an den Mastbaum
derne Segel auß.

Damit aber diese Beschreibung der seltza-
men Schiffe und dieser Meer-Menschen/ desto
esser möge verstanden werden und gleichsam
eseelet seye; als haben wir eine Abbildung der
leinen Böthgen hieher setzen lassen/ welche
mit dem Hauptwerck eigentlich überein kom-
met.

Auf daß wir nun auch etwas von dem Land
reden/welches diese Leute/ die sich so wohl auf
die Schiffart verstehen/ trägt und erhält/ so
bezeuget der Grad unter welchem/wie wir all-
bereit gedacht/ dasselbe gelegen/ daß es ein ü-
berauß kalter Orth seye. Es ist wol eine war-
me/angenehme und heitere Luft daselbst in dem
Brach- und Heumonath/ welche beyde den
Sommer dieser Gegend machen/ und nur ein
einiger stetswehrender Tag sind/gleich wie der
Christmonath und Jenner nur eine Nacht ma-
chen; aber die übrige Jahrszeit/ sind die Ta-
ge/ welche wechselweiß ab-und zunehmen/mit
überauß kalten und dicken Nebeln/ Schneen/
oder ungestümmen Hagel und Schlossen ver-
stellet/und fallen sehr beschwerlich.

Das gantze Land so bey dem Meer liegt ist
trucken/und uneben von vielen Felsen/ welche
abscheulich anzusehen; es ist auch an vielen
Orthen/ zu der Zeit wann der Schnee zerge-
gehet/ mit ungestümmen Schneebächen über-
schwemmet/ welche ihr trübes Gewässer in

das Meer hinein waltzen. Wann man aber eine kleine Meile deß bösen Wegs zurück gelegt/ trifft man schöne Felder an/ die in wehrendem Sommer mit einer angenehmen Grüne gezieret sind. Man siehet daselbst Berge / welche mit kleinen Bäumen bedecket/ die das Gesicht überauß belustigen/und eine grosse Menge Vögel und Wildprett nehren. So gehet man auch durch Thäler/ die von etlichen klaren und anmuthigen Flüssen süsses Wassers befeuchtet/welche mit zimlicher Gewalt in das Meer hinein lauffen.

Als der Hauptmann/welcher dieses Flissingische Schiff commandirte/mit etlichen seiner Leute an Land gestiegen war / und solches fleissig besahe/ fande er daselbsten unter andern merckwürdigen Sachen / eine Ader von sonderlicher brauner Erden / die mit gläntzenden und silbernen Körnlein vermischet war / von welcher er etwas zu sich nahme/ umb dieselbe auff die Prob zusetzen: nach dem aber solche in den Tiegel gethan worden/ hat man befundē/daß sie zu nichts dienlich/als die Schachtlen / Büchslein / und andere geringe Wercke von Holtz damit zu überziehen / welchen es einen sehr schönen Glantz giebet. Gleichwohl kan man daher einige Hoffnung schöpffen/ daß es in dieser Erden Silber-Gruben geben möchte / wann man tieffer nachsuchen wolte.

Ob schon dieses Land sehr kalt ist / so siehet man doch daselbst schöne und grosse Vögel / von schwartzen und weissen Federn und unter-

schied-

hiedlichen andern Farben / deren Fleisch die
Einwohner zur Speise brauchen/und sich mit
en abgezogenen und bereiteten Häuten bede-
ken. Man findet auch daselbst Hirsche / E-
end/Beeren/ Füchse / Hasen / Kaninichen/
nd eine Menge anderer vierfüssigen Thiere/
velche fast alle ein weisses oder graulicheß /
ehr dickes / langes und sanfftes Haar haben/
das sehr dienlich ist/gute Hüte oder schön und
östliche Fütterung von Beltzwerck davon zu
machen.

Was die Völcker belangt/ die dieses Land
bewohnen/ so haben unsere Reißleuthe zweyer-
ley Gattungen derselben da gesehen/ welche
in guter Vertrauligkeit und vollkommenen
Freundschafft beyeinander wohnen. Die erste
sind groß von Leib/wohl gestaltet/ haben eine
zimlich weisse Farbe/ und können überauß ge-
schwind lauffen. Die andere sind umb ein gu-
tes kleiner/Olivenfärbig/und haben sehr wohl
proportionirte Glieder/ohne daß ihre Schen-
ckel etwas kurtz und dick sind. Die erste legen
sich auff das Jagen/ zu welcher sie auch wegen
ihrer natürlichen Leibes-Behendigkeit sehr ge-
schickt/da unterdessen diese mit dem Fischfang
umbgehen. Sie haben alle überauß weisse und
nahe aneinander stehende Zähne / schwartze
Haare/lebhaffte Augen/ und so wohl gebilde-
te Gesichter/daß man keine übele Gestalt dar-
an sehen kan. Sie sind auch so frisch und
starck/daß man viele siehet / welche schon über
hun-

hundert Jahr alt / und noch munter und bey guten Kräfften sind.

In ihrer täglichen Gemeinschafft scheinen sie lustiges Gemüths / kühn und unverzagt zu seyn. Sie lieben die Frembden so sie besuchen / weil sie ihnen Nadeln / Fisch-Angeln / Heepen / Aexte / und alles andere Eisenwerck zuführen / das sie gebrauchen / und so hoch halten / daß sie offt ihre eigene Kleider / und was sie nur köstliches haben / dagegen außtauschen; jedoch hassen sie alle Neuerungen / was ihre Kleid- und Nahrung betrifft / so sehr / daß es wol einem zimlich schwer fallen solte / welcher sie in einem oder dem andern sich zu ändern bereden wolte. Ob sie schon vor die allerärmste und unhöfflichste Völcker / die die Sonne bescheinet / gehalten mögen werden / so glauben sie doch daß sie sehr glückseelig seyen / und das beste Orth der Welt bewohnen; und bilden sich ein ihre Lebensarth seye so herrlich / daß die Höffligkeiten aller anderer Völcker ihnen überauß wild / übelanständig und lächerlich vorkommt.

Diese grosse Einbildung die sie von ihrem Wandel haben / hilfft nicht wenig zu der Genüglig- und Zufriedenheit ihres Gemüths / die man auß ihrem Gesicht verspüret; zudem / so bemühen sie sich nicht mit vielem eitelen Vorhaben / welches ihnen ihre Ruhe verstören könte; sie wissen nicht was die nagende Sorgen und plagende Bekümmernüßen sind / mit welchen sich der meiste Theil der Menschen auß unordentlicher Begierde deß Reichthums

zu

[z]u quälen pflegen. Die Bequemligkeit der [sc]hönen und kostbaren Gebäue / die strebung [na]ch grossem Ruhm / die Wohllüste der prächt[i]gen Gastereyen / die Wissenschafft schöner [D]inge / und alles andere / welches wir vor die [S]üssigkeit und Ruhe unsers Lebens halten / [h]aben sich bey ihnen noch nicht eingeschlichē; [d]erowegen bekümmern sie sich auch nicht umb [d]ieselbige zuerlangen / und bringen ihr Leben in [st]iller und stiller Ruhe zu: vielmehr gehet all [ih]r Vornehmen dahin / wie sie ohne grosse Sorge uñ mit geringer Mühe das jenige über[k]ommen mögen / was sie zu ihrer Kleid- und [N]ahrung eigendlich vonnöthen haben.

Jhre gewöhnliche Arbeit ist das Fischen [u]nd Jagen; Und ob sie schon keine FeuerRöh[r]e oder Garn haben / so hat ihnen doch die [sc]harffsinnige Nothdurfft andere sonderbare [F]ünde an die Hand gegeben / deren sie sich wol [z]ugebrauchen wissen. Sie essen alle Speisen / [d]amit sie sich nehren / ohngekocht / und ohne [e]inige andere Brühe / als zu der sie auß freyem [A]pperit Belieben tragen. Sie lachen die jeni[g]e auß / welche die Fische oder das Wildprett [k]ochen lassen / dann sie halten davor / daß das Feuer ihnen den natürlichen Geschmack und [a]lle Anmuthigkeit benehme.

[Hiebey köñen wir den Leser nicht unberich[t]et lassen / daß Olearius diesem widerspreche / [a]ls welcher in seiner Persianischen Reise-Be[s]chreibung am 173. Blat da er von dieser Wil-

den

den Speise redet / diese Wort hinzu setzet: Dieses essen sie gleichwol nicht rohe / als man von andern schreibet / sondern gekochet / gebrauchen darzu Fischthrån / welches sie auch zu trincken pflegen / und darbey nur Wasser.]

Ob sie nun keines Feuers vonnöthen haben / ihre Speisen zu kochē / (welches / wie gedacht / irrig scheinet) so loben sie nichts destoweniger desselben Nutzen gar sehr / und halten dasselbe den gantzen Winter über allezeit in ihren Höhlen / so wohl durch dessen Schein die Finsternüß und Verdrießligkeit der jenigen langen Nacht / die bey ihnen wåret / zu erleuchten und zu lindern; als durch die angenehme Wårme die Kålte / so sie von allen Seiten her umbgiebet / zu måßigen. Wann sie aber ihrer Ruhe pflegen / oder gezwungen werden auß ihren Höhlen zu gehen / so verwahren sie sich mit sonderlichen Beltzwerck / welches auß gütiger Vorsorg Gottes sie wider alle beschwerliche Kålte wohl beschützet / wann sie gleich mitten in dem Schnee steckten.

Die Kleidung der Manns-Leute bestehet in einem Hembd / Hosen / Ober-Rock und halben Stieffeln. Das Hembd gehet nicht viel über die Lenden; und hat eine Kappe / welche den Kopff und Halß bedecket. Es ist auß den Blasen der grossen Fische gemacht / die in stücke von gleicher Breite geschnitten sind / welche

e sehr geschicklich zusammen genehet wer-
n; und ist vornen an der Brust nicht offen/
ie unsere Hembder: damit es aber in dem
uß- und Anthun nicht zerreisse/ so sind
e an den Enden der Ermel und Kappen/ und
nten mit einem schwartzen und zarten Leder
ingefasset: wie der beygesetzte Abriß außwei-
et.

Die andere Kleidung/ wie auch ihre halbe Stieffel/ sind von einem weit stärckern Zeug gemacht/ nemlich auß den Fellen der Hirsche und See-Hunde/ die überauß wohl bereitet sind/ und ihre Haare noch haben. Die Kleidung deß Wildē/ dessen eigentliche Abbildung hiebey stehet/ war auß Fellen von zweyerley Farben/ deren stücke in gleicher Grösse und Breite geschnitten/ und so schön geordnet waren/ daß allezeit ein weisses stück zwischen 2. braunen/ durch eine artige Zusammenfügung genehet stunde. Die Haare/ welche herauß gekehret gewesen/ und so glatt und sanfft als ein Sammet waren/ legten sich so wohl/ und die unterschiedene stücke schickten sich so schön zusammen/ daß man von aussen hätte meynen sollen/ das gantze Kleid seye auß einem Fell geschnitten worden. Was die Gestalt deß Rocks und die übrige äusserliche Zierde dieses Wilden/ darinnen er stutzte/ betrifft; ist dieselbe in dem Kupffer zur genüge abgebildet/ daß es einer weitläufftigern Beschreibung nicht bedarff.

Die Wilden die an dieser Meeres-Enge wohnen / gehen niemahls in das Feld/daß sie nicht einen Köcher mit Pfeilen angefüllet auff der Schulter / und den Bogen oder einen Wurff Spieß in den Händen hätten.

Ihre Pfeile belangend sind solche von unterschiedlicher Gattung. Etliche sind dienlich die Hasen / Füchse/und allerley groß und klein Gevögel damit zu töden : und die andere gebrauchen sie nur die Hirsche / Elend / Bären und andere grosse Thier damit zu fällen. Jene sind ohngefähr über drey oder vier Schuh nicht lang/und haben an statt deß Eißens vornen an der Spitzen ein dünnes/scharffes und sehr spitziges Bein/welches auf der einen Seiten drey oder vier Wiederhaacken hatt/daher man sie aus dem Orth darinn sie stecken/ ohne Vergrösserung der Wunde nicht herauß reissen kan. Diese/so auf das wenigste vier oder fünf Schuh lang / sind auch an dem End mit einem spitzen Bein bewaffnet / welches auch seine Wiederhaacken hat / die wie die Zähne an einer Seegen gemacht sind. Diese letztere werffen sie mit der Hand ; damit sie aber denselben einen stärckeren Nachtruck geben / und desto weiter reichen mögen / so binden sie an ihren rechten Arm ein Holtz von anderthalb Schuh lang/das auf der einen Seiten ein ziemlich tieffe Kerbe hat / in welche sie das dicke End deß Spieses hinein stecken / und also durch dieses

Mit-

Mittel desto stärcker schiessen / und das jenige sie treffen / viel hefftiger verwunden.

Sie tragen auch zuweilen eine Arth Spiese in der Hand / welche von starckem und schweren Holtz sind / das an dem dünnen End mit einem runden Bein versehen / dessen Spitze auf einem Stein geschärffet worden ; oder sie bewaffnen dieselbe von den Hörnern oder Zähnen der Fische / die wir vorher beschrieben haben. Diese Spiese sind sieben oder acht Schuh lang / und an dem dicken End mit zwey Gefieder von Holtz oder Fischbein außstaffirt / welches ein wenig zierlicher stehet / als wann sie ohne dieselbe weren.

Ohne die vielerley Arthen der Angeln / deren sie sich die kleine Fische / so nahe bey dem Ufer schwimmen / zu fangen gebrauchen / haben sie noch unterschiedliche Gattungen der Wurff-pfeile / welche sie mit einer unvergleichlichen Fertigkeit auff die grosse und seltzame Fische / denen sie auff dem hohen Meer nachstellen / zu schiessen wissen. Und damit die jenige Fische die sie mit dieser Arth Pfeile verwundet / sich nicht auff den Grund deß Wassers begeben / und sie umbsonst auff ihre Beute warten / so binden sie an das dicke Ende der Pfeile einen Riemen von Hirsch-Leder / welcher bey fünff und zwantzig oder dreyssig Klafftern lang ist / und knüpffen an das End dieses Riemens oder ledernen Schnur eine auffgeblassene Blase / die alle-

allezeit oben auff dem Wasser schwimmet/und ihnen den Orth weiset/ da der Fisch ist / welchen sie zu sich ziehen/ oder allgemach an das Land führen/ nach dem sich derselbe wohl umworffen und abgemattet hat.

Die Kleidung / welche die junge Weiber tragen/ist den Kleidern der Mannsleuthe nicht so gar ungleich : aber die Alte bedecken sich zum öfftern mit den abgezogenen Fellen sonderlicher grosser Vögel / die schwartze und weisse Federn haben / und an diesen Orthen sehr gemein sind; welche sie artig abzuziehen wissen/ daß die Federn an der Haut bleiben. Diese Kleidung gehet ihnen nicht weiter als biß an das dicke Theil der Schenckel. Sie gürten sich mit einem ledernen Riemen/an welchen sie an statt der Schlüssel etliche Beinlein hangẽ habẽ welche so spitz als ein Pfriem/ uñ in der Länge einer Haar-Nadel sind. Sie tragen weder Arm-noch Hals-Bande oder Ohrengehänge : sondern zur Zierde geben sie sich einen Schnitt in jeden Backen / und füllen die Narbe mit einer sonderlichen schwartzen Farbe aus / welches sie ihrer Meinung nach viel schöner und anmuhtiger macht.

Wann die Männer mit der Jagt oder Fischfang umgehen / so pflegen sie unterdessen die Kleider / deßgleichen Zelten / Körbe und allerley kleinen Haußrath/ den man in der Haußhaltung bedarff zu machen. Sie warten auch der kleinen Kinder mit grossem Fleiß / und wann sie ihre Wohnung endern/ oder ihren

ännern auf der Reise nachfolgen müssen / so
gen oder führen sie dieselbe überal mit sich
sie hingehen / und damit sie ihnen die lange
eil auf dem Weg vertreiben / und sie stillen
gen wann sie schreyen / so nehmen sie kleine
ummen mit sich / welche mit Fischblasen
ogen/die sie überauß artig zu schlagen wis-
. Sie pflegen dieselbe auch zu rühren da-
t sie den Bären und andern wilden Thieren
e Furcht einjagen und dieselbe vertreiben /
ñ sie oft nahe um ihre Höhlen/in welche sich
se wilde zur Wintres-Zeit mit ihrem Hauß-
ind begeben/oder umb die Zelten/ darinnen
den Sommer über wohnen / herumb lauf-
. Wir haben hierbey eine Abbildung dieser
auen / welche mit Federn bekleidet / setzen
sen/ nach deren man sich die Schönheit der
dern leicht einbilden kan.

Ob wohl bey diesen armen Wilden kein son-
rlich Regiment anzutreffen/so haben sie doch
re Landherrn und Hauptleute / welche sie
gieren und in allen ihren Versamlungen die
berstelle betretten. Zu diesen Ehren erheben
die jenige / welche den wohlgestaltesten Leib
ben/die beste Jäger und stärckste an Kräff-
sind. Diese sind mit schönern Häuten/und
stlicherm Beltzwerck als ihre Unterthanen
decket / und tragen ihre Hoheit zu bedeuten
Zeichen in Gestalt einer gestickten Rosen/
elches vornen an ihren Rock genehet/ und
enn sie außgehen/werden sie allezeit von etli-
en jungen Leuthen bekleidet / die mit Bogen
und

und Pfeilen bewaffnet sind / und auff das treulichste ihre Befehl außrichten.

Sie sind nicht so geschickt / daß sie Häuser bauen konten; sondern wohnen zur Sommerszeit in dem Feld unter ledernen Zelten / welche sie mit sich tragen / umb solche an allen Orten / die sie zu ihrem Lager gut befinden / auffzuschlagen: und den Winter über stecken sie in den Höhlen / welche entweder von Natur in den Gebürgen sind / oder sie durch Kunst außgegraben haben.

Sie seen nicht / so samlen sie auch keine Landfrüchte ein / ihr Leben damit zuerhalten / sie haben auch keine Bäume oder fruchttragende Pflantzen / die gut zu essen weren / ohne etliche wenige Erdbeeren / und eine Arth Himbeeren: sondern nehren sich / wie wir allbereit gedacht / nur von der Jagt und dem Fischfang. Das lautere Wasser ist ihr gewöhnlichster Tranck / und wann sie einen trefflichern und delicatern haben wollen / trincken sie das Blut der Seehunde / Hirsche und anderer Erden-Thiere / die sie erleget / oder in den Fallstricken / welche sie ihnen recht meisterlich zu stellen wissen / gefangen haben.

Weil der Winter so lang und überauß hart ist in dieser Gegend da sie wohnen / so ist es unmöglich / daß sie nicht grossen Mangel solten leiden in wehrender dieser traurigen Jahres-Zeit / sonderlich in der greulichen Nacht / welche ihnen zween gantzer Monat lang beschwerlich ist; jedoch / ohne das daß sie im Fall

der

Noth gar leicht Hunger leiden können/ so
ben sie einen so grossen Vorrath an Lebens-
itteln/daß sie den Uberschuß der Fischerey
d Jagt in dem Sommer außdörren / und
t allem Fette und Unschlit / das sie zusamen
ngen können / zurück legen / und auf diese
rdrießliche und langweilige Zeit versparen.
n man sagt / daß sie so geschickt seyen zur
achtzeit bey dem Mondschein zu jagen / daß
in den dicksten Finsternussen / so sie umbge-
n / gar selten Mangel an frischem Fleisch
ben.

Sie bekümmern sich nicht andere Länder
on ihr Vaterland zu sehen; und wann es sich
trägt/ daß sie von dem ungestümmen Wetter
der auß anderen Ursachen an ein Frembd Land
etrieben werden/ so seufftzen sie stetig nach ih-
r lieben Geburts-Stätte / und ruhen nicht
ß sie wieder dahin gebracht werden: wann
an ihnen aber diese Gnad abschlägt/oder die
Willfahrung zu lang auffschiebet/so unterste-
en sie sich mit Gefahr ihres Lebens dahin zu
ommen/durch Hülffe ihrer kleinen Böthgen/
welchen sie sich allen Gefährlichkeiten deß
Meers unterwerffen / und keinen andern Ge-
eitsmann oder Führer haben / als die Ster-
e/auff welche sie sich wohl verstehen / und den
auff ihrer Schiffart darnach richten.

Die Sprache deren sie sich gebrauchen/
ommet gar nicht mit einiger anderer Spra-
he der Völcker / so den Erden-Kreiß bewoh-
en / überein. Wir haben unterschiedliche

Wörter dieser Sprache auffgezeichnet; weil wir aber befürchten / daß dieser Umbschweif allzulang werden würde / so wollen wir solche so lang bey uns behalten / biß eine andere Reiß / welche man nach dieser Meeres-Enge zuverrichten vorhabens ist / uns einen klärlichern Unterricht davon ertheilet.

[Wann unterdessen der Leser nach diesen seltzamen Wörter Verlangen trägt / kan er 100. derselben bey Herrn Oleario, in seiner Persianischen Reise Beschreibung am 171. Blat finden.]

Man hat bißher noch nicht eigentlich erfahren können was für eine Religion bey diesen armen Wilden in dem Schwang gehe: weil sie aber zum öfftern die Sonne ansehen / mit Verwunderung auf dieselbe deuten / und ihre Händ in die Höhe heben / so hat man daraus geschlossen / daß sie solche vielleicht vor ihren Gott halten mögen.

Das Schiff / welches uns diesen Bericht mitgebracht hatt / ist von dieser Meeres-Enge Davis mit vielen trefflichen Wahren beladen wieder angelanget / deren Verzeichnüß wir hiebey setzen wollen / umb zu weisen / daß die grosse Kälte / die an diesem Orth herrschet / doch so streng und hefftig nicht seye / daß alle Handlung dahin solte gantz und gar erfroren seyn.

1. Neunhundert Felle von Seehunden / die meistentheils von 7. biß acht Schuh lang waren / und mit schwartzer / rother / gelber / Kastanien-

nienbrauner/und vielen andern Farben auff
Seiten weiß bezeichnet / welche ihren Werth
rmehrten vor andern/die man gemeinlich in
olland siehet.
2. Unterschiedliche köstliche Felle von
irschen/Elenden/Beeren/Füchsen/Hasen
d Kaninichen / deren der meiste Theil eine
erauß schöne weise Farbe hatte.
3. Eine grosse Anzahl kostbahres Beltz-
rcks von unterschiedlichē vierfüssigen Thie-
/ welche allein in diesem Land gefunden
rden / und bey uns noch keine Nahmen be-
nnien haben.
4. Etliche Pack Fischbein von ungewöhn-
her Länge.
5. Gantze Kleidungen der Einwohner deß
ndes/deren etliche von Häuten der vierfüs-
en Thiere/und etliche von den abgezogenen
llen der grossen Vögel waren / und von sol-
em Muster/wie wir dieselbe in dem Kupffer
r Augen gestellet.
6. Etliche von ihren Hembdern / die auß
schblasen gemacht/und sehr füglich zusam-
n genehet sind; von ihren Hauben / Hand-
uhen/halben Stieffeln; von ihren Köchern/
eilen/Bogen und andern Waffen deren sie
rauchen; wie auch etliche von ihren Zel-
/von ihren ledernen Säcken / von ihren
rben / und anderm geringen Haußrath/des-
sie sich in ihrer Haußhaltung bedienen.
7. Eine grosse Menge der jenigen kleinen
othgen/ die nur vor einen einigen Menschen

gemacht sind. Ein grosses Schiff von 45
Schuh lang / welches gar bequemlich bey 50
Personen führen konte.

8. Das rareste und allerköstlichste aber wa
eine zimliche Menge derselben Zähne od
Hörner von denen Fischen / die man Meer
Einhörner nennet / welche vor die größte
schönste und wohlgestalteste unter allen denje
nigen / die man biß daher gesehen / gehalte
wurden.

Man hat etliche derselben nach Pariß / un
an andere Oerther in Europa geschickt / welch
sehr wohl auffgenommen worden: doch hat e
das Ansehen / daß sie noch höher werden ge
halten werden / wann man sich ihrer herrliche
Tugenden in der Artzney besser wird erkundi
get haben. Dann ohne dem daß sie wegen ihre
Schönheit / und Rarität unter den köstlichste
Schätzen der wohlbestelten Kunstkammer
leicht die Oberstelle erhalten können; so bezeu
gen etliche vornehme Medici und Apothecke
in Dennemarck und Teutschland / welche z
unterschiedenem mahl dieselbe auf die Pro
gesetzet / beständig davon / daß sie dem Giff
wiederstehen / und daß sie auch alle diese Eigen
schafften haben / die man gemeinlich den Hör
nern der Land-Einhörner zuschreibet. Aber ge
nug hievon / ja vielleicht nach etlicher Mei
nung vor einen kleinen und geringen um-
schweiff zu viel.

(o)

Da

Das 19. Capitel.

Von den Fischen die mit harten Schalen / anstatt der Haut und Schuppen bedecket sind: von unterschiedlichen raren Schnecken/ und etlichen anderen schönen Meer-Gewächsen/ welche an den Seiten der Antillen Inseln gefunden werden.

Hann man nicht etwas hat von derjenigen Himlischen Weißheit/ welche dem önig Salomon vordiesem von Gott gegeben orden / also daß er nicht allein geredet von äumen/vom Ceder an zu Libanon biß an den sop/der auß der Wand wächst; sondern auch n Viehe / von Vögeln / von Gewürmen d von Fischen : so ist es unmöglich / daß an die tieffe Geheimnüsse der Wasser ergrün-n / alle herrliche Geschöpffe / die darinnen ielen / zehlen / und alle Tugenden und Ei-nschafften / mit denen sie begabet sind erken-en kan. Dann dieses Element ist von solcher underbahren Fruchtbarkeit/ daß es nicht al-in in grosser Menge allerhand Gattungen ische hervor bringet / welche dem Menschen r Nahrung dienen / und meistentheils von amäßiger Grösse und seltzamer Gestalt sind /

wie wir in den vorhergehenden Capiteln g
zeiget; sondern auch einen grossen Uberfl
von köstlichem Muschelwerck und andern Ra
täten hat/also daß man bekennen muß/es ha
die Göttliche Weißheit welche so vielfalt
und wunderbahr ist in ihren Wercken / a
treffliche Schönheiten auß ihren unerschöpf
lichen Schätzen hervorgenommen/ auf daß s
die Ehre ihrer Macht auch mitten in den Flu
then deß Meers mögte scheinen lassen: und un
auf alle Wege und Weise dahin bewegen/da
wir uns verwundern solten über die Gütigke
und höchste Vorsehung / welche sich biß in di
tieffe Abgründe hernieder lässet / und dieselb
mit einer Anzahl herrlicher Geschöpffe erfül
let/die anderstwo nicht gesehen werden / deß
gleichen mit unzehlichen andern / welche di
Zeichen und Bildnusse der jenigen vornemb
sten Leiber an sich tragen / die den Himmel zie
ren / oder in den Lüfften fliegen/ oder auff den
Erdboden prangen: daher es komt / daß man
in denselben findet/ wie wir in diesem Capite
sehen werden/Sterne/ Hörner / Trompeten/
Porcellan Muscheln/Bäume/Aepffel/ Kasta
nien/und allerley schöne Seltzamkeiten / wel
che von den Leuten hoch geschätzet werden
Damit wir aber von den Fischen anfangen/
die mit harten und festen Schalen an statt der
Schuppen oder Haut bedecket sind; so gibt es
derselben unterschiedliche Arthen in dem Meer
und Flüssen der Antillen. Sonderlich wird
sehr

sehr viel gehalten von den grossen Meer-Krabben/Meer-Spinnen und Seekrebsen.

I.

Von den grossen Meer-Krabben.

Es sind diese Meer-Krabben von solcher Grösse / daß man mit einem einigen eine grosse Schüssel anfüllen kan. Sie haben ein weisses uñ wohlgeschmacktes Fleisch / welches aber etwas hart zuverdauen ist. Die Einwohner der Inseln fangen sie zu Nachts auff dem Sand / oder an den seichten Oerthern deß Meers/bey dem Schein deß Mondes oder einer Fackel/und durchspissen sie mit einer kleinen eisernen Gabel. Sie werden auch in Europa gefangen.

II.

Von den Meer-Spinnen.

Die Meer-Spinne wird von etlichen vor eine Arth der Krebse gehalten. Sie ist mit zweyen harten Schalen bedecket / deren die öbere erhaben/und die untere etwas ebener/ und mit harten Spitzen gekerbt ist. Sie hat viel Füsse/und einen starcken Schwantz/ der zuweilen einen Schuh lang ist. Etliche Wilden suchen sie sehr fleissig / ihre Pfeile damit zu bewaffnen. Wann dieser Fisch an der Sonnen gedörret ist / so wird seine Schale gläntzend und gleichsam durchsichtig/ ob sie schon von Natur eine Aschen-Farbe hat.

III.

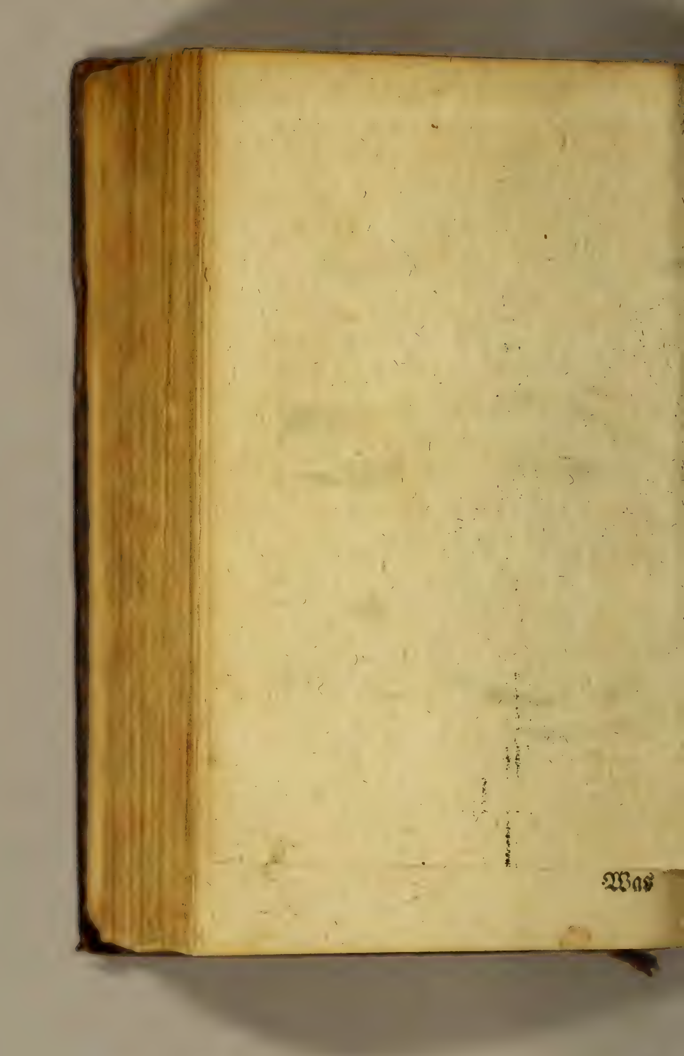
Von den gemeinen See-Krebsen.

Die gemeine See-Krebse der Antillen kommen in der Gestalt mit den Unsrigen überein. Sie werden von unterschiedlicher Grösse gefunden die rareste aber sind die jenige / so von dem Raub leben. Sie sind in dem meistentheil dieser Oerther / sonderlich in den Inseln Virgines sehr gemein; sie halten sich auff unter den Stämmen der Bäume / die an dem Ufer deß Meeres stehen / und lauren daselbst in ihren Löchern auff die Austern und Muschelfische / damit sie dieselbe aufffressen mögen / welche sie auch durch diese wunderbare List fangen. Nemlich weil sie wissen / daß ihre Scheren nicht starck genug sind / die Schalen / so diese delicate Fische bedecken / zu zerbrechen / und aber gemercket haben / daß dieselbe deß Tages zum öfftern ihre Schale eröffnen / umb sich zu erfrischen / so geben sie fleissig auff diese Zeit achtung / und versehen sich mit einem kleinen runden Steinlein / welches sie in dem Sand außsuchen / halten dasselbe in der einen Scheren fertig / nähen sich zu der Auster oder Muschelfisch / und lassen es so geschicklich in die halb offene Schalen hinein fallen / daß der Fisch dieselbe nicht wieder zuschliessen kan und also diesem verschlagenen Jäger zur Beute bleibet.

Was



...en / und wird wegen ihres Gesangs also ge-
 nennet.



Was die Schnecken anlangt/ die an dem
eſtad dieſer Inſeln/ dahin ſie das Meer auß-
ſſet / gefunden werden / ſiehet man dieſelbe
grosser Menge und von unterſchiedlicher
attung. Nachfolgende werden am meiſten
ſucht und vor die beſten gehalten.

IV.

Von der Burgau-Schnecke.

Wann die Burgau-Schnecke/welche wie ei-
ne gemeine Schnecke geſtaltet / von der
erſten Schalen / die ſie von auſſen bedecket/
tblöſſet wird/ſo ſcheinet ſie ſilberfärbig/und
mit ſchwartzen gläntzenden / liechtgrünen
d graulichen Flecken ſo ſchön und artig be-
ahlet/daß ſie der geſchickteſte Mahler ſchwer-
ch recht ſolte abbilden können. So bald der
iſch/ der in dieſem köſtlichen Hauß wohnet/
aſſelbe verläſſet / ſo ſiehet man erſtlich einen
errlichen Eingang / welcher mit Perlen be-
zet; und hernach etliche ſchöne Gefächlein /
e ſo hell/ſo glatt/ und überall mit einer ſol-
en lebhafften Silberfarbe außgezieret ſind /
ß unter allem Muſchel-und Schneckenwerck
chts ſchöners zu finden.

V.

Von der Stachel-Schnecke.

Die Stachel-Schnecke iſt von unterſchied-
licher Größe / nach der Maaß des Kopffs
der mancherley Fiſche die ſich damit bede-
en / und wird wegen ihrer Geſtalt alſo ge-

nennet. Sie ist inwendig doppel/ wie auch an dem Rand/ welcher dick/ platt und gekerbt ist/ eine Leibfarbe hat / und wie ein Attlaß sehr schön gläntzet. Von aussen ist sie zwar schlecht/ aber doch artig gestaltet/ und mit vielen kleinen Bücklein erhaben/ zwischen welchen überauß viel Grüblein liegen/ welche mit unterschiedenen raren Farben gleichsam Wellen-weiß bemahlet.

VI.

Von der Lambis-Schnecke.

Die Lambis-Schnecke hat vielleicht diesen Nahmen daher bekommen / dieweil der Fisch von dem sie beweget wird / wie eine dicke Zunge gestaltet ist/ und die jenige schleimigte Feuchtigkeit ablecket/ die sich an die Felsen / welche das Meer mit seinen Wellen benetzet/ anhänget. Es ist eine von den grösten Schnecken die gefunden werden. An dem einen Rand ist sie auffgeschlagen / als wolte sie gleichsam die schöne Purpurfarbe / mit welcher sie inwendig außgezieret / desto besser dadurch sehen lassen. Jedoch muß man bekennen/ daß der äussere Uberzug / als welcher zimlich grob ist/ und oben wegen der vielen rauhen und spitzen Bücklein uneben/ den Eingang deß Häußleins versperren würde / wann ihr die Kunst nicht diesen Ober-Rock abzöge / und die schöne Vermischung der Farben und zierliche Sauberkeit der gesprenckten Schalen/ die unter diesem groben Reißkleid verborgen liegt/

vor Augen stellete. Der Fisch / welcher in den Höhlen dieses kleinen beweglichen Felsen wohnet / ist so groß / daß man mit einem wenigen von demselben eine Schüssel erfüllen kan. Er schicket sich auf die Tische der Lecker-mäuler / wann er nur wohl gekocht und zimlich gepfeffert ist / auff daß er desto besser möge verdauet werden. Und damit die abgezogene Schale auch zu nutzen komme / so wird dieselbe zu Pulver verbrennet / mit Sand auß den Flüssen vermischet / und ein Kitt darauß gemacht / welcher dem Regen wiederstehet / und das jenige so damit bestrichen wird / lange Zeit vor dem Verderben erhält. Weil diese Lambis-Schnecken auch wie die Jagt-Hörner können geblasen werden / und man dieselbe sehr weit höret / so gebrauchen sie etliche Einwohner der Inseln / ihrem Gesinde damit zu dem Essen zu blasen. Ja es brennen etliche Indier in dem Mitternächtigen America dieselbe zu Kalck / welchen sie mit einer sonderlichen mineralischen Erden / die sie auß den Bergen graben / vermischen / und das schöne Estrich in ihren Hütten davon machen / von welchem wir an seinem Orth reden wollen.

VII.

Von den Porcelan-Muscheln.

Die Porcelan- oder Mutter-Muscheln gehören billich unter die rareste Sachen / die das Meer hervor bringt / theils daß sie in

und außwendig so artig und sauber außgeglät-
tet sind; theils wegen der unterschiedenen leb-
hafften Farben/mit denen sie gezieret. Sie
krümmen den gekerbten Rand einwarts zu/ uñ
ob schon eine vor der andern einen bessern
Glantz hat/ so haben sie doch alle eine länglich
runde Gestalt/sind in der mitten etwas offen/
und an den Enden eingebogen. Jedoch findet
man etliche die in der Grösse und Farbe einan-
der sehr ungleich sind.

Die gemeinste haben eine gelbe vergüldete
Farbe/mit weissen oder rothen Tüpfflein ge-
sprengt / welche man von weitem vor Perlen
oder Corallen-Körner ansehen solte. Es giebt
auch blaulichte / gestirnte / graulichte / cry-
stallene / und Agatfärbige / welche alle über-
aus anmuthig anzusehen sind.

Die jenige werden aber am meisten geach-
tet/ welche von aussen eine corallene Leibfarbe
haben/ und inwendig Silberfärbig; oder in-
wendig mit einer schönen Himmelblauen/und
von aussen mit einer trefflichen Purpur-Farbe
gezieret / und mit kleinen vergüldeten Strich-
lein bezogen. Es werden auch billich gelobet /
die so außwendig grün sind und wie ein
Schmaragd gläntzen / und inwendig/ an dem
Rand und außgehölten Enden mit Perlen ge-
zieret. Die jenige gehören auch unter die
schönsten / die oben schwartz wie ein Agath
gläntzen/im übrigen aber bleichblau / und mit
kleinen Purpuräderlein untermenget sind.

Kürtzlich / etliche sind mit so vielen lebhafftẽ
Far-

Farben gleichsam verbremt / daß es scheinet / als habe der Regen-Bogen ein Theil sein er allertrefflichsten Schönheiten diesen kleinen Geschöpffen mitgetheilet. Es finden sich auch noch viele andere / welche mit so mancherley seltzamen Figuren bezeichnet / daß man sagen könte/die Natur müsse sehr lustiges Sinnes gewesen seyn/da sie diese Wunderwercke außgearbeitet.

Aber das schlimste ist/daß das Meer welches diese Raritäten als seine köstlichste Kleinodien besitzet/sich ungern derselben berauben lässet/ und gleichsam wieder seinen Willen von sich giebt. Dann wann es die Winde nicht zuweilen erzürneten / und/ indem sie es durch und durch erschüttern / seine Schätze biß auf den Grund außsuchten / und dieselbe mit Gewalt hinweg nehmen / so würde es wohl diesen seinen Reichthum und Zierde allein besitzen / und uns nimmermehr etwas davon mittheilen.

Die Liebhaber / damit sie deroselben Glantz erhöhen mögen / legen sie nach ihrem Werth und Ordnung in unterschiedliche Kästlein / welche mit grünem Samet oder andern schönen Zeug gefüttert sind. Und gleich wie die Liebhaber der Blumen ihre Tulipanen und Graßblumen mit den Nahmen der Keyser und tapfferstẽ Helden belegen ; also geben diese auch ihren Muscheln den Titul der Könige und Fürsten.

VIII.

Von den Horn-Schnecken.

Mann siehet auch in den Antillen zweyerley Gattungen der grossen Schnecken / welche man Horn-Schnecken nennet / und gegen dem End zu wie eine Schraube gestaltet sind. Etliche sind weiß wie Helffenbein / dessen Glantz sie auch im geringsten nicht weichen. Andere sind inwendig Perlengrau und überauß glåntzend / von aussen aber mit vielen schönen und lebhafften Farben gezieret / welche zuweilen in Schuppen außgehen / oder Wellenweiß außbreiten / die sich gegeneinander schlagen oben von dem Rand deß breiten Lochs an / biß zu der gedreheten Spitze / da sie sich verliehren. Wann man diese Hörner an der Spitze öffnet / kan man auff denselben blasen / und geben einen scharffen und durchdringenden Schall von sich / welcher in dem er durch die viele Krümme dieser Schnecken gestossen wird / so weit als der helle Schall einer Trompeten kan gehöret werden. Es ist aber eine Kunst darauff zu blasen / und gehöret eine Wissenschafft dazu / wie man den Athem einrichten soll.

Es belustiget sich das Meer / gleich wie ein Baumeister Wercke von unterschiedlicher Anstalt hervor zu bringen. Zuweilen machet es etliche schlecht hinweg / welche gantz bloß sind / und keine sonderliche Zierde haben ; hernach aber

aber machet es andere / die gleichsam auß vermischten Anordnungen bestehen / welche einander mit solcher Arth- und Lieblichkeit zu Hülffe kommen / daß nichts schöners zu sehen ist. Dieses befindet sich an sehr vielen Schnecken und Muscheln / welche auff hunderttausenderley seltzame Weise verendert sind. Man siehet daran zusammen geknüpffte Stricke / Gattungen von Obswerck / Erhöhungen ausserhalb dem Werck / Röhrlein der Lampen / Demant-Spitzen / hangende Tröpfflein / Nadeln / Glocken-Thürne / Flammen-Spitze / Seulen / Spindeln / Köpfflein / außgehauen Laubwerck / und viele andere poßierliche Gestalten / darüber sich die Rarität-Liebende verwundern und allerhand Grillen machen. Wie man sich dann in Wahrheit wegen dieser Muster über die wunderbahre Mannichfaltigkeit so vieler herrlichen Wercke / welche das Meer in seiner tieffen Kunst-Kammer eingeschlossen hält / nicht genug verwundern kan.

IX.

Von der Perlenmutter.

Es geben die Muscheln nicht allein eine angenehme Zeitvertreibung / welche den Menschen durch die Betrachtung dieser kleinen / aber doch wunderlichen Wercken der Natur anreitzet / deroselben Urheber zu loben; sondern / nach dem sie das Gesicht belustiget / können sie auch den Geschmack vergnügen / und die

Schätze

Schätze vermehren. Dann die Austern und Muschelfische werden als ein delicat Essen auffgetragen; und die Perlen-Muschel oder Perlenmutter gehet mit den Perlen schwanger / welche die Krohnen der Könige außzieren. Es ist wohl wahr daß diese Perlen in den Antillen nur klein und unvollkommen gefunden werden / und daß die Insel Margarita und die Mittägige Seite America dieses Glück haben solche in ihrer Vollkommenheit einzusamlen. Jedoch ob schon die Antillen nicht sehen / wie sich dieses köstliche Gewächs in eine dicke Perle verhärtet / so haben sie doch auch einigen Nutzen von diesen Muscheln. Dann sie geben ihnen den Fisch / den sie in sich geschlossen haben / zur Nahrung / und jedwedere von den beiden silberfarben Schalen läst sich vor einen Löffel gebrauchen / der sich über Tisch wohl darff sehen lassen.

Es ist nicht leicht zu entscheiden / ob der Thau der in den Antillen fället / nicht fruchtbar genug seye und verschaffen könne / daß die Perlen-Muscheln ihre Frucht daselbst vollkommen herfür bringen mögen; oder ob die Muscheln / nach dem sie den Saamen von oben herab empfangen / mißgebehren / und nicht so viel Kräffte von Natur haben / daß sie denselben bey sich behalten könten. Aber es mag dieser Mangel herkommen wo er wolle / so ist doch gewiß / daß sich diese Muscheln der Antillen eben so sehr von dem Schimpff der Unfruchtbarkeit zubefreyen bemühen / als die jeni-

nige / welche an den Seiten der Insel Margaritæ gefischet werden. Dann wo man sich will gefallen lassen oben von den Felsen / bey denen sie sich unten auffzuhalten pflegen / auff ihre heimliche Liebe Achtung zu geben / wird man gewahr werden / daß sie bey Heranbrechung der Morgenröthe zum öfftern oben auff das Wasser schiessen / als wolten sie die auffgehende Sonne mit aller Ehrbeweisung gleichsam bewillkommen ; hernach aber wird man auff einmahl sehen / wie sie sich öffnen / und auff diesem weichen und zarten Bett außbreiten / und also die erste Strahlen dieses schönen Gestirns erwarten. Wann es ihnen nun glücket / daß sie etliche Tröpfflein Thaues / welcher bey Auffgang der Sonnen sich auß den Wolcken herab lässet / empfangen / so schliessen sie geschwind die Schalen wiederumb zu / auß Furcht es mögte etwa ein Tröpfflein deß gesaltzenen Meer-Wassers diese Himlische Empfängnuß verderben; und stürtzen sich dañ hurtig auff den Grund ihres Lagers.

Fragosus hält davor / daß die Perlen in dem Fleisch der Auster / wie der Stein in etlichen Thieren / auß einer dicken und schleimigten Feuchtigkeit / die von der Speise übrig bleibet / gezeuget werde. Etliche gelehrte Medici, welche auch dieser Meinung beygethan sind / gründen dieselbe auff das jenige / was Josephus Acosta, ein glaubwürdiger Scribent, vor gewiß setzet / nehmlich / daß die Leibeigene welche die Perlen fischen / zuweilen, bey Zwölff Klaffter

tieff sich unter das Wasser tauchen / diese Austern / die gemeinlich an den Felsen hangen / zu suchen; daß sie dieselbe davon abreissen und damit beladen wieder in die Höhe kommen: daher sie schliessen / man könne zum wenigsten nicht sagen / daß die jenige Austern / die an den Felsen hangen / den Thau aufffangen / und die Perlen auff diese Weise gezeuget werden.

Wir wollen uns aber mit den Vertheidigern dieser Meinung in keinen Streit einlassen / noch dieselben schlechter Dings verwerffen / als welche ihre Gründe hat; sondern sagen / daß der wahrhafftige Bericht deß Acostæ, die Perlen-Fischerey betreffend / der gemeinen Meinung von deroselben Zeugung gantz und gar nicht zu wieder seye. Dann das kan wohl geschehen / daß die Perlenmutter / wann sie den Thau empfangen hat / und fühlet daß sie mit dieser köstlichen Frucht beladen / sich länger oben auff dem Wasser sehen zu lassen nicht geneigt ist; sondern mit dem Schatz den sie besitzet sich vergnüget / und alsdann fest an die Felsen anhänget / von denen sie hernach mit Gewalt abgerissen wird.

X.

Von etlichen andern Gattungen der Schnecken.

Die so mitten in den Volckreichsten Stätten Wildnüsse / Felsen und Einöde vorstellen / oder

oder auff dem ebenen Land in ihren Gärten Berge aufführen und Grotten darinnen graben wollen / welche sie hernach mit sonderlichen Meer- und Land-Raritäten überziehen und außbutzen / würden in den meisten dieser Inseln finden / womit sie ihren Lusten erfüllen könten. Doch were zu fürchten / es möchte die Menge und vielfaltige Gattung ihnen die Wahl schwer machen / und daher einige Verachtung bey ihnen verursachen. Dann damit wir nur von etlichen derselben reden / so siehet man daselbst unzehlich viel Meer-Trompeten / grosse und kleine Meer-Schnecken / welche Silberfärbig / gestirnet / blutroth / grünlicht / mit leibfarben Strichen bezogen / und vielen andern Farben gesprenckt sind / die unter dem Sand schimmern / als ob es lauter Edelgesteine weren. Es vermehret die Sonne gewaltig den Glantz dieser Schnecken; und wann das Meer nach einigem ungestümmen Wetter das Ufer dieser Inseln mit denselben außgezieret hat / so wird das Gesicht von ihrem zwitzernden Schein so verblendet / daß man gezwungen wird zu bekennen / es lasse die Natur mit grosser Herrlichkeit ihre Macht hervor leuchten / und zeige was sie verschaffen könne / in dem sie mit so vielen reichen Zierathen / und so vielen schönen Liechtern diese kleine Geschöpffe bekleidet.

Die Einwohner der Inseln pflegen zuweilen dieses kleine Spielgezeug deß Meers auß Lusten auffzuheben / stechen dasselbe an den Enden

durch /

durch / fassen es in einen Faden / und machen Armbande und Hutschnüre darauß: Aber der meiste Theil der Indier in dem Mitternächtigen America halten dasselbe in einem viel höhern werth. Dann sie gebrauchen es zu ihrer Handelung und geringem Gewerb / gleichwie wir bey uns mit dem gemüntzten Gold und Silber thun; und werden die jenige welche eine grosse Anzahl derselben haben / vor die reichsten gehalten. Die Schnecken die zu diesem Gebrauch dienen / sind von mittelmässiger Grösse / und von sonderlicher Feste und Glantz. Und damit sie an gewissen Orthen gangbar seyn mögen / so müssen sie von denen hierzu bestellten Bedienten gezeichnet werden / welche sonderliche kleine Merckzeichen darauff stechen / und ihnen den Werth und Lauff daselbsten geben.

XI.

Von den Schnecken / welche mit Music-Noten bezeichnet.

Es gibt eine sonderbahre Arth Schnecken / welche wohl betrachtens werth / und in etlichen der Antillen können gefunden werdē / wie der Herr du Montel davor hält / wiewol er dieselbe nur in der Insel Quaracoa gesehen. Sie hat ein wenig eine andere Gestalt als die Porcelan-Schnecke / und ist etwas mehr zusammen gebogen. Die Franzosen nennen sie Musical / weil sie auff ihrem Rucken etliche schwartze

schwartze Striche mit Music-Noten abgebil-
det hat/welche vornen gleichsam einen Clavem
oder Music-Schlüssel haben/durch welchen sie
solten angestimet werden / also daß man wohl
sagen könte / es mangele bey dieser natürlichen
tabulatur nichts als daß man nur etliche Wör-
ter darunter setze/und dieselbe singe. Es geden-
cket ermeldter Edelmann / daß er etliche dieser
Schnecken gesehen/welche fünff Linien/einen
Clavem und etliche Noten gehabt/ die eine
vollkommene Stimmung gemacht ; hierzu
hätte einer den Text gesetzet / welchen die Na-
tur vergessen/und denselben auff drey Stim-
men singen lassen / so nicht uneben geklungen.

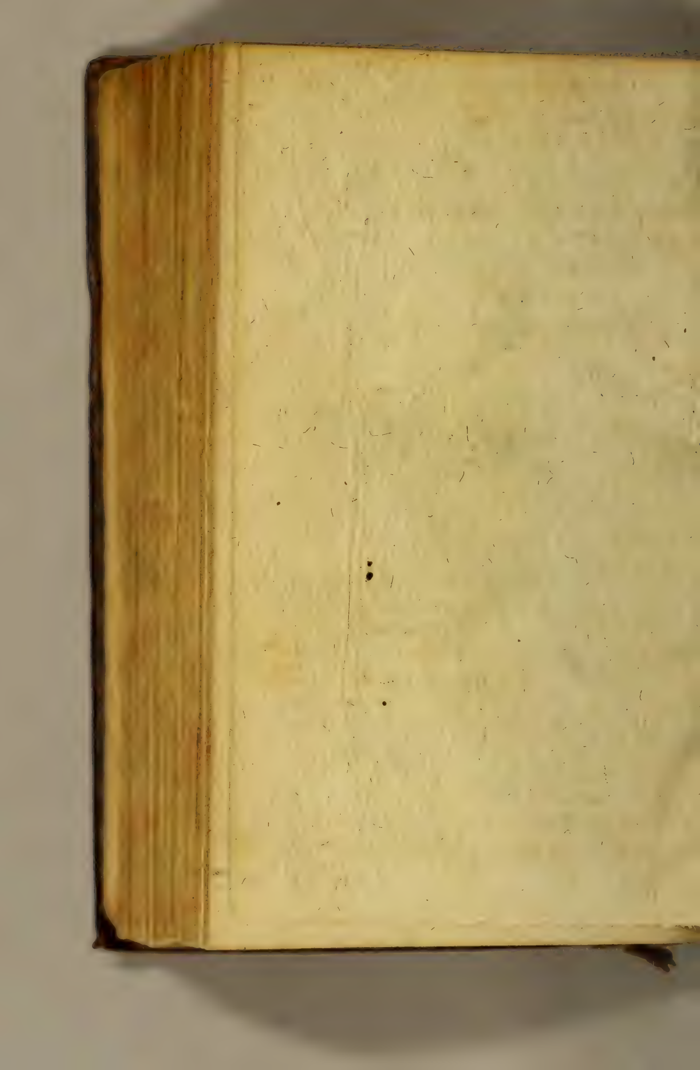
Es könten die nachgrüblende Köpffe hierü-
ber allerhand Grillen machen : unter andern
dürfften sie sagen / daß gleich wie / nach deß
Pythagoræ Meinung / die Himmel ihren
Klang haben / dessen liebliche zusammenstim-
ung aber / wegen des Geräusches das auff der
Erden gemacht wird / nicht gehöret kan wer-
den ; gleich wie die Lufft erschallet von dem
anmuthigen Gesang einer unzehlbaren Menge
Vögel/die ihre Stimmlein darinnen erheben;
und gleich wie die Menschen nach ihrer Arth
die Music / welche das Hertz durch die Ohren
beweget und entzücket / erfunden : also habe
auch das Meer/so nicht allezeit wütet / Musi-
canten in seinem Reich / welche auff ihre son-
derbahre Weise das Lob des Höchsten erklin-
gen lassen. Die Poeten würden hinzu setzen/
daß diese natürliche tabulaturen eben die jeni-
ge

ge weren/welche die Syrenen in ihren Händen hielten/wann sie auff das allerlieblichste miteinander zu singen pflegen; uñ daß sie dieselbe/ so bald sie jemand merckten der ihre Kurtzweil zuverstören herbey käme/in das Wasser fallen liessen / da sie seither allzeit noch verborgen liegen. Aber wir lassen diese und dergleiche Gedancken denen/ so sich damit belustigen / und fahren in unserer Historischen Beschreibung fort.

XII.
Von den Augen-Steinen.

Ob man schon diese Steine eben so wohl eine zimliche Weite von dem Meer/als an dessen Ufer findet; dannoch weil sie der gemeinen Meinung nach unter die Wasser-Gewächse gezehlet werden/ als wollen wir derselben auch an diesem Orth gedencken. Man siehet etliche die so groß sind als ein Rechen-Pfenning/doch werden die kleinste vor die besten gehalten. Wann man sie bey hellem Sonnenschein betrachtet / solte man meinen / daß es eine Arth Perlen seye/welche entzwey geschnitten worden / so klar/durchsichtig und sauber sind sie. Etliche haben kleine rothe oder violfarbe Aederlein/die ihnen einen schönen Glantz geben/ nach dem man sie auff unterschiedene Weise ansiehet und betrachtet. Auff der platten Seiten haben sie alle die Gestalt einer Schnecken eingegraben. Wann man sie unter die Augenlieder thut / drehen sie sich umb den Augapffel her-


Meer Apfel
Meer-Stern.
Meer-Busch
Meer Baum



rumb/und sagt man/ daß sie die Krafft ha-
n denselben zu stärcken/klar zu machen/ und
e Splitter so in die Augen gefallen/ ge-
hwind herauß zu treiben. Daher sie auch mit
nem solchen Nahmen belegt worden/der ihre
Eigenschafft zuverstehen gibt.

XIII.

Von den Meer-Aepffeln.

Man trifft in der Jnsel S. Martini Meer-Aepffel an mit spitzigen Stacheln/die auß
iner braunen Haut hervor kommen: wann a-
er der Fisch der sie fortwaltzet tod ist/so fallen
iese Stacheln und diese Waffen alle ab/ und
ind ihnen hinfüro nichts mehr nütz; sie werf-
en auch die Aschenfarbe Haut/ mit welcher
ie umwickelt/von sich ab/und zeigen ihre weis-
e Schalen/die so viele Abtheilungen und klei-
ne Krümmen haben/daß der geschickteste Sei-
denstücker genug würde zu thun bekommen/
wann er dieselbe mit seiner Nadel nach machen
wolte. Es scheinet daß diese Aepffel besser kleine
Meer-Igel oder Meer-Kastanien könten ge-
nennet werden: dann wann der Fisch noch bey
leben ist/so haben sie beides die Gestalt und die
Farbe eines kleinen Igels/welcher sich zusam-
men kugelt/und alle seine Stacheln in die höhe
richtet/damit er von seinem Feind nicht könne
angefasset werden. Oder sie sind den dicken und
rauhen Schalen gleich/die mit Stacheln be-
setzet/

setzet/und die Kastanien umbgeben / wann s
noch an den Bäumen hangen.

XIV.

Von den Meer-Sternen.

Wann man Raritäten / die sich in den Meer befinden / genau betrachtet / s mögte man wohl sagen / daß der Him̃e nichts schönes besitzen wolle / davon er nich eine Gleichheit dem Meer welches gleichsam sein Spiegel ist / mittheilen solte. Derhalben siehet man auch Sterne in demselben / di fünff Spitzen oder Strahlen haben / welche gelblich scheinen. Dieses gantze schöne Gewächs ist nicht länger als ein Schuh von einer Spitze zu der andern; es ist einen Zoll dick/ seine Haut ist zimlich hart / und mit kleinen Bücklein erhaben / die ihm eine schöne Zierde geben. Wann gleich diese Meer-Sterne den Himlischen in der Grösse und Glantz weichen/ so übertreffen sie solche doch darinnen / daß sie beseelet sind / und ihre Bewegung nicht gezwungen ist/noch an einen Orth fest verbunden sind. Dann der Fisch deme dieses schöne gestirnte Hauß in der Theilung zugefallen/ spatzieret mit demselben in dem Meer/wann es still ist/wohin er will; so bald er aber ein Ungewitter mercket/so befürchtet er/daß er an das Land/welches nicht werth ist daß es die Gestirne besitze / mögte gestossen werden / und wirfft deßwegen zween kleine Ancker von seinem

m Leib auß/mit welchen er sich so fest an die
elsen anhaackt / daß alle Bewegungen der
ütenden Wellen ihn davon nicht loß können
achen. Er erhält sein Leben durch die Nahr-
ng / die er durch ein kleines Löchlein / daß
m an statt deß Mundes dienet / und gerad
itten an seinem Leib stehet / zu sich nimmet.
die Rarität-Liebende ziehen diese Sterne auß
rem feuchten Himmel herauß / trucknen sie
n der Sonnen und zieren ihre Kunst-Kam-
ern damit.

XV.

Von den Meer-Bäumen.

Es können die seichte Oerther der Felsen wel-
che mit Wasser bedecket / die Unfruchtbar-
keit nicht leiden / und ob sie schon ohne un-
erlaß von dem gesaltzenen Meer-Wasser be-
pület werden / so bemühen sie sich doch unter
dem Gekräut / damit sie bedecket / Bäume her-
vor zu bringen / welche alsobald mit einem
Salpeter überzogen werden / der ihnen eine ü-
berauß weisse Farbe giebet. Etliche halten sie
vor eine Arth der Corallen. Es werden diese
Bäume von so mancherley artlichen Gestalten
auß den Felsen gerissen / daß die Augen nicht
ermüdet können werden deren Seltzamkeit zu
betrachten.

XVI.

Von den Meer-Büschen.

Es gibt auch Büsche / welche so zu reden die-

ſ n groſſen flieſſenden Garten/der deß Begie
lens niemahls von nöthen hat/umfaſſen. S
ſind ſehr ſchön und zart/ und von unterſchied
licher Farbe nach dem die Felſen / daran ſ
wurtzeln / beſchaffen/ dieſes were nur zu wün
ſchen / daß ſie eine mehrere Feſte hetten / da
mit ſie auß den Inſeln zu uns könten gebracht
werden.

Das 20. Capitel.

Von der Amber/ihrem Uhrſprung, und Kennzeichen / daran man ſie het ob ſie gut und unverfälſche ſeye.

Die wohlriechende Amber wird viel häuffi
ger an den Seiten der Landſchafft Flori
dæ, als an einigem andern Orth in Ameri
ca gefunden. Derohalben die Spanier Fe
ſtungen dahin geleget / ſich deß Lands zuverſi
chern / und mit den Indiern die daſelbſt woh
nen die Handlung dieſe köſtliche Wahr be
treffend zu unterhalten/welche ſehr fleiſſig von
denſelben auffgeleſen wird / ſeither ſie ihren
hohen Preiß gemercket haben. Man hat ſolche
zuweilen auch nach den ungeſtümmen Wet
tern auff den Reeden der Inſel Tabago, Bar
budos, und etlicher andern unſern Antillen ge
funden / wie wir deſſen zu unterſchiedenen
mahlen berichtet worden. Und deßwegen hal
ten

ten wir davor / daß wir die Grentzen der Beschreibung Natürlicher Sachen / von denen wir handlen / nicht überschreiten werden / wañ wir dieses gantze Capitel mit dem lieblichen Geruch dieses trefflichen Hartzes beräuchern / welches ohne allen Zweiffel das rareste und kostbarste unter allen Sachen ist / die das Meer jemahlen auß seinem weiten und unerschöpfflichen Schoß herauß gestossen / diese neue Welt damit zubereichern.

Die Einwohner in den Inseln Maldiva nennen die Amber Panahambar, das ist / Güldene Amber / wegen ihres hohen Werths. Die so in den Königreichen Fezza uñ Maroco wohnen / geben ihr eben denselben Nahmen / mit welchem sie den Wallfisch nennen. Daher es dañ glaublich scheinet / daß sie davor gehalten / es komme dieselbe von dem Wallfisch. Es ist gantz gewiß / daß weder Hippocrates, noch Dioscorides, noch Galenus jemahlen etwas von der Amber gehöret und gewust haben / gleich wie ihnen auch der Bezoar-Stein / das Frantzosen Holtz / Sassafras, Sarsaparill, Gummi gotta, Rhabarber, Mechoacan, und viele andere Sachen unbekandt gewesen sind. Ist derohalben die Amber erst nach der Zeit kundbahr worden / und wird von derselben Uhrsprung gezweiffelt.

Etliche haben sich eingebildet / daß diese den alten unbekandte Amber als ein Excrementum oder unrath von den Wallfischen herkomme. Andere glauben daß sie von den Croco-

dillen genommen werde/ weil derselben Fleisch einen lieblichen Geruch von sich gibt. Wiederumb sind etliche in der Meinung / daß es Stücke der Inseln und Felsen seyen die in dem Meer verborgen liegen/und von den ungestümmen Flüthen an das Land gestossen werden; dan man findet zuweilen Stücke dieser Amber/ welche biß auf 100. Pfund wiegen / und bey 60. Handbreit lang sind; ja es ist in dem Jahr 1555. wie Linschot berichtet/gegen dem Vorgebürg Comorin zu ein Stück gefunden worden / das 30 Centner gewogen. Es sind noch etliche andere / die davor halten / daß es eine Arth deß Meer-Schaumes seye / der sich mit der Zeit durch die Bewegung deß Meer-Wassers zusammen thue und dick werde; und hernach durch die Hitze der Sonnen verharte.

Aber am allerglaublichsten ist / daß es eine Arth deß Hartzes seye/welches unten auff dem Grund deß Meers gezeuget/ und hernach von demselben / wann es durch ein sonderbahres und grausames Gewitter beweget wird/außgestossen und an das Ufer geworffen werde: Dann es ist gewiß / daß man solches gemeinlich nach einem Ungestümmen Wetter an dem Ufer findet. Philostratus in dem Leben des Apollonii sagt/ daß die Panther-Thiere/ die sich umb den Berg Caucasum auffhalten / den guten Geruch dieses Orths sehr lieben. Es ist gewiß/ daß unter andern Thieren die Vögel überauß begierig nach dieser Amber sind / und den Geruch derselben sehr weit empfinden.

Do-

Derowegen muß man solche / wann das Ungewitter nachgelassen alsobald suchẽ und fleissig aufflesen / sonsten wird sie von denselben alle auffgegessen. Und diese Vögel werden nicht durch den guten sondern übeln Geruch der Amber herbey gezogen ; dann dieses köstliche und wunderbahre Hartz riecht überauß übel / wann es noch frisch und weich ist / und allererst auß dem Meer kommen ; und lauffen die Thiere demselben nach / eben wie den todẽ Aasen : weil sein Geruch fast dem Geruch eines verdorbenen Specks gleichet / und ist glaublich daß man es dieser Ursachen halben so lange Zeit nicht erkennet / noch gebrauchet hat. Es urtheilten die Alten seine Tugend nach seinem bösen Geruch / welcher dem Hertzen vielmehr zu wieder ist / als daß er dasselbe stärcken solte / und haben es daher als undienlich / oder auch schädlich / verworffen. Zu deme so wird es auch nicht so offt / noch in so grosser Menge gegen der Seiten deß Griechen-Landes / oder in Europa gefunden : und waren die Schifffarthen in Indien vor diesem auch gar seltzam.

Die Füchse lieben dieses Hartz auch sehr / deßwegen besuchen sie fleissig die Seiten der Länder / da es häuffig gesamlet wird / und so bald sie es finden / fressen sie es auff: Wann solches aber eine Weile bey ihnen im Leib geblieben / geben sie es hernach gantz ohnverdauet wiederumb von sich : nur allein / daß es etwas von seiner Eigenschafft und guten Geruch verliehret. Wird derhalben diese Arth / welche man

man Fuchs-Amber nennet/ geringer geachtet als die andere/und nicht viel gebrauchet / ohn allein zu den Rauchwercken.

Es wird sich nicht uneben hieher schicken/ wann wir im Vorbeygehen die Kennzeichen melden / damit man die gute Amber von der verfälschten unterscheidet / weil alle die jenige so davon geschrieben / nahmentlich Garcias, Monardus, Scaliger, Ferdinandus Lopez, Clusius, und andere sehr kurtz hievon reden / und von den eigenen und wesentlichen Kennzeichen nichts schreiben.

Vor das erste ist nöthig zu wissen / daß die Amber insgemein in zweyerley Geschlecht getheilet werde / nehmlich in die so auß der Ost- und die so auß der West-See kommet. Die so an der Ost-See / und sonderlich an der Seiten der Barbarey/da man sie häuffig und von grossen Stücken findet / auffgelesen wird / ist gemeinlich schwartz / und trucknet niemahlen so wohl/daß man sie zu Pulver stossen könte / gleich wie die Abendländische / man versuche es auch wie man wolle. Sie zergehet auch leichter über dem Feuer / hat keinen so lieblichen Geruch/ uñ wird viel geringer geschätzet. Man bringet wenig von dieser Amber zu uns/ weil sie nicht groß geachtet wird/und weder zu der Artzney / noch Rauchwercken sonderlich dienlich ist.

Die Abendländische Amber/ deren die beste an unsern Seiten gesamlet wird/ hat gemeinlich eine graulichte Aschenfarbe; gleich als ob

man

an Aschen unter Wachs vermenget hette/
och also/daß die Asche und das Wachs un-
rschieden / und nicht gantz und gar in einan-
er vermischet seyen. Das oberste und eus-
re/welches sich an dem Ufer zerstossen / und
on der Lufft mehr getrucknet worden/ ist ge-
ieinlich Kastanienbraun/ oder doch zum we-
igsten weisser als das inwendige / hart und
est wie eine Schale / und zuweilen mit Sand
nd Muschelwerck behangen. Dann wann es
och weich und fliessend ist/ so bleiben die Un-
einigkeiten leicht daran bekleben / und dieses
errinigert dann seinen Werth/aber es benim-
net seiner Güte nichts.

Wann man wissen will / ob die Amber von
er besten Arth ohnverfälscht ist / so sehe man
rstlich nach der Gestalt/ die gemeinlich rund-
icht seyn muß / weil alle Sachen so etwas
weich sind/wann sie von dem Meer fortgewel-
zet und an das Ufer gestossen werden/eine Rur-
de bekommen. Sie muß auch etlicher massen
glatt seyn / und eine braune Farbe zwischen
Liecht-und Kastanienbraun haben. Wann sie
wohl trucken ist/muß sie nach ihrer Grösse sehr
leicht seyn. Dann darauß kan man erkennen/
ob sie nicht mit Geigenhartz / Judenleim/
Wachs/Bech und Hartz vermischet ist / als
welche Sachen alle viel schwerer sind. Man
kan auch darauß mercken / ob nicht Sand un-
ter die gute Amber gemenget worden/ oder ob
es die schwartze Morgenländische Amber seye.
Wann man das Stück nicht zerbrechen

 will/

will/so kan man eine Nadel nehmen/ dieselbe warm machen/und in das Stück Amber hinein stechen. Durch dieses Mittel erfähret man/ wann die Nadel leicht hinein gehet / daß kein Steinlein inwendig verborgen seye. Und wañ man den Geruch der fliessenden Materi spüret/ die wegen der warmen Nadel / so die Amber zerschmeltzet/herauß gehet/wird man befinden daß derselbe dem wohlriechenden Asand-Gummi nahe komme/und endlichen in einen zimlichen angenehmen Geruch außgehe.

Das allersicherste Mittel aber ist / daß man das Stück zerbreche / nach dem man die Amber mit diesem Beding / wann sie gut ist / gekauffet. Und kan man sehen / ob keine Steinlein darinnen sind. Es muß die Amber/wie wir allbereit gedacht / eine Aschen-Farbe haben / und von kleinen Körnern / gleich wie die Erdnüsse seyn. Wann sie noch frisch ist / ist sie viel brauner als wann sie sehr trucken ist. Es ist aber nichts daran gelegen / wo sie nur nicht allzuviel von dieser Farbe abweichet/und entweder gar zu schwartz/oder gar zu weiß ist; vor allen Dingen muß sie eine vermischte Farbe haben. Man kan auch ein wenig von dem inwendigen deß Stückes nehmen / oder von dem Orth da man argwohnet daß sie falsch seye / und auff ein warmes Messer legen ; wann dasselbe nun darauff lieget / so muß es alsobald schmeltzen wie Wachs / und wann das Messer sehr heiß ist/muß es gantz verrauchen/ und nichts auff dem Messer übrig bleiben.

Man

Man kan auch Achtung geben / wann man
also zerschmeltzet/ob es dem besagten Ge-
ch beykommet / welcher aber nicht leicht zu-
kennen ist / wo man es nicht mehr versucht
att / dann es giebet einen sonderbahren Ge-
ch von sich. Und dadurch kan man noch fer-
r erkennen / ob nicht etwa ein Pulver unter
e Amber vermischet seye. Wañ sie zergehet/
n man auch / wo man will einen Versuch
un/ein wenig davon nehmen / in die Hand
gen/ und mit dem Finger außeinander dru-
en ; und also sehen ob nicht etwas darunter
mischet seye. Sie muß so fest an der Hand
hangen/daß man sie nicht leicht davon ab-
ingen könne. Wann sie zerschmeltzet/bekom-
et sie durchauß einerley Farbe / da sie zuvor
ermischt; geschienen / und gleicht alsdann
em Geigenhartz. Sie muß weder in Wasser
och Oehle sich schmeltzen lassen. Doch kan
an sie so wohl in einem als dem andern
hmeltzen / vermittelst eines sonderlichen Zu-
tzes; welchen aber die jenige / denen er be-
ust ist / geheim halten. Sie muß auch nicht
u Pulver können zerstossen werden ; (es seye
ann daß man sie schabe / wann sie wohl tru-
ken ist/ und mit einem zarten Pulver vermi-
che und auf diese Weise pülvere ;) zudem so
leibet sie auch theils in dem Mörsel behangen/
nd muß immerdar abgeschabt werden. Die
chwartze aber låsset sich niemahlen wohl pul-
eren / weder auff diese / noch einige andere
Weise.

Der Unterscheid der schwartzen von der grauen Amber bestehet erstlich in der Farb / in dem jene fast Pech-schwartz / und mit hell-grauen Körnlein nicht vermischet ist / sondern überall glatt und eben ; so ist sie auch viel weicher und gewichtiger / und riechet mehr nach dem Juden-Bech.

Es findet sich noch die dritte Arth der Amber / welche eine weisse Farbe hatt / und wie Ferdinandus Lopez berichtet / vor die rareste gehalten wird / aber doch / seiner Meinung nach / die beste nicht ist ; ja vielmehr die geringste unter allen : und gleich wie man dieselbe nit achtet / als wird auch gar wenig davon weggeführet. Wann man aber die rechte Wahrheit sagen soll / so ist es entweder die schwartze oder graue Amber / welche von den Vögeln / die einen sehr hitzigen Magen haben / auffgegessen und verdauet wird ; und daher die weisse Farbe bekommet / gleich wie aller Unrath den die Vögel von sich geben weiß ist. Die Amber so von den Fischen gessen worden / welches offt geschiehet / ist nicht viel weder in der Farbe / noch was ihr Wesen betrifft / verendert. Und dieses kommet daher / weil die Fische einen kältern Magen haben als die Vögel / und vielleicht / (indem sie diese Amber hitziger als ihre gewöhnliche Speise befinden / und spühren daß sie ihnen nicht wohl bekommet /) solche geschwind wiederumb von sich geben. Die jenige aber / welche man Fuchs-Amber nennet / ist fast gantz verdorben / und taug nicht

viel /

el/wegen der hitzigen Mägen der Füchse/ so
gefressen haben.

Diese weise Amber gleichet dem Meer-Un-
hlitt/zerschmeltzt leichtlich/und reucht auch
ach Unschlit/ daher dann etliche glauben/
aß es nichts anders als Meer-Unschlit seye.

Wir wollen uns aber nicht länger auffhal-
en in Erzehlung aller deren spitzfündigen Pro-
en/die man mit der Amber vornimmet/ weil
ieselbe unendlich sind; und es bey den Kenn-
eichen der guten / so wir vermeldet/bewenden
assen. Wir wollen auch nichts sagen von dem
errlichen Gebrauch / den sie in der Artzney
at/ noch von allen ihren trefflichen Eigen-
chafften/und sonderlich von dem lieblichen
Geruch/welchen sie den Säfften/eingemach-
en Sachen/und allem darzu man sie gebrau-
chet/mittheilet; weil die Bücher voll davon
sind/und die Erfahrung alles gaugsam bezeu-
get.

Das 21. Capitel.

Von etlichen Lufft-Wasser-Thie-ren/ die in diesen Inseln gemein sind.

Wir haben allbereit in dem 15. Capitel dieser Historischen Beschreibung von den Was-
ser-Vögeln der Antillen / welche beydes auff
dem Land/ und in dem Wasser leben/geredet;

Nun ist noch übrig daß wir etliche andere Lufft-Wasser-Thiere / die in diesen Inseln gemein sind / beschreiben.

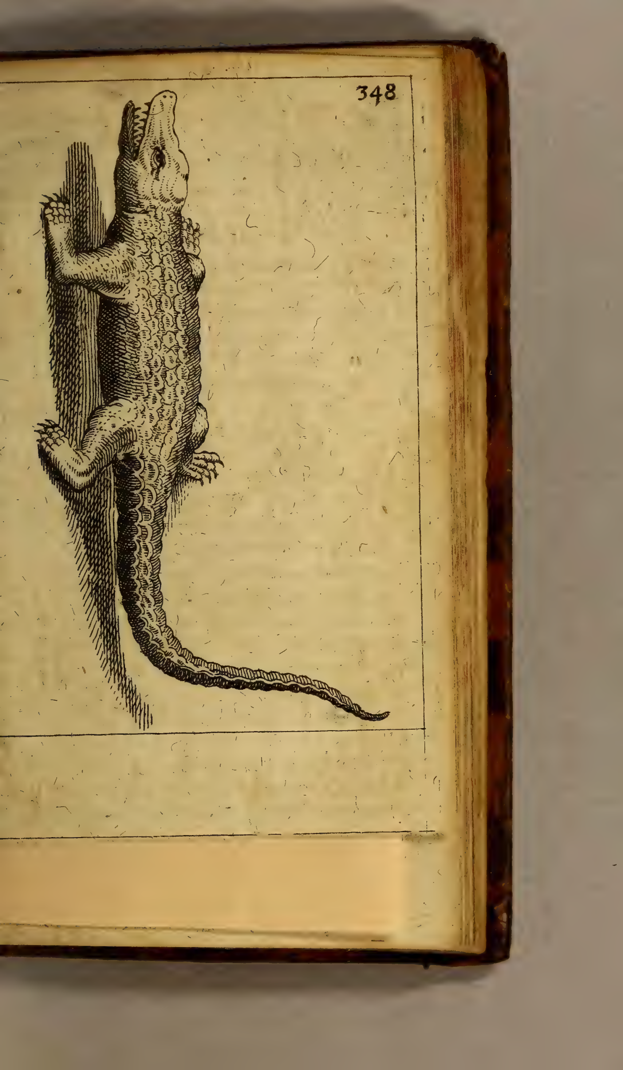
I.

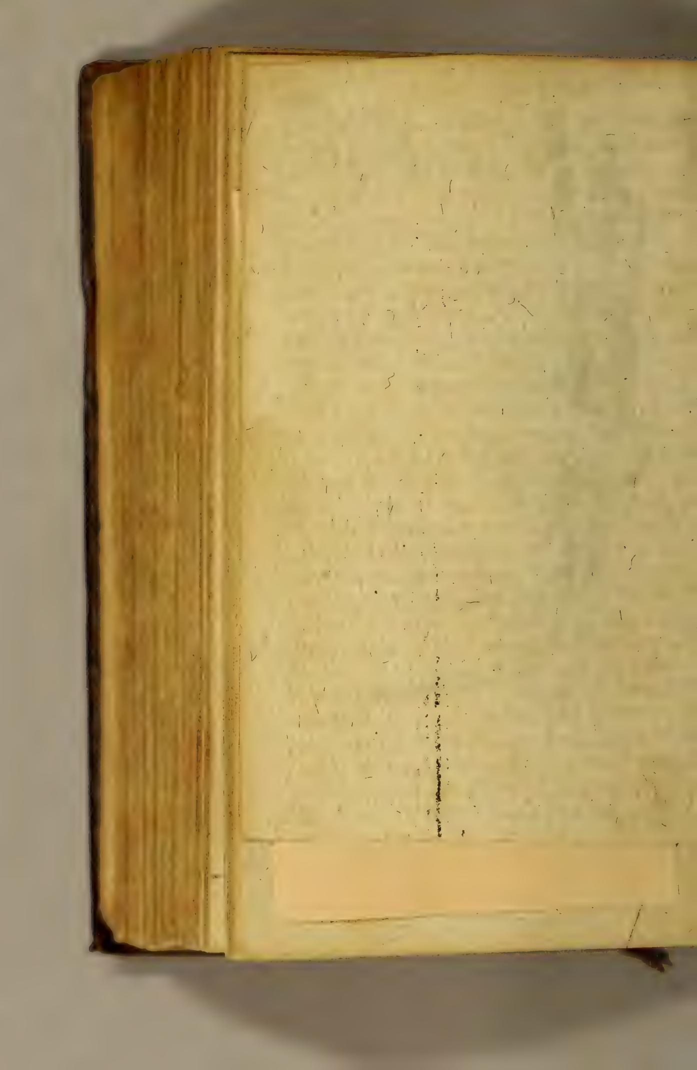
Von dem Crocodill.

Wir wollen den Anfang machen von dem Crocodill / welchen die wilden Cayëman nennen. Es ist ein wunderbahres und sehr gefährliches Thier / welches zuweilen überauß dick und lang wird. Weil aber die abgezogene Häute derselben sehr offt bey uns gesehen werden / als ist es unnöthig / daß wir uns indessen Beschreibung lange auffhalten.

Er hält sich in dem Meer und Flüssen der unbewohneten Inseln auff / ja auch auff dem Land unter den Rohren an den sumpffichten Orten. Er ist über alle massen abscheulich. Man hält davor / daß er sehr lang lebe / und sein Leib immerdar biß an seinen Tod wachse und zunehme. (Daher man sich nicht verwundern darff / wann etliche gesehen worden / welche achtzehen Schuh lang und so dick als ein anderthalb Ahmiges Faß gewesen.) Er hat vier Füsse / welche mit krummen Nägeln bewaffnet. Seine schuppichte Haut ist so hart auff dem Rücken / daß / wann man schon mit Draat-Kugeln darauff schiesset / solche doch nur ein wenig auffgeritzet wird ; wo man ihn aber unter dem Bauch / oder an den Augen verwundet / so bleibet er alsobald liegen. Sein

unter/er





unterster Kinbacken ist unbeweglich. Er hat ein überauß weites Maul/welches mit so vielen spitzigen und scharffen Zähnen bewaffnet/ daß er mit denselben einen Menschen auff einmahl entzwey hauen kan.

Auff dem Land laufft er zimlich geschwind; doch machet die Schwere seines Leibs/daß er mit seinen Füssen eine solche tieffe Spur in den Sand eindrucket/ als ein Kutschen-Pferd immer thun mag. Und weil er kein Gelenck in dem Ruckgrad hat / gleich wie die Hyæna oder Vielfraß/als gehet er gantz strack/und kan seinen grossen Leib nicht biegen / sondern muß denselben auff einmahl umkehren. Daß man also / wann man von ihme verfolget wird/ nur Schlangenweiß oder hin und her lauffen darff/wo man ihm entkommen will.

Die so sich in den süssen Wassern auffhalten/ riechen so starck nach Biesam wann sie bey Leben sind / daß sie die gantze Gegend über die hundert Schritt rund umbher damit erfüllen; ja das Wasser selbsten/ darinn sie sind/ wird von ihnen wohlriechend gemacht. Dieser gute Geruch deß Crocodills zeiget uns im vorbey Gehen den Irrthumb deß Plinii, welcher davor gehalten/daß das Pantherthier allein unter allen Thieren einen guten Geruch von sich gebe/wie er in dem 7. Capitel deß 21. Buchs redet; da er doch in dem 8. Capitel deß 28. B. schreibet/daß das Eingeweid deß Crocodills einen trefflichen Geruch habe/und daß dieses von den wohlriechenden Blumen die er zu seiner

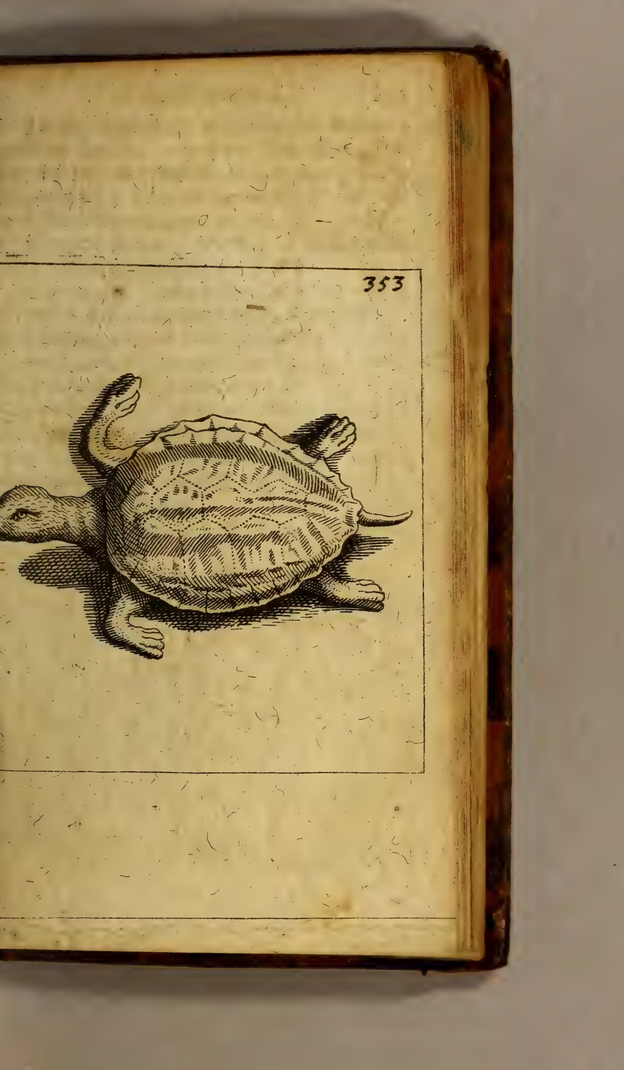
ner Nahrung gebrauche / herkomme. Sonsten ist der Bisam-Geruch deß Americanischen Crocodills absonderlich oben unter den Fussen in kleinen Drüßlein eingeschlossen / welche / wo man sie herauß nimmet / den Geruch lange Zeit behalten. Es ist gläublich daß Gott ihnen diesen Geruch gegeben / damit die Menschen und andere Thiere / denen dieses frässige Ungeheuer grausamlich nachstellet / den Ort wo es sich verborgen hält an dem Geruch mercken / und sich vorsehen können.

Die jenige so in dem Meer leben / riechen nicht nach Bisam / doch sind beyderley Arthē sehr zu fürchten / wann man sich badet / oder etwa gezwungen wird über einen Fluß zu schwimmen. Dieses greuliche Thier pfleget die Ochsen und Kühe mit einer sonderlichen List zu fangen. Dann es stellet sich gleichsam auff die Schildwacht / an die Oerter der Teiche / oder Flüsse süsses Wassers / wo diese Thier gemeiniglich zur Träncke gehen. Und wann es eines nach seinem Vortheil gewahr wird / so schläffet es die Augen halb zu / und läst sich von dem Strom treiben / daß es also einem grossen Stück verfaulten Holtz gleichet / welches auff dem Wasser daher fähret. Durch dieses Mittel nahet es sich allgemach dem armen Thier / daß da trincket / und seiner nicht wahr nimmet / schiesset heimdückischer Weiß auf dasselbe loß / fasset es geschwind mit dem Maul / und ziehet es mit solcher Grausamkeit unter das Wasser / daß es dasselbe nicht eher loß läs-

set

set/biß daß es ertruncken seye/ da es dann her-
nach solches aufffrisset. Es ergreiffet aber nicht
allein die Thier/ sondern auch die Menschen
durch diese List; welches Vincentius Blanc
von dem Diener eines Alexandrinischen Bür-
germeisters erzehlet/ welcher eins von diesen
grausamen Thieren/ das er vor ein stück Holtz
ansahe/fangen wolte/ aber von demselben un-
ter das Wasser gezogen/ und nimmermehr
wider ist gesehen worden. Gleichwol so pfle-
gen sie mitten in den Rohren da sie sich verbor-
gen halten/ die Stimme der Wehklagenden
und ächzenden Menschen nicht nachzu-
machen/ gleich wie die ienige bey dem Fluß
Nilo/ damit sie die vorbey gehende/ welche
auß Mitleiden sich von ihrem Wege abwen-
den/ und diesen vermeinten Betrübten zu
Hülff kommen wollen/ in ihre Fallstricke
bringen mögen. Es gibt auch in America
keine Indianische Mäuse/ Ichnevmon ge-
nandt/ welche der Crocodillen Todtfeinde
sind/und denselben/ wann sie mit offenem
Maule schlaffen/ gantz unverzagt in den Leib
hinein kriechen/ und ihnen das Eingeweidt
und den Bauch durchfressen. Mann siehet die-
ser greulichen Crocodillen sehr viel in den jeni-
gen Inseln/welche daher die Cayëman-Inseln
heissen/ und nicht besucht werden/ als umb
die Zeit/da man die Schildkrotten zu fangen
dahin fähret; dann wann man das beste Fleisch
von denselbigen weggenommen/ wirfft man
das übrige weg/ so kommen dann die Croco-
dil-

len hauffen weiß bey der Nacht/und fressen das Eingeweidt und Gerippe / welches auff dem Sand liegen blieben. Also daß die jenige/welche die Schildkrotten fangen / gezwungen werden grosse Hebel bey sich zu nehmen / und sich damit wieder diese Cayemans außzurüstē; die dann offtmahls von denselben getödtet werden / nachdem sie ihnen den Rückgrad mit den Hebeln entzwey geschlagen. Diese Thiere haben ein weisses Fett / dessen sich die Medici vor diesem gebrauchten die Flüsse zu zertheilen/welche von einer kalten Feuchtigkeit herkommen / weil es warm ist/ und eine durchdringende Krafft hat. Und eben auß dieser Ursachen / pflegte man die Krancken/ welche von einem Fieber angestossen worden / damit zureiben / auff daß man ihnen den Schweiß herauß triebe. Es erzehlet Plinius viele andere Eigenschafften / welche der Crocodill wider unterschiedliche Kranckheiten dienlich an sich hat. Etliche suchen sehr fleissig die sonderliche kleine Steine / die er als Beinlein in seinem Kopff hat / und wann sie solche zu Pulver gestossen / gebrauchen sie derselben zu Außtreibung deß Grieses. Man sagt auch / daß die spitzige Zähne dieses Thiers/welche auff der Seiten eines jedwedern Kienbacken stehen / den Zahnschmertzen stillen / und sie vor der Fäulung bewahren; wo man dieselbe alle Tage fleissig mit diesen Augen-Zähnen reibet. Also haben auch die Drachen und Krötten-Köpffe Steine von wunderbahrer Krafft in sich / wel-
ches





he wieder sehr viele Beschwerden gebrauchet
werden. Und also geben auch die grausame Re-
quiems, die wir oben beschrieben haben / ein
Artzney wider den Stein und Grieß; indem der
kluge Meister der Natur es also haben wollen/
daß wir von den jenigen Sachen selbsten / so
uns zu wieder/einigen Nutzen hätten.

Die Sineser fangen diese Crocodille und
zähmen sie wie die Geschichtschreiber berich-
ten; und wann sie solche eine Zeitlang bey sich
ernehret und gemestet haben/so pflegen sie her-
nach solche zu schlachten und zu essen. Aber die
Europeer die davon versucht haben / sagen /
daß dieses Fleisch / ob es schon weiß und deli-
cat ist/dennoch unangenehm seye / weil es ei-
nen wiedrigen/ süßlichten und allzu starcken
Bisam-Geschmack hat.

II.

Von den zahmen Schildkrotten.

Es werden in diesen Inseln etliche Gattungē
der Schildkrotten gefangen / welche sich
auff dem Land/in dem Meer und süssem Was-
ser auffhalten/ und von unterschiedlicher Ge-
stalt sind. Die Caraiber nennen sie alle mitein-
ander Catallou wann sie aber von den Land-
Schildkrotten reden / setzen sie das Wort
Nonum hinzu / welches in ihrer Sprach das
Land bedeutet; oder das Wort Tona, das ist/
ein Fluß oder Wasser.

Die Meer-Schildkrotten werden gemeinig-
lich

lich von den wilden in zahme Schildkrotten; in Caoüannes und in Caret eingetheilet. Diese sind fast alle einerley Gestallt; es ist aber nur das Fleisch der ersten Gattung gut zu essen/ es seye dann / daß man die andern im Fall der Noth zur Speise gebrauchen müsse: gleich wie auch nur der Schild von der letztern Gattung werth gehalten wird.

Die Zahme Schildkrotten / und Caoüannes sind zuweilen von solcher solcher Grösse/ daß der einige obere Schild ohngefehr fünfft-halb Schuh lang/ und vier breit ist. Hierüber darff man sich nit verwundern / dann es werden in der Insel Mauritii solche gefunden / die vier Menschen fort tragen können : Ælianus sagt/ daß die Einwohner der Insel Taprobana ihre Häuser mit denselben bedecken; und Diodorus Siculus berichtet / daß etliche Völcker in dem Morgenländischen Indien sich dieser Schilde an statt der kleinen Schiffe gebrauchen / mit welchen sie über eine Meeres-Eng die sie von dem festen Land scheidet/ fahren.

Diese Lufft-Wasser-Thiere kommen nich offt an das Land / als zur Zeit wann sie ihr Eyer legen wollen : darzu sie dann einen wei chen und zarten Sand außsuchen / der an dem Ufer deß Meers/ und an einem einsamen Ort seye/ da sie leichtlich hinkommen können.

Die Einwohner der Inseln / welche zu ge wisser Jahres-Zeit in die Cayëman-Insel schiffen / damit sie sich mit dem Fleisch de Schildkrotten / die in unzehliger Menge de

selb

lbst angetroffen werden / versehen mögen / sa-
n / daß sie von mehr als hundert Meilen her
mmen / ihre Eyer dahin zu legen / weil sie
n das Ufer / das daselbst niedrig ist / leicht
iechen können / und überall einen weichen
Sand finden. Die Zeit wann sie ihre Eyer le-
en wollen fänget zu End deß Aprills an und
eret biß auff den Herbst Monat / und alsdañ
n man sie häuffig fangen / welches auff fol-
ende Weise geschiehet.

Bey angehender Nacht stellet man Leuthe
n das Land / welche gantz still und ohne Ge-
äusch auff die Schildkrotten lauren / die auß
em Meer kriechen und ihre Eyer in den Sand
egen wollen. Wann dieselbe nun mercken / daß
e von dem Meer etwas entfernet sind / und mit
hren Füssen ein Loch von anderthalb Schuh /
uweilen auch tieffer in die Erde machen / da-
innen sie die Eyer legen wollen ; so ergreiffen
ie dieselbe darüber / und kehren sie auff den Rü-
ken ; wann sie dann also liegen / können sie sich
icht wieder umwenden / sondern bleiben liegen
iß an den Morgen / da sie mit kleinen Bey-
chifflein abgeholet und in das grosse Schiff
gebracht werden. Indeme sie also auff dem Rü-
ken liegen / siehet man sie weinen / und höret
wie sie Seufzer von sich stossen. Es ist bekandt /
daß der Hirsch weinet / wann er in die Enge
getrieben wird / und sich nicht mehr retten kan;
und es ist fast unglaublich / was man von dem
Weinen und Seuffzen der Crocodillen die

sich

sich an dem Nil-Fluß auffhalten/schreibet wel-
che die Thränen vergiessen / wann sie sich ge-
fangen sehen.

Die Schiffleuthe welche in die Cayëman
Inseln fahren / die Schildkrotten daselbst zu
fangen / können leichtlich jeden Abend inner-
halb drey Stunden bey 40. oder 50. umwen-
den / deren die geringste 150. und die gemein-
ste 200. Pfund wiegen / und findt man etliche,
die zween grosse Eymer voll Eyer in den
Bauch haben. Diese Eyer sind rund / so groß
als ein Ball damit man spielet : sie haben ih-
weisses und einen Dotter wie die Hüner-Eyer,
aber die Schal ist nicht so fest/sondern weich-
lich als wie ein nasses Pergament. Man backe
sie in der Pfannen und machet Eyer-Kuchen
darauß / welche keinen unebenen Geschmack
haben; aber truckner sind als die so von Hü-
ner-Eyern gemacht werden. Eine einig
Schildkrotte hat so viel Fleisch / daß sechzig
Menschen einen Tag daran zu essen haben.
Wann man sie aufftragen will / schneidet man
ihnen die Schale von dem Bauch weg / welche
die Wilden den untern Schild oder Bruststück
nennen / und an dem obern Schild durch son-
derliche Knorspel / die leicht zu zerschneiden
sind / hänget. Die Schiffleute haben den gan-
tzen Tag darmit zu thun / daß sie die Schild-
krotten / welche sie bey Nacht gefangen / in
Stücke schneiden und einsaltzen. Der meiste
Theil dieser Schiffe / die in diese Cayëman-
Inseln abfahren / kehren wieder in die Antillen
nachdem

chdem sie ihre Ladung haben / das ist/nach-
m sie sechs Wochen oder zwey Monat lang
selbst verblieben / und verkauffen diese ein-
saltzene Schildkrotten den gemeinen Leuten
d Leibeigenen zur Speise.

Die jenige Schildkrotten aber / die dem
ang entwischen / kehren wieder an das Ort
o sie herkommen / nachdem sie zu zweyen o-
r dreyen unterschiedenen mahlen ihre Eyer
leget. Wann die Eyer/welche sie an dem U-
r deß Meers mit Sand bedecket / nach Ver-
uff 6. Wochen von der Hitze der Sonnen /
d nicht von ihnen selbsten / wie Plinius und
iche der Alten sich vor diesem eingebildet/
ßgebrütet sind; und die junge Schildkrot-
n die Schalen darinnen sie eingeschlossen ge-
gen / gebrochen / so kriechen sie unter dem
and hervor/und stehen auß diesem Grabe /
rinnen sie das Leben empfangen / auff/ lauf-
n gerades Weges dem Meer zu/und schwim-
en durch sonderliches Eingeben das sie von
r Natur empfangen/ zu ihren Müttern.

Das Fleisch dieser Schildkrotten ist so deli-
t als das beste Kalbfleisch / wann es nur
sch ist/und auff den morgenden Tag gehal-
n worden. Es ist mit Fett untermenget /
lches / wann es gekocht / eine grüngelbe
arbe hat/leicht zuverdauen und sehr gesund
; daher es kommt / daß man die Krancken/
e in den andern Inseln nicht können geheilet
erden / in den Schiffen / so Proviant
holen nach den Cayëman - Inseln lauffen/
dahin

dahin überbringet. Welche dann meistentheil
nachdem sie durch diese Speisen den Leib gere
niget und sich erholet haben / in guter Gesun
heit wieder zu den Ihrigen kommen. Das Fe
dieser Arth Schildkrotten / gibt ein gelbes Oe
damit man die Speisen backen kan / wann
noch frisch ist; so es aber alt worden / wird
zu dem brennen gebraucht.

III.

Von den Schildkrotten Caoüannes.

Die Schildkrotten welche man Caoüann
nennet / haben gleiche Gestalt mit d
vorhergehenden / ohne daß ihr Kopff
was dicker ist. Diese stellen sich zur Wehr w
man sie fangen und umbwenden will; weil
ber ihr Fleisch / schwartz / zasserricht / und v
keinem guten Geschmack ist / so werden sie ni
geachtet / es seye dann in Mangel der ander
Das Oel welches man von ihnen bekomm
dienet auch zu nichts als in die Lampen zu f
len.

IV.

Von den Schildkrotten Carets

Was die dritte Arth der Meer-Schildkr
ten belangt / werden dieselbe von
Franzosen Carets genennet. Sie f
von den beyden andern in der Grösse un
sc

chieden / indem sie umb ein gutes kleiner sind/
nd darinnen / daß sie ihre Eyer nicht in den
Sand legen/sondern in den groben Kieß/ wel-
her mit kleinen Küsselsteinen vermischet. Ihr
Fleisch hat keinen annehmlichen Geschmack/
ber die Eyer seynd viel delicater/als die so von
en beyden andern Arthen geleget werden.
Gleichwohl würden sie eben so wenig geachtet
erden/als die Caoüannes, wo man sie nicht
eß köstlichen Schildes wegen fleissig suchete.
Dieser Schild bestehet auß fünffzehen so wohl
leinen als grossen Blatten/von denen 6. gantz
leich und eben sind; vier ein wenig gebogen;
nd die welche den Halß bedecket / ist als eine
ußgehölte drey-Ecke wie ein kleiner Schild
estaltet. Dieser Schild wieget gemeiniglich
rey oder vier Pfund ; jedoch trifft man zu-
eilen etliche an/die eine solche dicke Schale/
nd so lange und breite Blatten haben/ daß sie
usammen ohngefehr sechs oder sieben Pfund
iegen.

Und von diesen Carets-Schilden wer-
en heut zu Tag die schöne Kämme/Schalen/
Schächtlein/Kästlein/ und andere treffliche
Wercke/ welche hoch geschätzet werden/ ge-
acht. Man besetzet auch mit demselben den
einen und vornehmsten Haußrath/ die Rah-
en der Spiegel und Taffeln / und sonderlich
erden die Gebet-Bücher die man bey sich im
Sack tragen will / darinnen eingebunden.
Wann man diese köstliche Schalen haben
ill / so muß man ein wenig Feuer unter den
obern

obern Schild / an welchem die Blatten han-
gen/legen; dann so bald diese die Hitz empfin-
den / kan man sie ohne Mühe mit der Spitz
eines Messers auffheben.

Es versichern etliche / daß diese Art
Schildkrotten dergestalt frisch und munter
seyn/daß wann man ihnen den Schild abnim-
met/ und sie alsobald wieder in das Meer
wirfft/ein anderer an des vorigen Stelle wie-
derumb wachse. Diese Carets werden in der
Halb-Insel Jucatan und vielen andern kleinen
Inseln/die in dem Golfo de Hondures liegen,
häuffig gesehen. Darauß dann zu sehen / daß
der Franzoß Pirardus übel berichtet worden,
wann er in dem zweyten Capitel seines Buchs
von den Thieren und Gewächsen deß Morgen-
ländischen Indien / schreibet/ daß diese Art
Schildkrotten nur in den Maldiven - und Phi-
lippinen Inseln gefunden werden.

Man hält davor/daß das Oehl der Caret
zu allerhand Glieder-Kranckheiten / die vo
Kälte ihren Ursprung haben/dienlich seye. E
wird auch mit gutem Nutzen gebraucht z
Stärckung der Spannadern / Linderung d
Nieren Schmertzen/und allerley kalten Flü
ssen.

V.

Von der Weise die Schildkrotten und alle andere grosse Fisch der Antillen/zu fangen.

Es werden die Meer-Schildkrotten nicht a
lein auff dem Sand gefangen/auff die W

: / wie wir oben gedacht; sondern auch
ermittels eines Jnstruments / welches man
Varre nennet. Dieses ist eine Stange / in der
Länge einer halben Picken / an deren End
man einen Nagel / so an beyden Enden spitzig
t / einschläget / welcher in der mitten viereck-
cht / und so dick als ein kleiner Finger ist. Die-
r Nagel wird biß in die Helffte in die Stan-
e getrieben / in welche er ohne Zwang gehet.
Etliche pflegen ihn auch zuverkeilen / damit er
esto fester halte / wann er in die Schalen der
Schildkrotten geschossen wird. Geschiehet al-
o dieser Fang mit der Varre-Stangen auff
olgende Weise. Wann zu Nachtzeit der
Mond hell scheinet / und das Meer still ist / so
egiebt sich der Oberfischer welchen sie Varrie-
er heissen in eines der kleinen Schiffe / Canot
enandt / nebens zween andern / deren der ei-
e bey dem Ruder sitzt / damit er dasselbe zu bey-
en Seiten mit solcher Geschwind- und Ge-
chicklichkeit regieret / daß es eben so hurtig uñ
mit weit wenigerem Geräusch fortfähret / als
wann es durch viele Rudern getrieben würde.
Der andern aber ist mitten in dem Canot, da er
die Zugschnur hält / welche an einem Nagel
est angemacht / damit er desto leichter und ge-
chwinder dieselbe ziehen könne / wann der
Varrierer, die Schildkrotte getroffen.

Jn dieser Außrüstung nun schiffen sie ohn
alles Getümel in der Stille fort an den Orth /
da sie die Schildkrotten zu bekommen verhof-
fen: und wann der Varrierer / der vornen in

dem Canot aufrecht stehet/einer bey dem schein
deß Wassers/welches er zuweilen schäumend
machet / gewahr wird; so deutet er mit der
Spitze der Varre-Stangen dem der das Schif
gieret den Orth / wohin er fahren soll,
und wann er allgemach der Schildkrotten sic
genahet / schießt er auß allen Kräfften die Var
re-Stange auff derselben Rücken loß/der Na
gel / gehet durch die Schale / zimlich tieff i
das Fleisch hinein / das Holtz aber bleibet o
ben auf dem Wasser. So bald sie sich nu
verwund befindet / gehet sie auff den Grun
deß Wassers zu/mit dem Nagel / welcher i
ihrer Schalen stecken bleibet / und je mehr s
sich beweget/ je mehr hinein gehet. Wann s
sich nun denselben zimlich bemühet herauß z
bringen / und die Kräffte verlohren / wege
Vergiessung deß Bluts / so lässet sie sich leich
fangen / und ziehet man sie ohne Mühe an de
Schiff oder Land.

Auff diese Weisse werden auch die Lama
tin, und unterschiedliche andere grosse Fisc
gefangen: aber an statt deß Nagels / mach
man zu End der Varre-Stangen einen eisern
Hacken oder Spieß an / welcher so spitzig a
eine Lantze ist. An den Seiten dieses Eisen
ein Loch / durch welches ein Schnur gezog
wird / die umb die Stange herumb dergest
gewickelt ist / daß sie/ wann der Varrierer a
aller Macht den Spieß auff den Fisch gewo
fen / leicht loß gehet / damit er sich in d
Wasser wohl ummwerffen könne ; wann n

le seine Kräffte erschöpffet / und derselbe dem
od nahe ist/so wird er gar leicht / wo man
n in den Canot nicht einladen kan/an das U-
r gebracht / und daselbst in vier Theil gethei-
t.

VI.

Von den Schildkrotten die sich auff dem Land/ und in den süssen Wassern auffhalten.

Die Land-Schildkrotten finden sich in etli-
chen Inseln nahe bey den Flüssen süsses
Wassers/die den Ergiessungen so sehr nit
nterworffen / oder in den Teichen und sumpf-
chten Orten / die weit von dem Meer entle-
en sind. Sie sind auff allen Seiten mit einer
arten und festen Schalen bedecket / welche
ch nicht schuppenweiß auffheben lässet / wie
ie jenige so die Meer-Schildkrotten haben;
nd so dick überall ist/daß es dem Thier so da-
innen wohnet vor eine sichere Festung dienet/
lso daß ob schon ein Wagenrad über dasselbe
ehen solte / die Schale doch nicht zerbrechen
würde. Das wunderlichste aber ist / daß die
Schale diesem Thier niemahlen zu enge wird/
ondern nach der Maß deß Leibs seines wohn-
errn sich vergrössert und zunimmet. Der obere
Schild ist bey etlichen auff anderthalb Schuh
ang; er hat eine länglicht-runde Gestalt / ist
nten hohl und oben mit vielen Strichen be-

zogen / welche in unterschiedene Vierunge
gesetzet/die etwas erhaben scheinen / und kle
ne Abtheilungen in einer schönen Gleichrich
tigkeit machen. Alle diese Untermischungen li
gen auff einem schwartzen Grund/der an etl
chen Orten mit weiß und gelb gezieret.

Diese Arth Schildkrotten hat einen a
scheulichen Kopff/fast wie die Schlangen. S
haben keine Zähne / sondern nur Kinbacke
die von einem zimlich starcken Bein sind / d
mit sie ihre Speisse zerbrechen. Sie haben vi
Füsse / welche sehr schwach die Schwere d
Leibes zu tragen / so verlassen sie sich auch r
auff die Geschwindigkeit ihrer Füsse / sich
retten/ und an einen sichern Orth zu komme
wann sie verfolget werden ; sondern wo
nicht an dem Ufer eines Flusses oder Teich
sind / darinnen sie sich stürtzen können / so
chen sie keine andere Zuflucht oder Vorthe
als bey dem Tach ihres Hauses / unter w
ches sie gleich wie der Igel und die Tatous g
schwind ihren Kopff / Füsse und Schwa
einziehen und verwahren / so bald sie nur
geringste Gefahr befürchten.

Das Weiblein leget Eyer / die so groß
Tauben-Eyer / aber etwas länglichter si
Sie verbergen dieselbe in den Sand / und v
trauen sie der Sonnen / damit sie von ihr n
gen außgebrütet werden. Ob schon etliche
Meinung sind / daß das Fleisch dieser La
Schildkrotten schwer zuverdauen seye/so h
ten es doch die jenige / die es versuchet ha

r eine der besten und delicatesten Speisen
gantz America: und rathen die Medici des
ndes denen / die sich einer Wassersucht be-
chten/daß sie offt davon zu ihrer Heilung
niessen sollen. Sie haben auch auß der Er-
rung erlernet/ daß ihr Blut / wann es ge-
cknet und zu Pulver gestossen wird / das
fft der Vipern und Scorpionen an sich zie-
/wo es auff die Wunden gestreuet wird. Es
uch gewiß/daß die Asche von ihrem Schild
t Eyer-Weiß vermischet die Ritze heilet/
lche die säugende Weiber an ihren Brüsten
ommen; und wo man den Kopff damit be-
uet/das Außfallen der Haare verwehret.

Das 22. Capitel.

egreiffend die eigendliche Be-schreibung etlicher Gattung Krabben / welche gemeinlich auff dem Land der Antillen gefunden werden.

Man findet in allen Inseln Krabben oder
Krebse/welche eine Arth der Lufft- Was-
-Thiere / und sehr gut zu essen sind / da her-
gen die in Brasilia unannehmlich / weil sie
zu starck nach den Wachholder Wurtzeln
mecken. So halten auch die Einwohner
Indischen Inseln vielmehr von den ihri-
n / und gebrauchen sie zur gewöhnlichsten

Speise. Sie haben alle eine länglicht-rund
Gestalt / und krümmen den Schwantz unte
den Bauch. Ihr Leib/ welcher mit einer zim
lich harten Schale gantz bedecket/wird vo
vielen Fussen fortgetragen / die alle mit kle
nen Spitzen versehen / mit welchen sie desi
leichter an den Orth gelangen können / da s
hin wollen. Die zween vorderste sind sehr gro
sonderlich ist einer grösser als der andere. Di
se Füsse werden Scheren genennet / weil s
dieselbe als eine Scher zuthun/ und damit se
zu pfetzen pflegen was sie bekommen. Das vo
dere Theil / welches ein wenig breiter und e
habener als das andere ist/ stösset zwey Aug
herauß / die hart / durchsichtig und vo
unterschiedlicher Farbe sind. Ihr Maul ist b
waffnet mit zween kleinen uñ weissen Zähne
welche auff jeder Seiten in Gestalt ein
scharffen Zangen stehen / mit denen sie d
Blätter / Früchte und Wurtzeln der Bäum
die ihnen zur Nahrung dienen/abbeissen.

I.

Von der Krabbe / die man Turlu[illegible] nennet.

Es gibt derselben dreyerley Arth / welche
der Grösse und Farbe unterschieden sin
die kleineste sind die jenige / welche man g
meinlich Turluru nennet. Sie haben eine ro
Schale mit schwartzen Flecken gesprenck
und keinen unebenen Geschmack; weilen m
al

ber / wann man ihrer geniessen will / viel
achgrüblen muß und doch wenig findet / auch
avor hält / daß sie die rothe Ruhr verursachē /
ls werden sie nur in dem Fall der Noth gess-
n.

I I.

Von den weissen Krabben.

Die andere sind gantz weiß / und halten sich
auff bey den Bäumen / die an dem Ufer
deß Meers stehē / da sie Löcher in die Erde
nachen / in welche sie sich gleich wie die Kani-
ichen in ihre Höhlē begeben. Sie sind die grö-
e unter allen / und siehet man etliche / die ei-
es Eyes groß in einer Scheren so wohlge-
chmackt Fleisch haben / als wie die Flüß-
krebse. Sie lassen sich selten an dem Tag se-
en / sondern kriechen zur Nachtzeit häuffig
uß ihren Löchern / daß sie unter den Bäumen
hre Nahrung suchen mögen; und zu derselben
Zeit werden sie auch bey einer Leuchte oder Fa-
ckel gefangen. Sonderlich sind sie gern unter
eñ Paretuve und andern Bäumen die an dem
Ufer deß Meers und sumpffichten Orten stehen.
Wann man die Erde oder den Sand durch-
wühlet / daß man sie in ihren Löchern suchen
möge / so findet man sie allezeit mit dem hal-
en Leib in dem Wasser / gleich wie den mei-
ten Theil der andern Lufft-Wasser-Thiere.

III.

Von den gemahlten Krabben.

Die dritte Arth/ welche die mittlere ist zwischen den beiden andern / davon wir allererst geredet / sind die schöneste / wunderbarste/ und werden am höchsten gehalten. Sie haben wohl einerley Gestalt mit den vorhergehenden / aber sie sind / nach Unterscheid der Inseln und deß Landes da sie sich nehren / mit so vielen Farben bemahlet / welche alle so schön und lebhafft seyn/ daß nichts anmutigers zu sehen ist / als wann sie bey hellem Tag unter den Bäumen/ihre Nahrung zu suchen herumb kriechen. Etliche haben an dem gantzen Leib ein Violbraune Farbe / welche mit weiß vermenget; andere sind schön gelb / und mit vielen kleinen graulichten und Purpurfarben Strichen bezogen / welche an dem Maul anfangen / und über dem Rücken hinlauffen. Ja es sind etliche / die auff einem Kastanienbraunen Grund mit rothen / gelben uñ grünen Strichen bemahlet/welches ihnen eine solche schöne und artig vermengte Farbe giebet/als man sich im̃er einbilden kan. Wann man sie von weitem siehet/ solte man meinen/ daß alle diese anmuthige Farben / mit denen sie von Natur gezieret / noch nicht trucken seyen/ so sehr gläntzen sie / oder daß sie gantz frisch mit Firniß überstrichen worden / damit sie einen grössern Glantz bekommen mögten.

Diese gemahlte Krabben sind nicht wie die Weissen / die sich bey Tag nicht dürffen sehen lassen; dann man findet sie alle Morgen und Abend; und wann es geregnet hat unter den Bäumen / da sie sich hauffen weiß erlustigen. Sie lassen die Leute sehr nahe zu sich kommen / so bald man sie aber mit einem Stecklein auffhalten will / dann es were zugefährlich die Hände darzu zugebrauchen / so weichen sie zurück / und kehren denen so sie verfolgen den Rücken nicht / sondern kriechen hindersich nach der Seiten zu / zeigen ihre Zähne und eröffnete Waffen / welches die beide Scheren sind / die sie an ihren Füssen haben / damit sie den gantzen Leib beschützen / und schlagen sie zuweilen widereinander / auf daß sie ihrē Feinden einen Schrecken einjagen mögen; und mit diesen Geberden und Gang begeben sie sich in ihre Löcher / die gemeinlich unter den Wurzeln / oder in den Höhlen der verfauleten Bäume / oder in den Ritzen der Felsen sind.

Es ist diesen Krabben von der Natur eingegeben / daß sie alle Jahr umb den Maymonat zur Regen-Zeit an das Ufer deß Meers gehen / sich daselbst baden / und ihre Eyer abschütten damit sie ihr Geschlecht erhalten mögen. welches sie auff diese Weise verrichten; Sie steigen von den Bergen in solcher Menge / daß die Wege und Wälder von ihnen gantz bedecket sind; und welches zuverwundern / so wissen sie ihren Weg gegen dem jenigen Theil der Insel zu richten / da es Sand hat / und ab-

hängig ist/ damit sie daselbsten desto besser in das Meer steigen können.

Die Einwohner sind alsdann sehr beschweret/weil sie mit Menge in die Gärten kriechen/ und mit ihren Scheren die Erbsen und junge Taback-Pflantzen abbrechen. Wann man sie also in der Ordnung / die sie im fort gehen zu halten pflegen / siehet/solte man sagen/ daß es eine Kriegs Armee sey / die in der Schlacht-Ordnung fort rücket. Sie treñen niemahl ihre Ordnung ; und ob sie schon auff ihrem Weg Häuser/Berge / Felsen/ oder andere Hindernüsse antreffen/so bemühen sie sich doch über dieselbe hinüber zu steigen ; damit sie allezeit gerades Weges beständig fort gehen. Sie halten deß Tags zweymahl still / wann die Hitz am grösten ist / so wohl daß sie sich nehren / als der Ruhe pflegen mögen ; zu Nacht aber reisen sie weiter fort als bey Tag biß daß sie endlich an das Ufer deß Meers gelangen.

Wann sie diese Reise verrichten/ sind sie fett und gut zu essen / indem die Männlein voll/ Fleisch/und die Weiblein mit Eyern erfüllet sind. So kan man sie auch zur selbigen Zeit vor der Thür zum Vorrath einsamlen. Ja sie lauffen zuweilen in die Häuser / wann die hohe Pfähle / mit welchen dieselbe umbgeben/ nicht nahe gnug beysamen stehen / und sie einen Eingang finden können. Sie machen zu Nachtzeit ein viel grössers Geräusch als die Ratten / und sind den Schlaffenden sehr hinder-

erlich; wann sie an dem Ufer deß Meeres sind
ut en sie ein wenig auß/ und nachdem sie das
Meer gleichsam als die Säugemutter ihrer
Jungen betrachtet/kriechen sie so nahe zu dem-
lben / damit sie zu drey oder vier mahlen von
en kleinen Wellen / die an den Sand schla-
en/ mögen abgewaschen werden; hernach
ehren sie wieder in die Wälder / oder in die
äheste Ebene / daß sie daselbst abermahl auß-
uhen mögen / die Weiblein aber / kommen
um zweyten mahl zu dem Meer/ und wann sie
ch ein wenig gebadet / öffnen sie den
Schwantz / den sie gemeiniglich fest unter den
Leib gekrümmet haben/ und schütteln die klei-
e Eyer / die daran hangen / in das Wasser.
Hierauff baden sie sich noch einmahl/ und zie-
en in der Ordnung wie sie ankommen / wie-
erumb weg.

Die stärckste unter denselben begeben sich
lsobald wieder auff die Berge ein jeder an das
Orth/da er herkommen / und durch eben den
Weg / den sie zuvor gangen sind. Aber sie sind
lsdann/nemlich zur Zeit ihrer Rückreise/ so
chwach und mager/ daß sie gezwungen wer-
en in den ersten Feldern/die sie antreffen/still
u liegen / damit sie sich erhohlen / und die vo-
ige Kräffte wiederumb bekommen mögen /
he sie auff die Spitze der Berge kriechen.

Was die Eyer belanget/ die sie dem Meer
lso vertrauet haben/nachdem dieselbe auf den
veichlichen Sand gestossen/ und eine zeit-

lang von den Strahlen der Sonnen erwärmet worden / so werden sie endlich außgebrütet/und bringen kleine Krabben / welche in der Breite eines Rechen-Pfennings zu tausenden den nechsten Büschen zu lauffen / und daselbst verbleiben / biß sie starck gnug werden/ daß sie sich auff die Berge zu ihren Müttern begeben können.

Das merckwürdigste an diesen Krabben ist/ daß sie deß Jahrs einmahl / nemlich wann sie von dem Meer wieder zurück gereisset/ sich bey sechs Wochen lang in die Erde gantz verbergen; also daß man keinen einigen siehet. Und unter derselben Zeit verendern sie ihre Haut oder Schale/und verneuern sich überall. Sie vermachen alsdann den Eingang ihrer Löcher so geschicklich mit Erden / daß man dieselbige nicht mercken kan; welches sie deßwegen thun daß die Lufft nicht zu ihnen kommen möge. Dann wann sie ihr altes Kleid ablegen / so ist ihr gantzer Leib gleichsam bloß / als welcher nur mit einem zarten und dünnen Häutlein bedecket / die hernach allgemach dicker wird / und sich in eine Schale verhärtet; so in der Feste den vorigen / die sie abgeworffen haben / gleichet. Der Herr du Montel berichtet / daß er mit Fleiß an den Orthen graben lassen / da es das Ansehen gehabt/daß sie daselbst verborgen weren. Allwo er dann auch unterschiedliche derselben angetroffen/welche er mit Blättern der Bäume gleichsam umwickelt gefunden / die ohne Zweiffel ihnen zur Nahrung / und

und als ein Nest diese Zeit über gedienet: aber sie waren so matt / und konten die frische Lufft so übel vertragen / daß sie wie halb todt scheineten / da sie doch sonsten fett / und überauß delicat zu essen gewesen. Die Einwohner der Insel neñen sie zur selbigen Zeit Tasche-Krabben / und halten sie sehr hoch. Nahe bey ihnen findet man die alte abgeworffene Schale / welche noch so gantz scheinet / als ob dz Thier noch drinnen were. Und ist wohl recht wunderlich / daß man kaum / auch mit scharffsehenden Augen / daß Loch oder den Riß erkennen kan / dadurch der Leib deß Thiers gegangen und sich auß diesem Gefängnuß erlediget hat. Nichts destoweniger / wann mann diese abgezogene Schalen gar genau betrachtet / siehet man an denselben auff der Seite deß Schwantzes eine kleine Unterscheidung / durch welche sich die Krabben herauß gewickelt haben.

Sie werden gemeinlich auff eben die Weise wie bey den Unsrigen zubereitet: die jenige aber so gern was gutes essen / und die Zeit so dazu gehöret anwenden wollen / damit sie denselben einen bessern Geschmack geben mögen / die nehmen die Mühe / nachdem sie gesotten worden / und thun alles das innwendige gute / so in den Scheren steckt / herauß; ziehen auß denselben eine sonderliche öhlichte Substantz / so darinnen ist und Taumaly gennenet wird / backen es alles mit den Eyern der Weiblein in einer Pfannen / und thun ein wenig von ihrem Pfeffer und Pommerantzen-Safft da-

runter. Man muß bekennen / daß dieses eines von den trefflichsten Gerichten seye / die man in den Antillen zu bereiten pfleget. An den Orten da es viel Mancenille Baume gibt / haben die Krabben die sich unter denselben auffhalten / oder deren Früchte geniessen / eine gifftige Eigenschafft; also daß die jenige so von denselben essen / gefährlich kranck werden. Aber an andern Orten sind sie sehr gesund / und werden vor delicat, wie die Krebse in Europa, gehalten. Die so ihre Gesundheit fleissig in acht nehmen / öffnen dieselbe zuvor / ehe sie zubereitet werden / und wann sie sehen / daß das innwendige schwartz ist / halten sie dieselbe vor schädlich / und essen sie nicht.

Das 23. Capitel.

Von dem Donner / Erdbeben und ungestümmen Wettern / die sich in diesen Inseln zum öfftern erregen.

Gleich wie man selten ein schönes und anmutiges Gesicht findet / daran man nicht einen Fehler mercken solte / und das nicht etwa einen Flecken oder Narbe habe: also haben auch die Antillen / welche sonsten alle Schönheiten und alle Vortheil / so wir erzehlet / besitzen / und deßwegen so sehr gerühmt werden / ihre Unvollkommenheiten und Feh-

ler /

ser/welche diesen Glantz verdunckeln/und die-
se Anmuthigkeiten und hohen Werth verrin-
gern. Wir wollen die vornehmste Beschwer-
den/die daselbsten anzutreffen / beneben st den
Mitteln/deren man sich wieder dieselbe bedie-
net/hier erzehlen.

I.

Von dem Donner.

Vor das erste/so pfleget es daselbst / sehr offt
zu donnern / wiewohl man auff der Sei-
ten deß Königreichs Peru dergleichen nie-
mahlen höret / und ist dieser Donner an etli-
chen Orten so grausam/ daß die allerhertzhaff-
teste vor Furcht zittern/ wann diese mächtige
und herrliche Stimme deß Himmels sich mit
einem schröcklichen Schall hören lässet.

II.

Von dem Erdbeben.

Das Erdbeben verursacht auch zuweilen da-
selbst betrübte Zeiten / indem der Grund
der Erden so gewaltig erschüttert wird/
daß man auch an denen Orthen / da man am
sichersten zu seyn vermeinet / nicht fest stehen
kan/sondern wancken muß. Doch geschiehet
dieses zu gutem Glück selten / und ist die Be-
wegung an etlichen Orthen nicht so gar
groß.

III. Von

III.

Von einem ungestümmen Wetter/ welches die Einwohner der Inseln Oüragan nennen.

Dieses ist am allermeisten zu förchten/ wann sich alle Winde insgemein zusammen rotten/ und bey vier und zwantzig Stunden lang/ zuweilen auch kürtzere Zeit toben. Dieses geschiehet gemeinlich in dem Heu- Augst- und Herbst Monat; ausserhalb dieser Zeit hat man sich dergleichen nichts zu befahren. Vor diesem spürete man solches nur von sieben zu sieben Jahren / zuweilen auch noch langsamer; vor etlichen Jahren aber ist es von zweyen zu zweyen Jahren kommen: und hat man in einem Jahr diese Ungestümme zweymahl außstehen müssen: ja/ kurtz nachdem der Herr Auber nach der Insel Gardeloupe abgefertiget worden/ daselbst zu commandiren/ sind in einem Jahr drey derselben Wetter daselbst gewesen.

Diese Ungestümmigkeit der Winde/ welche die Einwohner der Insel Oüragan nennen/ ist so grausam/ daß sie die Bäume zerspaltet und auß der Wurtzel herauß reisset. Die jenige aber welche sie nicht nieder wirfft / aller Grüne beraubet/ gantze Wälder verwüstet/ die Felsen oben von den Bergen ablöset/ und in die Thäler herunter stürtzet/ die Hütten umbkehret/ die Pflan-

Pflantzen welche sie auß der Erden reisset/ biß
u dem Meer treibet/ eine allgemeine Verwü-
tung auß allem dem/was sie auf dem Feld fin-
et / machet ; und mit einem Wort eine solche
Noth in dem gantzen Land hinterläßt/daß das-
elbe lange Zeit hernach wegen dieses Unglücks
äufftzet/und diese Verhehrungen kaum wieder
ußbessern kan.

Dieser ungestümme Oüragan verwüstet
icht allein das Land ; sondern erreget auch
och ein solch ungewitter auff dem Meer/ daß
s scheinet/als wann sich dasselbe mit der Lufft
nd dem Himmel vermische und überwerffe.
Diese gewaltige Windsbraut / zerstösset und
erscheittert die Schiffe / die an den Seiten
er Inseln liegen/indem sie das eine an das U-
er außwirfft / und das andere in das Meer
ersencket; daß also die jenige / die diesem
Schiffbruch entgehen / grosse Ursach haben
Gott deßwegen zu loben.

Die so Achtung geben auff die Zeichen wel-
che vor diesem ungestümmen Wetter herge-
hen/haben gemercket/daß kurtz vorher ehe sich
dasselbe erreget/ das Meer auf einmahl so still
und eben werde / daß man die geringste Wel-
len oben auff demselben nicht sehen kan : daß
die Vögel durch natürliches Eingeben von
den Bergen da sie sich gewöhnlich auffzuhal-
ten pflegen / hauffenweiß herab fliegen / und
sich in den Ebenen und Thälern auff die Erde
begeben/ damit sie daselbst in dieser bösen Zeit/
welche sie bald zu entstehen vermercken / ver-
sichert

sichert bleiben können: und daß der Regen / so ein wenig vorher fället/bitter und gesaltzen ist/ gleich wie das Meer-Wasser.

Es hat sich vor kurtzen Jahren ein merckwürdiges Exempel mit etlichen Schiffen auff der Reede der Insel S. Christophori zugetragen / welche mit Taback beladen waren / und segelfertig stunden. Dann sie sind alle zerscheittert/und zu grund gangen / und die Wahr gäntzlich verlohren worden. Daher dann eine seltzame Begebenheit enstanden; indem der meiste Theil der Fische auff dieser Seiten von dem Taback vergifftet worden; und hat man das Meer mit diesen armen Thieren oben gantz bedeckt gesehen / welche schwach und umbgekehrt von dem Wasser hin und her getrieben worden/und an dem Ufer gestorben sind.

Und damit nicht jemand meinen möchte/ als ob diese Ungestümme sich nur in der neuen Welt erregete / so setzen wir hinzu/ daß auch bey uns Europæern so schreckliche Ungewitter zuweilen gewütet haben/ welche man vor nichts anders als Ouragans halten kan.

Unter andern hat sich in dem Jahr 1599. in Franckreich nahe bey der Stadt Bordeaux ein solcher gewaltiger und ungestümmer Wind erhaben / der den meistentheil der grossen Bäume welche sich ihme wiedersetzten / zerstücket und nieder gerissen / sonderlich die Nußbäume/deren Aeste sich gemeinlich weit außbreiten / und hat etliche derselben über fünffhundert

dert Schritt von dem Orth wo sie gestanden / weg getragen. Die schwache Bäume aber / die sich gebeuget / sind unversehrt blieben. Ein Theil deß Schlosses zu Poitiers hat grossen Schaden an dem Tach gelitten / der Glocken-Thurn zu Cangres nahe bey Saumur ist nieder geworffen worden. Unterschiedliche andere Glocken-Thürne / und viele Häuser auff dem Felde sind sehr beschädiget worden. Etliche Leuthe / die sich mitten auff dem Feld zu Pferd befunden / sind über sechzig Schritt weit fort getrieben worden. Dieser Wind ist von der Gegend Bordeaux biß an das Hertzogthumb Vendosme und die Graffschafft Peiche gangen; und hat in der Breite ohngefehr sechs oder sieben Meile begrieffen; in diesem gantzen Strich ist nichts anders als niedergerissene Bäume / und verwüstete Wälder gesehen worden.

Und damit wir ein Exempel dieser Arth Ouragans vorstellen / welche sich absonderlich auff dem Meer erhaben / so wollen wir hie beyfügen / was uns auß einem Schreiben von Rochelle mitgetheilet worden / welches von einem vornehmen Kauffmann desselben Orths an einen seiner guten Freunde und Correspondenten zu Rouen unterm dato deß dreyssigsten Jenners / in dem Jahr 1645. abgangen / folgendes Innhalts.

Seither zweyen Tagen leben wir in höchster Gefahr / wegen deß ungewöhnlichen und grausamen Ungewitters / das sich

sich vergangenen Sambstag zu Nacht/an dem 28. dieses Monaths erhaben / und annoch weret. Wir sehen von unsern Mauren bey etlich und dreyssig gestrandete und zerscheiderte Schiffe an der Küste / welche meistentheils Engelländische sind / benebenst einer grossen Anzahl verdorbener Wahren. Eines dieser Schiffe mit zweyhundert Fässern beladen / ist biß an eine Windmühle geworffen worden / welche zwölff Schuh hoch über die gewöhnliche Höhe deß Meers stehet. Dann diese ungestümme Winde sind nicht allein in der Lufft gangen; sondern es hat auch dieses Ungewitter das Meer dergestallt bewegt und auffgeblasen/daß es seine gewöhnliche Gränze sehr hoch überschritten: Also daß der Schade und Verwüstung den es auff dem Land gethan / unvergleichlich grösser ist / als der Verlust der Schiffe. Alles Saltz/welches an den niedrigen Saltzlachen gewesen / ist weggetragen worden / alles Getreyd an den niedrigen Orthen / und außgedruckneten Sümpffen/ist überschwemmet worden. Und in der Insel Rez ist das Meer von einer Seiten zur andern über-

überzwerch durch gelauffen / und hat daselbst ein grosse Anzahl Weingärten verderbet / und sehr viel Vieh ertråncket. Man hat bey Manns Gedencken das Meer so hoch nicht steigen sehen / und ist dasselbe an örther kommen / die fast eine Meile weit in das Land hinein gelegen. Also daß die jenige / welche in der Insel S.Christophori gewesen / sagen / daß die Ouragans welche daselbst zimlich bekandt / nicht schrecklicher sind / als dieses Ungewitter / welches sie mit eben diesem Nahmen genennet haben. Der Wind war Nord-West. Man schåtzet den Schaden so wohl zu Wasser als Land über fünff hundert tausend Thaler; und hålt davor / daß ohngefehr zwey tausend Centner Saltz / daran zweyhundert Schiffe zu führen haben / vor jedwedes dreyhundert Faß gerechnet verlohren worden. Es sind auch etliche Hollåndische Schiffe vor Rez, Bordeaux und Bayonne zu grund gangen / welche sehr reichlich beladen gewesen. Hierauß ist zu sehen / daß es in Europa Ungewitter gebe / welche eben so gewaltig und grausam sind / als die jenige / welche in den Antillen so sehr geförchtet werden.

Etliche

Etliche damit sie vor diesen widerwertigen Winden versichert seyen / verlassen ihre Häuser / auß Furcht daß sie über ihnen zusammen fallen mögen / und begeben sich in die Höhlen und Risse der Felsen / oder legen sich mitten in dem Feld auff die Erden / und warten daselbst biß dieses Ungewitter vorüber seye. Andere sehen wie sie geschwind in die nähesten Häuser kommen mögen / die am stärckesten gebauet sind / und allen Bewegungen dieses Ungestümmen Wetters wiederstehen können. Dann es sind zu gutem Glück itziger Zeit in den Antillen viele Gebäue / die vor diesen Winden unversehrt bleiben. Ja es fliehen etliche in die kleine Hütten / welche die leibeigene Mohren nach Arth der Caraiber gebaut; dann man hat erfahren / daß diese kleine runde Hütten / welche nirgend als in dem Eingang offen sind / und deren Tach-Balcken auff die Erde stossen / gemeinlich verschonet werden; da unterdessen die höheste Häuser / wo nicht gantz und gar umbgekehret / doch von einem Platz auff den andern geworffen werden / durch die gewaltige Bewegung der Winde / die diese Ungestüme erregen.

Jedoch muß man bekennen / daß alle diese eusserliche Vorsichtigkeit das Gemüth der Menschen von den Todes-Schrecken / die sie umgeben / völlig zu befreyen nicht vermag / wann der Herr in dem Himmel donnert / und der Höheste seinen Donner mit Hagel und Blitzen außlässet; daß die Erde bebet und be-

we-

beget wird/die Grundfeste der Berge sich re-
en und beben / und des Erdboden Grund sich
uffdecket; dann

Welche Gottes Gütigkeit gantz und gar
nicht kan bewegen/
Diese können klärlich spüren auß den har-
ten Donner-Schlägen
Seine herrlich-grosse Macht.
Ja/die seine Hoheit nicht mit erzittern
dran erkennen/
Solt' man diese Leuthe wohl ohnverzagt
und standhafft nennen?
Nein/sie sind Gottloß geacht.

Müssen derhalben die jenige/ die mitten in die-
en Unordnungen und ungestümmen Auffruhr
eß Meers und der Lufft ohne Forcht seyn wol-
en/ihre Zuflucht zu einem weit sichern Orth
ehmen/sich unter den Schirm deß Höhesten
etzen / und unter dem Schatten deß Allmäch-
igen bleiben/und zu dem Herrn sprechen/mei-
e Zuversicht/und mein Burg/mein Gott auf
en ich hoffe. Sie müssen mit wahrem Glaubē
rgreiffen das grosse und hochschätzbare
Heil/welches er uns geschencket in seinem ge-
iebten Sohn / der uns von allem Schrecken
rlöset hat durch sein heiliges Blut/welches er
an dem Stam̃ deß Kreutzes vergossen/ der uns
den

den Frieden mit Gott zu wegen gebracht/ un
der allein die Furcht und das Ungewitter un
sers Gewissens stillen / und unsern Seelen ei
ne wahre Ruhe verschaffen kan/ dann

Der so Glaub-und Hoffnungs voll Got
dem Allerhöchsten trauet/
Und in steter Zuversicht auff desselbe
Hülffe bauet/
Bittend daß er ihn beschütze;
Solt' gleich jeder Unglücks-Wind ih
mit Ungestümm anwehen/
Wird er doch in Sicherheit wieder di
Gefahr bestehen;
Dann er hat ein' feste Stütze.

Sie müssen in werender Ungestümmigkeit be
dencken/daß es Gott seye/ der die Winde au
heimlichen örthern kommen lässet; daß durc
sein Blasen sich die Wasser auffthun/die Flu
then auff Hauffen stehen/und die Tieffe mitte
im Meer voneinander wallet; daß auch derse
be wiederumb den Wind und das Meer be
drauen könne/daß sie ihme gehorchen müssen
und gantz stille werden. Sie sollen sich erin
nern/daß diese schröckliche Wirbelwinde/di
se brüllende Donner/diese schwartze Finsternü
se/welche die Erde bedecken / und alle diese g
waltige Bewegungen / die dieselbe erschü
tern: nichts anders seyen als ein kleines Vo
bild deß grossen und schrecklichen Tages d
Herr

errn / in welchem die Himmel vom Feuer
rgehen werden/mit grossem Krachen/die E-
nent für Hitze zerschmeltzen / und die Erde/
d die Werck die drinnen sind / verbrennen
erden.

Sonderlich sollen sie ihre Zuflucht nehmen
Gott von gantzem Hertzen / und denselben
tten/daß er in Ansehen deß unendlichen Ver-
enstes seines eingebohrnen Sohns unsers
Errn und Heylands Jesu Christi den Zorn
gen seine Knechte stillen / und sich uber ein
und erbarmen wolle. Sie sollen eingedenck
yn/daß der Zorn deß HErrn ein Augenblick
eret / und er lust zum Leben hat; daß den A-
ndlang das Weinen weret/ aber deß Mor-
nds die Freude. Endlichen sollen sie fest ver-
chert seyn/daß der jenige der die Haar auff ih-
m Haupt gezehlet hat / auch ihre Tage ge-
hlet habe; daß er sie in der Noth nicht werde
rlassen/sondern seinen Engeln uber ihnen be-
hlen / daß sie sie behüten auff allen ihren We-
n / daß kein Ubels ihnen begegne / und keine
lage sich zu ihren Hütten nahe.

Damit sie aber in dem Fall der Noth diese
ite Gedancke haben/und sich an dem Tag deß
rübsals mit einem solchen gläubigen Ver-
auen verwahren mögen/so müssen sie Gott-
lig leben/ uñ einen jedwedern Tag dem Höhe-
en Schöffer aller Dinge ihre Seele befehlen;
e müssen sich befleissigen vor dem Herrn ein-
er zu gehen in rechtschaffener Gerechtigkeit
nd Heiligkeit ihr lebenlang; sie müssen ihre

Hände in Unschuld waschen / und ihre Her-
tzen durch wahren Glauben reinigen / in sei-
nen theuren Verheissungen ; uñ sich versicher
daß Gott die Winde und alle andere Geschöpf-
fe durch seine Allmacht in dem Zaum hält / das
sich nichtes ohne seinen Willen bewegen kön-
ne ; daß das Feuer / der Donner / das Unge-
witter und Erdbeben zu seiner Ehre / und sei-
nen lieben Kindern zum besten diene.

Das 24. Capitel.

Von etlichen andern Beschwerlich-keiten deß Landes / und den Mit-teln / deren man sich wieder dieselb gebrauchen kan.

Ohne die Erdbeben / Donner-Wetter und
Sturmwinde / welche das Land der Antil-
len offtmahls erschüttern und verwüsten,
wie wir allererst gemeldet haben ; giebt es da-
selbsten noch andere Ungelegenheit / welch
sehr beschwerlich fallen / wiewohl sie nicht so
sehr zu fürchten sind wie die vorhergehende
Und vor diese haben wir das letzte Capitel de
ersten Buchs dieser Historischen Beschreibung
behalten / darinnen wir zugleich die Mittel an-
deuten wollen / welche die Erfahrung de
alten Einwohner und das Urtheil unterschied-
licher berühmter Medicorum vor die bequeme-
ste und dienlichste befunden haben / sich dersel-
ben-

-en wider diese Beschwerlichkeiten zugebrau-
chen.

I.

Von den Mustiᴄken und Maringoins.

Wir wollen die erste Stelle den sonderlichen kleinen Schnecken geben / welche die Frantzosen Moustiques nennen Sie sind so klein/daß man sie eher fühlet als siehet; dann sie haben in ihrem schwachen Leib einen spitzen und vergiffteten Stachel / daß ihr Stich ein sehr verdrießliches Jucken verursachet/ und man sich zuweilen die Haut herab reisset wann man gezwungen wird sich zu kratzen / ja die Wunde zu einem gefährlichen Geschwär wird / wann man kein Mittel darwider gebrauchet.

Es findet sich noch eine andere Gattung derselben/welche grösser sind / und zu sausen pflegen / gleich wie die Schnacken die sich an den Wassern und sümpffichten örthern auffhalten. Diese werden Maringoins genennet; und stechen auch wie die Musticken/in deme sie mit einem kleinen Stachel bewaffnet/der durch die Kleider/ja durch die hangende Bette/ in welchen man ruhet/durchdringet. Doch haben sie diese Arth an ihnen/ daß sie mit dem Stachel niemahlen verletzen / ehe sie den Krieg zuvor angekündet/und mit ihrer kleinen Trompeten/ welche offt mehr Furcht / als ihr Stich

Schmertzen / erwecket / lermen geblasen haben.

Damit man von diesen beyden Gattungen der Schnacken befreyet seye / so bauet man gewöhnlich die Häuser an einen etwas erhabenen Orth / auff daß sie frischen Lufft von allen Seiten haben / und hauet alle Bäume ab / die den Ost-Wind auffhalten / welcher gemeinlich in diesen Inseln bläset / und diese böse und beschwerliche Feinde weit hinweg treibet. Die jenige / die wohlverwahrete Zimmer und wohlgeschlossene Bette haben / sind auch nicht so sehr von ihnen geplaget.

Wann man aber keine Ruhe von ihnen haben kan / darff man nur einen Taback-Rauch in der Kammer machen / oder ein Feuer / das einen grossen Dampff von sich giebet; dañ durch diese Mittel können die Leuthe diese kleine Verstöhrer ihrer Ruhe in die Flucht treiben. Wañ sie jemand gestochen haben / und man das Jucken bald vertreiben / und das Gifft / so sie hinderlassen / herauß ziehen will; so kan man nur den Orth mit Essig / oder Safft von kleinen Citronen benetzen.

II.

Von den Wespen und Scorpionen.

Die Wespen und Scorpionen sind in dem meisten Theil der Antillen gemein. Es haben

en diese Ungezieffer einerley Gestalt mit den
nigen dieser Gattung/ welche an vielen Or-
ten in Europa gesehen werden. Die Wespen-
Stiche werden mit dem Safft der Rauten-
blätter gestillet; und gäntzlich geheilet / wañ
man das herrliche Mittel/ so wieder alles Gifft
dienet / und unter dem berühmten Nahmen
Orvietan bekandt ist/ darauff leget. Die Scor-
pionen-Stiche aber werden mit den Scorpio-
nen selbsten geheilet / wann man dieselbe auff
den verletzten Orth zerreibet; in deren Mangel
aber gebrauchet man das Scorpion-Oehl/
welches billich überall / wo sich dieses Unge-
ziefer befindet/ gemein seyn soll.

III.

Von den Marcenille-Bäumen.

Es wachsen in dem meisten Theil dieser Jn-
seln sonderliche Bäume/ welche man Man-
cenille-Bäume nennet / und schön anzusehen
sind; ihre Blätter gleichen den Blättern der
wilden äpffel-Bäume; die Frucht wird Man-
cenille geheissen/ und ist wie ein Apffel gestal-
tet/ röthlich/ schön/ und hat solchen anmuthi-
gen Geruch / daß man alsobald einen Lusten
solte bekommen dieselbe zuversuchen / wann
man nicht durch ihre böse Eigenschafft davon
abgehalten würde. Dann ob sie wohl dem
Mund süß schmecket/ so ist sie doch so tödlich /
daß wo jemand davon essen solte/ derselbe nicht
nur vier und zwantzig Stunden lang schlaffen
würde / gleich wie diese Krafft haben soll ein

sonderlicher Saamen in Peru, und ein Kraut
in den Morgenländern/von welchem Linschot
weitläufftig redet; sondern nimmermehr wie-
der auffwachen. Daß also diese Frucht ärger
ist/ dann jene Mandeln einer Mexicanischen
Frucht/welche nach Biesam riechen / so bald
sie aber gessen werden / einen verfaulten Ge-
schmack in dem Mund hinterlassen. Ja noch
viel ärger/ als die schöne Aepffel zu Sodom/in
welchen/wañ man sie eröffnet/nichts als Ruß
und Staub gesehen wird. Dann ob man schon
unwillig ist/ wann man an denselben betrogen
wird/so geschiehet doch solches nicht mit Ge-
fahr deß Lebens. Es können aber diese gifftige
Aepffel mit der Indianischen Nusse/die in Ja-
va wächset/ verglichen werden. Diese ist wie
ein Gallapffel gestaltet/ und wann man sie is-
set/hat sie anfangs einen Geschmack wie ein
Haselnuß; hernach aber verursachet sie recht
Todes-Aengste / und ist ein sehr gefährliches
Gifft. In Africa findet man auch einen Baum,
Coscoma genannt / welcher tödliche Aepffe
träget. Der Baum Ambou in den Maldiven
Inseln hat eine Frucht/ welche nicht weniger
betrüglicher und schädlicher ist. Und die Land
schafft Tripoli in Syrien bringt sonderlich
grosse Morellen oder Johannis-Pfersing / di
sehr schön anzusehen/uñ sehr wohl geschmack
sind; aber ihre Eigenschafften sind zum öfftern
tödtlich / oder auff das wenigste stürtzen sie di
jenige / so davon gessen / in lange und ver
drießliche Kranckheiten.

Es wachsen etliche von diesen Mancenille-Bäumen an dem Ufer deß Meers und der Flüsse / und wann die Frucht in das Wasser fället / so sterben allezeit die Fische die davon essen; und ob schon diese Frucht lange Zeit in dem Wasser verbleibet / so verfaulet sie doch nicht darinnen; sondern wird mit einem Salpeter überzogen / welcher ihr eine harte Rinde machet / daß sie gleichsam in einen Stein verwandelt scheinet. In den Inseln da dieser Baum häuffig wächset / sind die Schlangen gifftig; weil sie / wie etliche davor halten / zuweilen den Safft auß dieser Frucht außsaugen. Die Krabben selbsten / die unter diesen Bäumen sich auffhalten / bekommen eine gefährliche Eigenschafft davon / wie wir an seinem Orth gemeldet; und sind viele sehr kranck worden / die diese Krabben gessen haben. Daher es kommt / daß zu der Zeit da diese Früchte gantz zeitig sind / und auff die Erde fallen / man allen denen / welchen ihre Gesundheit lieb ist / räthet / daß sie sich von dem Krabben essen enthalten.

Es leben weder die Schlangen noch die Krabben eigentlich von den Mancenille-Aepffeln; sondern wann sie sich unter diesen Bäumen auffhalten so ziehen sie das Gifft an sich / welches noch stärcker bey ihnen wird / wann sie dasselbe auß der Frucht herauß saugen. Gleichwol kan es geschehen / daß das jenige / so etlichen Thieren tödlich ist / doch nicht allen Schade: Und daß das Ungeziefer / welches offt von diesem Gifft isset / das-

selbe durch die Gewohnheit und stetigen Gebrauch in ihre Nahrung verwandelt; gleich wie man von dem König Mithridate sagt. Also können sie auch die jenige anstecken die von ihnen essen / da sie selbsten von dem Gifft doch keinen Schaden empfangen.

Unter der Rinde deß Stamms und der Aeste dieses Baums ist ein sonderlich kleberichtes Wasser/welches weiß wie Milch / und überauß böß und schädlich ist. Gleich wie nun viel Mancenille-Bäume auff den Wegen stehen/ als kan es leicht geschehen daß man im vorbey gehen ohngefehr einen Ast entzwey bricht / da dann diese Milch oder vielmehr Gifft / wann es herauß gehet und auff das Hembd fället / einen garstigen Flecken macht/ welcher scheinet als were er hinein gebrant worden. Wann es auff die blose Haut fället/ und man es von dem Orth den es berühret nicht geschwind abwischet/so entstehen alsobald Blattern und Bläßlein. Am allermeisten aber hat man sich der Augen wegen zubefürchten/dann wann etwa ein Tröpfflein dieses brennenden und gifftigen Wassers hinein fället verursachet es eine hefftige Entzündung/ und verliehret man neun Tage lang das Gesicht; nach deren Verlauff man einige Linderung wieder empfindet.

Wann der Thau und Regen eine Zeitlang auff den Blättern dieser Bäume gelegen / so pflegen sie gleichfalls zu flecken/ und wann sie auff die Haut fallen / so lösen sie dieselbe ab/ gleich wie Scheid-Wasser. Welches nicht

viel

viel besser ist / als die Regen-Tropffen unter
dem Æquatore, die so ansteckend sind / nach
Aussage der jenigen so es empfunden/daß wan
sie auff die Hände / Gesicht / oder einen an-
dern Orth deß Leibs/ der entblösset ist / fallen;
so erheben sich alsobald Bläßlein mit Schmer-
zen daselbsten: ja wo man nicht geschwind die
Kleidung endert/siehet man bald den Leib mit
[illegible] bedecket / zugeschweigen der
Würme die in kleinen [illegible] in den Klei-
dern wachsen.

Der Schatten dieses Baums ist den Men-
schen schädlich / und wo man darunter ruhet/
so läufft der Leib gewaltig auff. Plinius und
Plutarchus gedencken eines Baums in Arcadia,
der eben so gefährlich ist wie dieser: und die je-
nige/so in dem morgenländischen Indien ge-
reißet/ berichten / daß daselbst ein Kraut mit
Nahmen Sapony gefunden werde / welches
die jenige so darauff liegen / umb das Leben
bringet. Dieses ist aber an den Mancenille-
Bäumen sonderlich böß/ daß auch die Speise
die bey seinem Holtz gekochet wird / eine böse
Eigenschafft an sich nimmet / und den Mund
und Kehle brennet/wann man sie isset.

Die Wilden in den Antillen/denen die Na-
tur dieser Bäume wohlbekandt / mischen die
Milch derselben / wie auch den Thau so dar-
auff fället/und den Safft der in der Frucht ist/
unter das Gifft / mit welchem sie ihre Pfeile
vergifften pflegen.

Damit man die Blattern und Bläßlein in

kurtzer Zeit heile / die an dem Leib entstanden/
nachdem man auß Unachtsamkeit unter dem
Schatten dieser Bäume geschlaffen / oder von
dem Regen oder Thau / welcher auf die Aest
fället / ja auch von der Milch / die unter der
Rinde ist / benetzet worden / so muß man ge-
schwind seine Zuflucht zu den jenigen Schne-
cken-Krebsen nehmen / von denen wir oben
unter dem N[illegible] Soldaten geredet ha-
ben; das klare Wasser welches in ihren Scha-
len stecket / herauß ziehen / und dasselbe auf
den verletzten Orth schlagen / so leget dieses
Mittel das Gifft dieses brennenden Saffts al-
sobald nieder / und setzet den Menschen ausse
Gefahr. Das Oehl / welches aus eben dieser
Krebsen ohne Feuer herauß gezogen wird / ha
gleiche Würckung. Wann es sich aber zuge
tragen / daß jemand von der Frucht dieser gif
tigen Bäume gessen / so muß er die jenige Mit
tel gebrauchen / die wir hernach / das Gifft de
Schlangen / und anderer Sachen zuvertrei
ben / vorschreiben wollen.

IV.

Von den Holtz-Läusen.

Es giebt an diesen Orthen auch eine Artt
Ameisen oder Würmlein / die einen kleinen
schwartzen Flecken auf dem Kopff haben /
sonsten aber an den Leib gantz weiß sind. Diese
werden in dem verfaulten Holtz gezeuget / und
deßwegen von den Frantzosen Holtz-Läuse ge-
nennet.

nennet. Sie haben einen weichern Leib als unsere gewöhnliche Ameisen/ gleichwohl ist ihr Zahn so scharff/ daß sie das Holtz benagen / in die Kästen/ so auff der Erden stehen hinein kriechen / und in wenig Tagen / weil sie einander auff dem Fuß nachfolgen / wo sie nicht getödet werden / so häuffig sich darinnen versamlen/ daß sie alles leinene Geräth/ Kleider/ Papier/ und alles was darinnen ist / durchfressen und verderben. Sie benagen und zerfressen auch die Eck-Gabeln / welche die gemeine Hütten stützen/ dergestalt / daß dieselbe endlichen umfallen/ wann man nicht Rath dazu schaffet.

Man verhindert daß diese Thiere nicht gezeuget werden/ wann man in dem Bauen der Häuser das Holtz nicht in die Erde leget. Dann sie wachsen in dem verdorbenen und verfaulten Holtz: wann man alles Holtz / so man in die Erde setzet/ an dem Ende brennet: wann man alsobald/ wo man etliche mercket ein Loch machet und heisses Wasser hinein schüttet: wann man die Kisten mit Seilen in die Lufft hencket / (wie man dann in vielen Orthen deß morgenländischen Indien thun muß /) damit sie die Erde nicht berühren; und wann man die Zimmer fleissig außsaubert / und nichts auff der Erden liegen lässet. Man hat auch gemercket / daß wann man ihnen den Weg abschneiden will/ man den Orth/ darüber sie gehen/ nur bestreichen müsse mit dem Oehl von der Palma Christi oder Wunderbaum/ mit welchem sich

die Mohren den Kopff reiben / auff daß sie vor dem Ungezieffer gesichert seyen. Das Oehl von dem Lamantin hat auch diese Krafft / und wañ man dasselbe in ihr Nest / das sie auß ihrem Geiffer gemacht / uñ umb die Gabeln herumb / welche die Hütten stützen / angehänget / schüttet / so verlassen sie dasselbe alsobald / und lauffen hinweg.

V.

Von den Ravets.

Es sind die Ravets auch gefährlich; und findet man derselben zweyerley Arth. Die grösse sind ohngefehr wie May-Kefern / und von gleicher Farbe: Die andere aber sind umb die Helffte kleiner. Beide lauffen sonderlich zu Nachtzeit herumb / und kriechen in die Kästen / wann dieselbe nicht wohl geschlossen / verunreinigen alles was sie finden / und verwüsten es zimlich; aber doch nicht so sehr / noch so geschwind / als die Holtz-Läuse. Sie werden von den Einwohnern Ravets genennet / weil sie gleich wie die Ratten alles benagen / was sie ertappen. Ohne Zweiffel ist es eben die jenige Arth / welche Johann de Lery Aravers nennet / nach der Brasilianischen Sprach. Dieses Ungezieffer lebet sonderlich in den Büchern und derselben Deckeln. Die Holtz-Läuse thun deßgleichen / wann sie ihren Zahn daselbst ansetzen können. Doch ist dieses an ihnen gut / daß sie die Buchstaben in Ehren halten / und zu frieden

den seyn wann sie den Kano benagen/ und tieffe Löcher daran einfressen. Dann sie thun dem Truck / entweder weil ihnen die Schwärtze nicht schmecket / oder auß anderen Ursachen/ keinen Schaden; es sehe dann in der eussersten Hungers-Noth/und Ermanglung aller andeлer Sachen. Wir könten Bücher auffweisen / darinnen die Merckzeichen ihrer Zähne zu sehen. Doch sind sie vor allen Sachen nach dem leinen Geräth sehr verleckert; und wann sie in einen Kasten kommen können / verderben sie in einer Nacht mehr/als die geschickteste Näthe-rin in einem gantzen Monath außbessern kan.

Belangend die Ravets, ob sie wohl in ihrer Arbeit nicht so hurtig sind / so verschonen sie doch nichtes/ ohne allein die seidene und Baumwollene Zeuge. Absonderlich schmecket ihnen diese letztere nicht / wann sie noch nicht verarbeitet ist. Und wann man die Kästen in der Lufft auffhänget / und die Seile daran sie hangen mit Baumwolle umwickelt; so bald sie an dieselbe kommen / und sich mit ihren kleinen Füssen darinn verwirren/bemühen sie sich wieder loß zu machen / und lauffen alsobald einen andern Weg. Die jenige welche steinene Häuser haben / fürchten sich nicht vor den Holtz-Läusen; aber kaum können sie sich der Ravets erwehren/und von ihrem Schaden befreyen. Gleichwohl hat man auß der Erfahrung gemercket/daß sie Feinde der wohlriechenden Sachen sind / und nicht gern in die Kästen kommen/welche auß Cedern-oder anderm

Holtz von gutem Geruch / das in allen Antillen gemein ist / gemachet werden. In Alkair stellet man die Füsse der Kästen und Schäncke in Geschirre / die mit Wasser angefüllet sind: damit die Ameisen nicht hinauff kriechen können. Dieses leichte Geheimnuß würde ohne zweiffel in den Antillen auch sehr dienlich seyn wieder die Holtz-Läuse und Ravets, von denen wir geredet / ja auch wieder die Ameisen / welche daselbsten gleichfals überauß beschwerlich sind.

VI.

Von den Chiquen.

Man hat sich in allen diesen Inseln am allermeisten zu fürchten vor sonderlichen kleinen Syren oder Reit-Liessen / welche in dem Staub / in der Aschen auff dem Herd / und in andern Unreinigkeiten gezeuget werden. Man nennet sie gemeinlich Chiquen. Sie kriechen zum öfftern an die Füsse / und unter die Nägel der Zähen / lässet man sie aber weiter einschleichen / und zeucht sie nicht bey zeiten herauß / so nehmen sie den gantzen Leib ein. Von Anfang verursachen sie nur ein kleines Jucken; wann sie aber durch die Haut kommen / erwecken sie eine Entzündung in dem Theil / welches angestecket ist / und ob sie schon klein in dasselbe gekrochen / so werden sie doch in kurtzer Zeit so groß als eine Erbse / bringen einen hauffen Nüsse / darauß hernach andere wachsen; und entstehen folgends Geschwäre an den Orthen / da man sie herauß genommen.

Die

Die Wilden haben / nach Aussage der jenigen die bey ihnen gelebet / ein gewisses Gumi / mit welchem sie ihre Füsse / sonderlich unter den Nägeln / bestreichen / und also vor diesem Ungezieffer versichert seyn. Aber man räthet denen / die dieses Geheimnuß nicht wissen / daß sie sich von den jenigen / so sich auff die Herausnehmung dieser gefährlichen Thierlein verstehen / alsobald nach den Füssen sehen lassen / wann sie nur das geringste Jucken empfinden; darzu dann die Indier sehr geschickt und glücklich sind. Es müssen aber die / welche diese Chiquen herauß nehmen / wohl achtung geben / daß sie das Häutlein / darinnen sie eingeschlossen / nicht auffbrechen / sonsten bleiben allezeit noch etliche ihrer kleinen Eyer zurück / auß denen unfehlbarlich andere Chiquen wachsen. Man hält auch davor / daß die Roucou-Farbe / deren sich die Caraiber gebrauchen / den Leib damit anzustreichen / und denselben schön / gelenck und geschickter zum Lauffen zu machen / die Krafft habe dieses Ungezieffer zuvertreiben.

Es ist auch ein gut Mittel / wann man das Zimmer offt mit gesaltzenem Wasser besprenget / nicht barfuß gehet / Strümpffe von Geißharen trägt; und sich sauber hält. Dann es sind gemeinlich nur die jenige damit beschweret / welche unsauber leben / und nit fleissig auf sich achtung geben. Diese verdrießliche Syren oder Reit-Liessen sind eben die jenige welche

welche die Brasilianer Tous, und etliche andere Indier Nigas nennen.

Die so Geschwäre haben / welche von den Chiquen herkommen / wann dieselbe nicht zu rechter Zeit / noch geschicklich genug herauß genommen worden / werden Malingres nach der Sprache deß Landes genennet. Diese Geschwähr rühren auch zuweilen her / nachdem man die Haut ein wenig abgerieben / welches von Anfang ein geringe Sach zu sein scheinet; hernach aber verwundert man sich / wann es so groß als eine flache Hand wird; und ist alsdann zeit daß man Rath schaffe; dann es ist nöthig daß das Geschwär seinen Gang bekomme. Etliche ob sie wohl klein sind / lassen sich nichts desto weniger ungern heilen: Und sind diese Geschwäre zweyerley Gattung. Etliche sind rund / und etliche ungleich. Das runde Geschwär ist viel schwerer zu heilen als das andere / weil es mit todem Fleisch umbgeben / welches das Ubel vergrössert. Dann so lang dieses tode und unreine Fleisch da ist / kan das Geschwär nicht heilen. Muß man derowegen / wann man die Wunde verbindet / allezeit das tode Fleisch biß auff das lebende weg schneiden / welches grausame Schmertzen erwecket.

Unter den Artzneyen zur Heilung dieser Geschwäre gebrauchet man den Grünspan / Scheidwasser / die Essentz von dem Vitriol / und gebranten Alaun / welche das faule Fleisch um die Wunde abfressen. Man bedienet sich auch

uch darzu deß Saffts auß den kleinen Citro-
nen / welcher überauß sauer ist; Und die Un-
låtige Wunde schön außsaubert. Es ist wohl
vahr / daß man wegen deß grossen Schmer-
zen den man empfindet / wann man die Wun-
de damit außwäschet / seine Zuflucht viel lie-
ber zu einem andern nimmet: aber man wird
alsdann auch so bald nicht wieder heil. Man
nachet auch eine Salbe auß gemeinem Hönig
in wenig scharffen Essig / und Grünspan pul-
ver / welches in kurtzer Zeit die Geschwäre
refflich heilet. Und damit man sich vor den-
elben verwahre / wird gerathen / daß man die
eringste verwund- und Auffritzung der Haut /
ie an einem Orth deß Leibes / es seye wo es
wolle / absonderlich an den Füssen und Schen-
keln geschehen / nicht versaume; sondern ein
Pflaster / welches die Hitze / die sich in der
Wunden befinden mögte / herauß ziehe / auff-
ege / und in Mangel aller anderer Mittel / auff
as wenigste Taback-Bläter darauff schlage;
nd sich deß Citronen-Saffts und Essig ge-
rauche / damit man das Jucken / welches von
en Stichen der Mustiesen oder Maringoins
erkommen / viel besser vertreibet / als wann
nan sich mit den Nägeln kratzet.

VII.

Etliche Artzneyen wieder die gifftige Schlangen-Bisse / und alle andere Gifft so wohl deß Landes / als deß Meers in den Antillen.

Wir

Wir haben in dem 13. Capitel dieser Histo-rischen Beschreibung gesagt / daß es in den Inseln Martinino und S. Luciæ Schlangen und Gewürme gebe / welche ein gefährliches Gifft haben. Haben deßwegen mit Fleiß die Artzneyen / mit deren man glücklich die Stärcke deß Giffts brechen kan / biß an diesen Orth versparet : und sagen vor das erste / daß dieselbe inner- und eusserlich zu gebrauchen seyen. Innerlich zu Stärckung deß Hertzens / und Zertheilung der gifftigen Eigenschafft / die dasselbe einnehmen mögte ; und darzu ist sehr dienlich der Theriack / Mithridat / Confection Alkermes, der Egyptische und Peruvianische Balsam / die Raute / das scordium oder Wasserknoblauch / die Scorzonera oder Schlangenmord / die Angelick- und Contrajerva oder Gifft-Wurtz. Vor allen Dingen aber muß man in ein wenig Burretsch- oder Ochsenzungenwasser / oder sonst in einem andern / eines Thalers schwer von der gepulverten Leber und Hertzen der Vipern einnehmen. Kurtz / man muß alle Sachen gebrauchen / die das Hertz stärcken / und die Lebens Geister auffwecken und erfreuen. Von aussen kan man alle Mittel aufflegen / welche eine an sich ziehende und alles Gifft zertheilende Krafft haben. Als da sind / ein Schrepffkopff auf die geschrepffte Wunde gesetzet / uñ alle warme an sich ziehende Artzneyen / nehmlich das Galban und Ammoniac-gummi, die Bähung mit de[n]

Ser

Serpentaria oder Natterwurtzel / oder mit Beyfuß in Wein gekocht / die Zwibeln und Knoblauch unter der Aschen gebraten / der Tauben Kath / das Blut der Land-Schild-krotten getrucknet und gepulvert/ und dergleichen.

Es ist kein bessers Mittel/ als daß man oben über dem Biß auff das eheste als es möglich den beschädigten Orth binde / alsobald öffne/ ja auch das Stück weg schneide; oder auff das wenigste nachdem man es geschrepffet/ so bald als es seyn kan/ den hindersten geropfften Theil eines Huhns oder Tauben darauff halte / damit das Gifft herauß gezogen werde/ und wañ dieses Huhn oder Taube tod ist/ muß man ein anders nehmen/ biß das kein Gifft mehr herauß zu ziehen seye.

Es were auch zu wünschen / daß alle Einwohner der Antillen/ das jenige herrliche Gegengifft im Gebrauch hetten / welches an so vielen Orthen bewehrt befunden worden / und Orvietan genennet wird. Dann dieses wunderbahre Mittel hat benebenst andern herrlichen Eigenschafften/ auch die Krafft das Gifft von allerhand Schlangen zuvertreiben / und die Stärcke deß mächtigsten Gifft zu schwächen. Es muß aber von denen/ die von den Schlangen gebissen sind/ auff folgende Weise gebrauchet werden.

Man

Man muß einer Bohnen groß in Wein zergehen lassen und dasselbe einnehmen; hernach muß man den Orth/ da der Biß geschehen/ schrepffen/ uñ das Blut durch einen Schrepfkopff herauß ziehen; ein wenig von dem Orvietan darauff legen/ und achtung geben/ daß der Krancke auff das wenigste innerhalb zwölff Stunden nicht schlaffe. Dieses kräfftige Mittel kan viele Jahr gut behalten werden/ wann man es nur nahe an einen warmen Orth stellet/ da es leicht außtrücknet. Und wann es dürre worden/ muß man es mit Rosen-Honig wieder anfrischen. Man pfleget auch die Sachen/darauß es gemacht/ zu pulvern und also zum Gebrauch verwahren.

Man muß sich in werendem Gebrauch dieser Artzney mässig halten; alle warme Speisen/ die das Geblüt erhitzen/oder eine melancholische Feuchtigkeit gebehren/ meiden; und das Purgieren und Aderlassen gäntzlich einstellen/ auß Furcht daß man das Gifft nicht von aussen in den Leib hinein ziehe; es seye dann daß das Ubel die edle Theile deß Leibes eingenommen: in diesem Fall müste man wohl purgieren/ und Bäder und dergleichen Sachen gebrauchen/ die die Schweißlöcher eröffnen/ und den Schweiß herauß treiben.

Wann man aber in der eussersten Noth gantz und gar keines von jetzt erzehlten Mitteln bekommen könte; so ist noch eines/ welches gemein und leicht in das Werck zu stellen ist. Der jenige der von einem gifftigen Thier gebis-

n worden/muß geschwind die Schale von ei⸗
r gantz frischen Citron essen; Dann diese
at die Tugend das Hertz wieder das Gifft zu
wahren. Wann es möglich muß man das
schädigte Theil auff das stärckste/ als man
n/ oberhalb dem Biß binden; hernach
hrepffen / und mit dem Speichel eines nüch⸗
tern Menschen zum öfftern bestreichen; und
ann man das Thier haben kan / das den Biß
than/muß man ihme den Kopff abschneiden/
nselben zerstossen / biß er gleichsam zur Sal⸗
n worden / und hernach warm auff die
Wunde legen. Dieses ist das gewöhnlichste
Mittel/ dessen sich die rechte Einwohner in
asilien gebrauchen / damit sie sich verwah⸗
n vor der Gewalt deß Giffts der jenigen ge⸗
hrlichen und seltzamen Schlangen / welche
in ihrer Sprache Boicininga heissen / und
e Spanier Cascavel nennen.

Die letzte Zeitungen / die wir auß der Insel
artinino bekommen / berichten/ daß etliche
rnehme Leuthe/ welche vor kurtzer Zeit mit
ren leibeigenen Mohren auß Brasilia komen/
d sich in dieser Insel nieder gelassen / den
inwohnern daselbsten unterschiedliche Kräu⸗
und Wurtzeln gezeiget/ die in den Antillen
wohl als in Brasilia wachsen / und eine treff⸗
he Krafft haben die Stärcke deß Giffts von
erhand Schlangen/wie auch der vergiffte⸗
n Pfeile zu dämpffen.

Man kan auch die jenige Mittel gebrau⸗
en / welche wir oben beschrieben / mit denen
man

man sich wieder das Gifft des Becune, und al- ler anderer gefährlichen Fische / die in dem Meer zu finden/verwahret. Sie sind auch sehr dienlich/die schädliche Würckungen deß Manioc-Saffts/ deß Mancenille-Saffts/ der Wespen/Scorpionen/ und allerley gifftiger Ungezieffer Stiche zu verhindern.

VIII. Von dem Meer-Schaum.

Die so in dem Meer fischen oder sich baden / werden zuweilen von einem sonderlichen Schaum berühret/der von dem Wind hin und her getrieben wird/ gleich wie eine kleine Blase / welche pur urfärbig / von unterschiedlicher Gestalt / und schön anzusehen ist. Wo sie sich aber an den Leib anhänget / verursachet sie also-bald einen überauß grossen Schmertzen / der brennend und sehr stechend ist. Das beste Mittel/damit man diesen Schmertzen stillen kan/ ist/ daß man den beschädigten Orth mit dem öhl von der Acajou-Nuß / welches mit ein wenig gutes Brandteweins vermischet seye/beschmiere: dann eine Hitz vertreibet die andere.

X.

Von den Ratten / die in diesen Inseln gemein sind.

Seither die Antillen von einer grossen Anzah Schiffe besuchet worden / und es zum offtern geschiehet / daß etliche auff den Reeden dieser Inseln stranden/und daselbst von Alter verfaulen : sind auch die Ratten/welche vor diesem den Caraibern unbekand waren/in das Land kommen / und haben sich daselbst so sehr als an einigem Orth gemehret. Sie thun den Patates / Erbsen/Bohnen / und sonderlich dem Mays oder Türckischen Korn grossen Schaden. Und wo sie die Schlangen nicht vertilgeten / und ziemlich tieff in den Löchern der Erden und Felsen / da sie sich auffhalten / ja auch in den Tächern der Häuser/welche von Palmenblät-

ter

ern/oder Zuckerrohren gemacht sind/suchten/ könte man
ohne zweiffel die Speisen kaum erhalten. Es verschonen
auch die Katzen / die itzund in den Inseln sind/ ihrer nit /
n man hat auch die Hunde darauff abgerichtet / und ist
in Lust zu sehen wie sie dieselbe außführen/ und so listig
angen und töden.

Es ist aber diese Beschwerlichkeit nicht in
den Antillen allein; sondern noch wohl ärger
n Peru, wie Garcilasso in seinem Königlichen
Commentario bezeuget/ daß diese schändliche
Thier fast in unendlicher Zahl daselbst seyen/
und zuweilen grossen Schaden thun/indem sie
die Oerther verhehren/durch welche sie gehen/
die Felder verwüsten / die Früchte biß an die
junge Sprößlein/und die Wurtzeln der Bäu-
me benagen.

Die Einwohner der Inseln haben einen
Fund erdacht mit ihrem Balan, dadurch
sie verhindern daß die Ratten ihr Cas-
save und andern Vorrath nicht wegfres-
sen. Dieser Balan bestehet auß vielen
Stecken und schwancken Gerten / welche in
die Rund oder Vierecke in einander geflochten/
darauff sie die Cassave zu legen pflegen / nach
dem sie in der Sonnen getrucknet worden. Er
ist oben in der Hütten mit einem Band oder
Seil angemacht / und schwebet in der Lufft.
Und damit die Ratten nicht dem Seil hinun-
ter lauffen/ und auff den Balan steigen können /
so lassen sie das Seil durch einen außgehöhl-
ten und wohlgeglätten Kürbiß gehen / welcher
in der Mitten desselben behangen bleibet / daß
also die Ratten / wann sie biß an diesen Orth
kom-

kommen/mit ihren Füssen nicht mehr hafften können / und die Bewegung deß Kürbiß furchten/nicht getrauen weiter fortzu lauffen. Ohne dieses kleine Kunststück würden die Einwohner kaum ihre Speise erhalten können.

Also hat der weisse Meister der Natur gleichsam durch ein wunderbahres Gegengewicht / welches alle Vollkommenheiten der gantzen Welt abwieget/gewolt/daß die Länder so etliche Vortheil vor andern haben / im Gegentheil vielen Ungelegenheiten / die anderstwo nicht anzutreffen / unterworffen seyen. Und hat also seine Göttliche Vorsehung / welche der Dürfftigkeit seiner Geschöpffe gewaltig zu statten kommet/ bey den Gifft das Gegengifft / und bey die Kranckheiten die Artzney-Mittel gesetzet/ ja selbsten vor dem Menschen die unerschöpffliche Schätze der Gnade uñ der Natur eröffnet/damit er ihn verwahren möge wieder die ungestümme Lufft / Ungemach der Zeiten / Gewaltsamkeit deß Giffts/ und alles das jenige was die Erde schädlich hervor bringet/seither sie durch die erste Sünde ist vergifftet worden.

Ende deß Ersten Buchs der Historischen Beschreibung von den natürlichen Sachen in den Antillen Inseln.

(o)

Abschrifft/

Etlicher Brieffe die auß America zu Lob dieser Historischen Beschreibung abgangen/und unter andern herauß gesucht worden. Und zwar erstlich deß jenigen/ welchen der Herr de Poincy, Ritter/ꝛc. Königlicher Französischer General Gouvernör in den Americanischen Inseln / an den Verfasser/ als er ein Exemplar dieses Buchs empfangen/geschrieben/und dabey einen Abriß seines Hauses/und der Landschafft der Insel S. Christophori überschicket.

Mein Herr/

Ich habe mich nicht verwundert über die Schönheit und Trefflichkeit euers Buchs/ welches euch beliebet hat mir zuzuschicken / es an nichts von eurem klugen Geist hervorkommen / das nicht vollkommen außgearbeitet seye: und es bedüncket mich / daß euch dieses Werck so glücklich gerathen / daß euer Ruhm im ein grosses dardurch werde vermehret werden. Eure Anmerckungen sind so fleissig und und wahrhafftig gesetzet / und eure Reden so

zierlich / daß eure Freunde gantz keinen Mangel daran spüren können. Mich belangend / will ich mich nur mit euch allein erfreuen / wegen eines solchen guten Außgangs / und euch unendlichen Danck sagen / daß ihr meiner dabey nicht vergessen wollen. Uberschicke euch hergegen den Abriß deß jenigen Haußes / welchen ihr verlanget habt; benebenst der Landschafft unserer Insel / welcher euch nicht unangenehm seyn wird: und ob schon die Abwesenheit deß Herrn Auber von Mittelburg verursacht / daß ich nicht gewust / durch wen ich euch diese wenige Raritäten solte in die Hände kommen lassen / so habe ich doch davor gehalten / daß euch der Herr Kerke, Kauffmann von Flißingen / werde bekandt seyn / uñ daß derselbe diese Mühewaltung / damit ich ihn durch den Hauptmann Anton d' Armoyse beladen / gern auff sich nehmen werde. Ich wünsche daß ich so glücklich seyn möge / euch bey einer höhern und wichtigern Gelegenheit meine Danckbarkeit zubezeugen / als der ich euch schon längsten verbunden bin; versichert euch / mein Herr / daß ich solches mit Freuden verrichten werde / und daß ich von gantzem Hertzen bin

Geben in der Insel
S. Christophori
den 10. Tag deß
Christmonats 1658.

Euer willigster
Diener

de Poincy, Ritter

Ab

[A]bschrifft eines andern Brieffes/ welchen auch jetztgedachter General Gouvernör an dieses Buchs Verfassern abgehen lassen/als er ihme noch einen andern Abriß seines Hauses zuschickte.

Mein Herr/

Ich habe den Brieff/welchen ihr mir zugeschrieben/den 6. deß verwichenen Mertzes empfangen/und freue mich/daß der Abriß [m]eines Hauses und unserer Insel euch ange[ne]hm gewesen. Euer Buch ist mit gelehrten [A]nmerckungen erfüllet / und so wohl verferti[g]et/daß es nur eine geringe Zierde auß Bey[fü]gung der Beschreibung eines kleinen India[ni]schen Hauses bekommen wird. Jedoch trag [ic]h so grossen Gefallen eurem Begehren ein [G]enügen zu thun/daß ich euch hiemit noch [ei]nen andern Abriß desselben übersende/damit [ih]r erwehlen möget / welchen ihr zu eurem [V]orhaben am dienlichsten zu seyn erachten [w]erdet. Ich verwundere mich gantz und [g]ar nicht wegen deß Lobs / das unsere Lands[l]eute/ja auch die Frembde eurer Historischen [B]eschreibung beylegen: Dann sie ist so treff[li]ch und fleissig geschrieben / daß man nichts [h]inzu zu setzen weiß. Ich kan seither mehr als [2]o Jahren den meisten Theil der schönen Sa[c]hen/die ihr angemercket/bezeugen; und kan

man euch wegen dieser rühmlichen Arbeit nit genug Danck sagen. Wünsche euch hiemit alles Wohlergehen/ und bitte mir zu glauben/ daß ich bey allen begebenheiten mich bemühen werde euch darzuthun/daß ich seye.

Geben in der Insel S. Christophori den 15. Tag deß Heumonats. 1659.

Euer willigster Diener

de Poincy, Ritter

Abschrifft deß Brieffes/ welchen der Herr Gouvernör der Wohnstätte in Palma, wegen dieser Historischen Beschreibung an deroselben Verfasser abgefertiget.

Mein Herr/

Es ist unsere Wohnstätte seiner gelehrten Feder/und dem Eifer den er getragen dieselb in der andern Welt bekandt zu machen, allwo man ohne seine schöne Schrifften auch nicht einmahl wissen würde/ ob sie in diese anzutreffen were/sehr verpflichtet: daß wir al so durch eine angenehme Erfahrung bekenne müssen/man finde euch wo man wolle/ entwe der mitten in der Insel Hispaniola, oder in de Insel Tortuga, oder in Florida, oder i

Franck

ranckreich oder in euren trefflichen Schriff-
n / so lasset ihr allezeit eure löbliche dienst-
illigkeit an euch sehen. Es ist keiner auß un-
rer Gesellschafft / der nicht dieser Meinung
e / der euch nicht als seinen besten Freund
trachte / der nicht wünsche euch widerumb
diesen Orthen zu sehen / und dermahleins
e Danckbarkeit zubezeugen / welche wir euch
huldig sind / wegen der angenehmen Erinner-
g die ihr unsertwegen gehabt in eurer wahr-
fftigen und unvergleichlichen Historischen
eschreibung der Antillen-Inseln. Wir ha-
n alle miteinander Ursach dieses Lob seinem
rrlichen Werck beyzulegen / nach deme so
anche lügenhafftige Berichte vor unsere Au-
n kommen / welche den Apalachiten und an-
rn Indier / die diese Länder bewohnen / eine
ntz andere Gestalt geben / als sie in der That
ben. Was mich belangt / ist es mir leid / daß
damahls / als diese aufwachsende Wohn-
tte das Glück gehabt euch zu besitzen / nur ei-
n Augenblick eurer angenehmen Gesellschafft
niessen können. Es weiß / mein Herr / daß ich
egen Nothwendigkeit unserer Geschäffte
ich auff unsere Gräntze begeben muste / den
infall der Wilden / die sich daselbst sehen lies-
n / mit unsern Völckern zuverhindern / und
ß ich Abschied von ihme genommen / in Hof-
ung denselben bey meiner Wiederkunfft in
lma noch zu finden; aber dieses würde er oh-
zweiffel nicht wissen / wann ich es ihm nicht
gte / daß niemahlen einiger Wind meinem

Sinn so zu wieder gewesen / als der jenige
welcher Zeit meiner Abwesenheit zu Forts
tzung seiner Reise geglücket / dann in deme de
selbe Jhn mitten von uns hinweg genommen
hat er uns auch der Freude unserer Hertze
beraubet/ und uns einen grossen Trost entz
gen. Seit dieser Zeit haben wir offt von ihn
geredet/und auß seiner Historischen Beschrei
ung gesehen/ daß er die Freundschafft zwisch
uns in keinen Vergeß gestellet/weil er die Bil
nüsse der Wohnstätten Palma, Cofa, Bemar
und der benachbarten Landschafften so wo
behalten/ und uns die rühmliche Merckzeich
seiner liebwerthen Gedächtnüß sehen lasse
Gewißlich mein Herr/ ob ihr uns schon in d
grossen Stille/ darinnen wir nun vor etlich
Jahren her gleichsam vergraben sind / würd
gelassen haben / so könten wir doch von eur
Historischen Beschreibung anderst nichts s
gen/als daß dieselbe scharffsinnig / treulic
und artig geschrieben seye / ja reichlich außg
zieret mit allen Annehmligkeiten / welche d
Verständigste zu ihrer Vergnügung nur wün
schen mögen. Mein Herr fahre fort uns zu li
ben/ und versichere sich/daß wir uns glückseli
schätzen werden/wann wir erfahren daß ihn
unsere Brieffe treulich eingehendiget worden
und er noch allezeit uns mit Liebe zugetha
seye/gleich wie wir denselben schuldigst ehren
und ihme von Gott alles wohlergehen / ben
benst glücklichem Fortgang in allem Vorh
ben wünschen. In dessen heiligen Schutz ic
auc

auch meinen Herrn sonderlich befehle / als der ich von gantzem Hertzen bin

Auß Palma in dem Mitternächtigen America, den 14. Tag deß Brachmonats. 1659.

Sein willigster und gehorsamster Diener

de Val Croissant.

Abschrifft eines Brieffes / welchen Herr Edoard Graeve, der Rechten Doctor, und einer von den Häuptern und Vorgesetzten der Frembden / so unter den Apalachiten wohnen / wegen dieser Historischen Beschreibung an den Verfasser geschrieben / mit einem weitläufftigen Bericht deß Zustands desselben Lands / und dem Abriß deß Bergs Olaimy, der Stadt Melilot, und der fühlenden Pflantze.

Mein Herr /

Ob wir wohl in einer von den entlegensten Wohnstätten deß Mitternächtigen Americæ leben / und fast aller Gemeinschafft mit andern Leuten / die sich umb die rare Sachen bemühen / und dieselbe hoch zu schätzen pflegen / beraubet sind; so sind wir doch so

glücklich gewesen/ daß wir ein Exemplar em-
pfangen von der trefflichen Historischen Be-
schreibung der natürlichen Sachen / wie auch
Sitten und Gebräuche der Einwohner in den
Antillen-Inseln/ die ihr an den Tag gegeben.
Und weil ihr auch unserer gedencken wollen/
und uns an etlichen Orten eures Buchs mit
Nahmen genennet / ja auch einen schönen und
scharffsinnigen Umschweiff mit Fleiß hinein
gesetzet/ der von uns handelt/ als habe ich mich
schuldig befunden euch gebührlichen Danck zu
sagen/ und euch zu versichern / (wie ich dann
solches hiemit thue) daß wir mit höchstem
Vergnügen diesen treuen und fleissigen Be-
richt / den ihr von unserem kleinen Staat ge-
than / nach den Anmerckungen die euch der
verstorbene Herr Bristok zugeschickt / gelesen
haben.

Wir wolten wünschen/ mein Herr/ daß die-
ser gelehrte Mann/ welcher einen solchen gu-
ten Nachklang seiner Tugenden bey uns hin-
derlassen / noch bey leben were / damit er sei-
nem Versprechen/ das er euch gegeben/ nach-
kommen könte / und die Europæer noch weit-
läufftiger alles dessen berichten/ was in dieser
und den benachbarten Landschafften seltzam
und merckwürdig ist. Dann wie ihme alle die-
se Sachen überauß wohl bekandt waren / und
er dieselbe mit unvergleichlicher Zierde so wohl
münd- als schrifftlich gleichsam vor Augen
stellen konte/ als würde er auch ohne Zweiffel
sein

ein Wort/welches er so willig von sich gege-
en/rühmlich gehalten haben.

Damit ihr aber wegen dieses Verlustes/der
ns über alle massen schmertzet/ in eurem löb-
chen Verlangen/und Hoffnung / welche ihr
em gemeinen Wesen davon gegeben / nicht
etrogen werdet: als bitten wir euch / mein
err/dieses beykommende Päcklein anzuneh-
en/ darinnen ihr finden werdet die Abrisse
eß beruhmten Berges Olaimy, unserer Statt
Ielilot, und der fühlenden Pflantze / bene-
enst einem wahrhafftigen Bericht von unserer
einen Wohnstätte/und alles dessen/was wir
ich mitzutheilen vor nöthig erachtet/ damit
asselbe / wo ihr es dienlich zu seyn befindet/
r zweiten Heraußgebung eurer Historischen
eschreibung möge beygefüget werden.

Wir haben auch davor gehalten / mein
err/ es werde ihme nicht zu wieder seyn/
ann wir hiebey anhängen das Urtheil / wel-
es wir über sein gantzes Werck zu geben uns
kühnet ; mit Bitte daß ihr dasselbe als eine
lgemeine Meinung aller verständigen Leute
dieser Theil der neuen Welt auffnehmen
ollet/ und überlassen es eurem klugen Ver-
and. Gewißlich/mein Herr / wir würden
lauben/ daß wir die gröste Unbilligkeit be-
engen / wann wir anderst thäten / und nicht
ey und offenhertzig bekenneten / daß ihr euch
as gemeine Wesen sehr verbunden gemacht/
dem ihr demselben ein vollkommen Werck /
s in dieser Schreibens-Arth jemahlen ge-

sehen worden/übergeben; und zweifflen nich
es werde durchgehends allen denen / die di
Inseln lieben / wohlgefallen/ und ihr also ei
grosses Lob davon tragen.

Jedoch /lasse sich der Herr nicht mißfallen
wann wir uns anfangs in etwas verwundert
daß er sich nicht anderst als nur unter etliche
Buchstaben in dem Exemplar, das biß zu un
kommen / hat erkennen geben wollen; di
gleichwol niemahlē übel außgedeutet worde
Wir wollen aber nicht einig Geheimnuß s
chen/welche ein scharffsinniger Kopff leicht i
denselben finden mögte / noch den Ursache
nachforschen / die euch solches zu thun bew
gen; sondern bilden uns gäntzlich ein / da
gleich wie eure Bescheidenheit / mit eben d
Geschicklichkeit als jener treffliche Mahler b
den Alten/diese Decke entlehnen wollen; al
seyt ihr auch mit gleichem Außgang gar leic
erkandt worden an der Reinligkeit eurer Züg
an den lebhafften Farben eurer Redens-Arth
und aus der Anmutigen Gleichrichtigkei
welche euer Pensel einem jeden Theil dieses he
lichen Wercks gegeben.

Ja/ohne Schmeicheley / (als welche a
dem Gebieth dieses gemeinen Staats dur
ein unwiderruffliches Verbott verbannet is
und nimmermehr einige Hoffnung haben k
wieder auffgenommen zu werden;) von we
solte man wohl erwarten eine solche zierlic
und eigendliche Beschreibung alles deß jenig
was nur seltzames in diesen Inseln zu finden
d

darinnen die berühmteste Völcker in Europa gleichsam umb die Wette ihre Wohnstätte aufgerichtet/alß võ dem der dieselbe aufs fleissigste durchsehen? und wer könte uns die Historische Beschreibung derselben in grösserer Vollkommenheit mitheilen / als eine solche Person / die von aller Partheyligkeit und allem eigenen Nutzen befreyet / damit der meiste Theil der Historischen Bücher-Schreiber heut zu Tag angestecket sind: und der sich beflissen die Sachen in ihrer eigenen Gestalt/da sie weder von dem Neid / noch Eyfer/ oder einer anderen bösen Bewegung deß Gemüths / auch nur das geringste in ihrer wahrhafften und natürlichen Schönheit weren verendert worden/zu betrachten.

Ihr möget von den Wunderwercken der Natur / oder von den Sitten der Wilden / oder von dem Regiment der Frembden Einwohner reden; so thut ihr es alles mit solcher wohlbedachten und anmuthigen Geschicklichkeit/daß wir wohl sagen können / daß die begierigste und unersättlichste Liebhaber neuer Sachen ein Genügen daran haben werden. Aber darüber verwundern wir uns höchlich/daß ihr alle diese Seltzamkeiten auß eurem reichen Grund herauß gezogen / indem ihr der erste diese Geheimnüsse entdecket/und von diser materi gehandelt.

Ob schon die Sach die ihr unter den Händen habt zum öfftern zimlich unfruchtbar und schlecht ist / ja zuweilen wild und verfinstert /

so arbeitet ihr doch dieselbe auß durch die deut-
liche Erläuterung / ihr erkläret sie mit euren
schönen Liechtern / ihr unterstützet sie mit der
Macht eurer vernünfftigen Gründe / ihr besee-
let sie durch die Krafft eurer Gedancken / ihr
zieret sie mit so vielen anmuthigen Gleichnüs-
sen und verständigen Gegensätzen / und ihr be-
kleidet sie mit so vielen köstlichen Zierathen /
daß man daran überal findet einen sanfften
Magnetstein / und unsichtbare Ketten / welche
die Hertzen verknüpffen / und die Gemüther al-
ler derjenigen / die sie betrachten / herbey zie-
hen.

Es ist wahr / daß ihr auß Bescheidenheit in
der Vorrede alle diese Schönheiten / diese Zier-
den und diese treffliche Anmerckungen denen
Gemälden vergleichet / welche mit Vögeln /
Frucht und Blumen-Werck umfasset sind / so
nicht eigendlich zu der Tafel / sondern nur zur
Zierde derselben gehören: Aber / was uns be-
langet / wir wollen es allezeit loben / als eine
artige Umfassung / welche den Werth der ma-
terii vermehret; oder wann ihr uns vergönnet /
uns noch reichlicher zuerklären / als eben so
viele Perlen / Demanten / Rubinen / und an-
dere Edelgesteine / welche ihr in dem Werck
außgestreuet habt / damit ihr dieser gantzen Hi-
storischen Beschreibung allen Glantz und al-
len Pracht / die man zu ihrer Vollkommenheit
wünschen könte / geben möget. Und dieses ist /
mein Herr / was wir von seiner Arbeit insge-
mein halten.

Wann

Wann es uns aber ferner erlaubet dieselbe stückweiß zubetrachten / so bitten wir / mein Herr/er wolle es nicht übel auffnehmen/wann wir ihme frey herauß sagen/daß sich etliche seiner guten Freunde hie befinden die ihn in den Inseln gekennet / welche der Meinung sind / er habe wieder sein Wissen / dem Land / das er beschrieben/ groß Unrecht gethan / indem er es in seiner natürlichē Schönheit so eigendlich vorstellet; daß sie fürchten/es werde hinfüro niemand mehr willens seyn/diese Oerther zubesuchen / wegen deren man sich doch bißher nicht gescheuet so lange und verdrießliche Reisen vorzunehmen/weil man nunmehr so leicht alles das jenige / was daselbsten schön und seltzam ist/betrachten kan/und nicht nöthig hat auß dem Orth seiner Wohnung/ ja auch auß seinem Zimmer sich zu begeben. Wir wollen Ihme aber auch nicht verhalten / daß hergegen etliche andere / und zwar in viel grösserer Anzahl sind / die gantz andere Gedancken haben / und davor halten / daß sein Verfahren einen Außgang gewinnen werde / der dem Urtheil der vorigen gantz zuwieder seye. Dann sie glauben / weil ihr diese Gegenden so schön und so anmuthig abgemahlet; (also daß die glückseelige Inseln/welche in den alten Mährlein so sehr herauß gestrichen worden/ nichts anderst dagegen seyen als ein geringes Vorbild und schlechter Entwurff/) man dannenher gar gern sich rühmlichst vornehmen werde dieselbe zubesehen / damit man die Abschrifft /

welche ihr unter die Hände kommen lassen / dem HauptWerck entgegen halten möge/und also das Gesicht vergnügen könne mit dem / welches eurer Aussage nach/ wie dann gewißlich nicht anderst ist / mit so vielen würcklichen Anreitzungen und wahrhafftigen Anmuthigkeiten verbunden.

Und die Warheit zubekennen/ mein Herr / wer ist der / der nicht einen Lusten solte bekommen / indem er eure gelehrte Schrifften davon lieset/diese schöne Ebene etlicher Inseln zu sehen/welche ihr mit so vielen Schätzen der Natur überzogen vorstellet ; und selbsten gegenwärtig zubetrachten die wunderseltzame Höhe derjenigen Berge / die / eurer Redens-Arth nach/ mit einer grossen Menge köstlicher Bäume gekrönet / und mit immerwehrender Grüne bekleidet sind ? Wer solte nicht entzucket werden über der Schönheit so vieler tieffen Thäler und angenehmen Hügel / welche diese lustige Landschafften noch anmuthiger machen / und so artig in das Gesicht stehen / daß man den Augen keinen grössern Verdruß anthun kan/als wann man sie/ auch nur ein wenig/von der Anschauung aller dieser lieblichen Sachen abwendet ? Uber das alles/wer ist der/ welcher nach dem er gelesen / was ihr von deß Herrn General Gouvernörs eurer Landsleute herrlichem Pallast sagt / den ihr beschreibet als ein nach der Baukunst vollkommenes Werck/ mit so vielen klaren Springwassern

kc.

befeuchtet/mit so vielen köstlichen und wohl-
riechenden Bäumen beschattet/ mit allem dem
was die Kunst und die Natur nur wunderschö-
nes haben/ bekleidet/ ja mit so vielen Hertzer-
freuenden Lieblichkeiten versehen/ daß sie auch
die Quellen der bittersten Bekümmernussen bey
einem Betrübten gäntzlichen außtrucknen kön-
ten: wer ist/sage ich/ der nit ein inndrünstiges
Verlangen tragen solte/diese stoltze Vereinig-
ung so vieler Seltzamkeiten und so vieler Wun-
der/ die ihme vor diesem unbekandt waren zu
sehen?

Man müste ein Stein/ und deren angeneh-
men Bewegungen deß Gemüths / welche ge-
meinlich dem Hertzen der Menschen zu
schmeichlen pflegen/ gantz beraubet seyn/ wañ
man nach Lesung eurer Historischen Be-
schreibung nicht zu sehen verlangte ; nicht
mehr in den Büchern/ oder in den Kunstkam-
mern der Raritåt-Liebenden ; sondern an dem
Orth ihres Uhrsprungs selbsten / so vielerley
Gattungen vierfüssiger Thiere / Gewürme
und Ungezicfer ; absonderlich aber die jenige
unvergleichliche Vögel / welche ihr in ihrem
Pracht darstellet/mit mancherley Federn von
so vielen lebhafften und unverenderlichen
Farben bedecket/ daß es scheinet/ als hät-
ten sie die Natur in ihrem Glantz und
Schein gantz erschöpffet / damit sie sich
mit dieser stoltzen Vermischung zieren mög-
ten. Es werden wohl den Europæern
etliche dieser leichten Einwohner der Lufft
außge-

außgebälcket zugeschickt; aber ohne dem / daß dieselbe tod sind / so verliehren sie viel von ihrem Glantz und von ihrer Zierde: ihr habt sie in eurer Historischen Beschreibung so trefflich wohl vorgemahlet/daß wir uns leicht einbilden / es werden die jenige / so dieselbe lesen/ gar gerne wünschen / daß ihnen etwas von ihrer Geschwindigkeit mitgetheilet würde/ damit sie sich in diese liebliche örther schwingen/ und diese Vögel in ihrem lebhafften Schein und reichen Farben / mit welchen sie gezieret daselbst sehen könten. Vor allen aber daß sie betrachten mögten den jenigen beseelten Demant / oder fliegenden Stern/ den wunderbaren Colibry, welcher sein Geschlecht zu mehren/ sein Nest mit solcher verwunderlichen Geschickligkeit bauet/daß es zubefürchten / es werde das glückseelige Arabia hinfuro deß Nestes seines Phœnix vergessen/und hergegen dieses loben.

Ich will nichts sagen von dem kleinen Cucuyos, den ihr mit solchem Ruhm und Glantz bekleidet / daß derselbe die allerdickste Finsternüsse der Nacht verschwinden machet: die Wunder deß Meers und der Erden / die Lufft-Wasser-Thiere/vor denen Furcht und Schrecken hergehet/wann sie mit euren Worten bedecket / haben sie eine sonderliche Zierde/ welche das Grausen so einen ankommet/ über der Anschauung ihrer schuppichten oder rauhen Leiber / und wegen der abscheulichen Wehre / mit denen ihr Mund bewaffnet/ um ein merckliches

iches verringert. Das unerbittliche Meer
elbsten / welches sich keinem anderen Gesetz
nterwürffet/als das ihm sein Schöpffer auf-
erleget / ernehret daselbst so viele unterschied-
iche Fische / und verbirget in seinem weiten
Schoß so viel Amber / so viel Perlen / so viel
Corallen/und so viel andere köstliche Sachen/
ie ihr beschreibet/daß man sich hinfüro seiner
Unbeständigkeit zuvertrauen leicht erkühnen
wird/damit man nur auch einen Theil an al-
en seinen Schätzen haben möge.

Jedoch erhebet ihr diese glückseelige Gegen-
en gleichwohl solhoch nicht / daß ihr nicht
uch derselben Mängel entdecken / und dersel-
en Beschwerden anzeigen soltet; wann ihr a-
er solche offenbahret / so setzet ihr auch auß
nildlöblicher Geschickligkeit zugleich hinzu
ie Mittel/ welche ihre schädliche Würckun-
gen zu hintertreiben dienlich sind. Uñ ist nichts
on allem dem / das die Ruhe der Einwohner
ieser neuen Welt stöhren mag; dem ihr nicht
Rath schaffet; kein Gifft / dem ihr nicht das
Gegengifft an die Seite stellet; kein Beschä-
igter / dem ihr nicht zu Hülff kommet; daß
lso die Neu-ankommende / wann sie eure
Schrifften lesen / nicht allein darinnen finden
ie Mittel/ wie sie ihr Leben in diesen angeneh-
nen Orthen mit süsser Ruhe zubringen / und
ie Geheimnusse die ihr ihnen vorstellet/wie sie
n ihren rühmlichen und nutzlichen Verrich-
ungen den Zweck erreichen mögen; sondern
uch die Hülff deren sie gebrauchen / und die
Le-

Lebens Arth / die sie in den Speisen in acht nehmen müssen / damit sie allezeit ihre Gesundheit in gutem Wohlstand wieder die böse Zeiten / gifftige Eigenschafften etlicher Früchte / und schädliche Gewürme und Ungezieffer erhalten. Können also in einer Stund viel mehr Mittel erlernen wieder die Kranckheiten / welche sie daselbst überfallen mögen / als sie eine verdrießliche Erfahrung in Verlauff eines gantzen Jahrs nicht lehren würde.

Ihr habt so wohl in eurem Gedächtnuß behalten die Eigenschafften / das Regiment / und die mancherley Handlungen der Völcker / welche ihr an unterschiedenen Orthen in America gesehen / daß man nichts tadeln kan an den artigen Beschreibungen / die ihr davon auffgesetzet. Die allerwildeste Reden selbsten / und allerseltzamste Gewohnheiten bekommen eine solche Zierlichkeit / wann sie durch eure Hände gehen / daß die spitzfündigste Nachgrübler / wann sie eure Historische Beschreibung lesen / nichts verwerffliches / oder etwas das ihnen den geringsten Eckel erwecken mögte / darinnen finden. Belangend die Berichte / welche ihr von Zeiten zu Zeiten von dem edlen Reysenden / dessen ihr allezeit mit Ruhm gedencket / empfangen: habt ihr dieselbe so wohl an ihren gehörigen Orth in solcher klugen Ordnung eingetragen / daß ob sie wohl köstlich sind in ihrer materi und gestalt / die sie von ihrem eigenen Uhrheber bekommen / doch durch das schöne Liecht / und durch alle diese Anmuthigkeiten / wel-

welche ihr ihnen mitgetheilet / dergestalt euer worden/daß man euch grosses Unrecht thun würde/wann man sie nicht unter eure eigene Reichthümer zehlete.

Wiewohl eure Landsleuthe unter die berühmteste und tapfferste Völcker der Welt gerechnet werden / und man euer Franckreich gleich wie das alte Canaan, das Land deß wahren Adels/ das vollkommenste in der Schönheit/ die Freude deß gantzen Erdkreißes nennen kan; ja dasselbe überall vor das Aug Europæ, eine Mutter der Höffligkeit/und eine Meisterin der schönen Wissenschafften / aller Artigkeit/und aller edelen Ubungen deß Friedens und deß Krieges gehalten wird: so vergesset ihr doch nicht auß hochmüthiger Verachtung anderer Völcker / die mit demselben in alter Bündnuß stehen: sondern ihr lobet den der es verdienet/er mag seyn wes Volcks er wolle / und habt eure Erzehlungen so wohl eingetheilet/daß ihr einem jeden gebet was ihm gebühret/ und man euch also der Partheyligkeit oder Schmeicheley mit Recht nicht beschuldigen kan.

Auß Furcht / daß die fast immerwehrende Hitze die in den Antillen ist / dem temperament eurer Leser nicht in etwas zuwieder seye / habt ihr dieselbe auß kluger Vorsichtigkeit mit einer angenehmẽ Kühle mitten in ihrem Lauff erfrischet / vermittelst der sonderbahren und umständlichen Erzehlung von

den

den traurigen Einwohnern deß Landes bey der Meeres-Enge Davis; die den meisten Theil ihres Lebens unter dem Eiß und Schnee/ welche ihre Höhle bedecken; die übrige Zeit aber in den Wassern mit den Fischen zubringen daß man sie also vor eine Arth der Lufft-Wasser-Thiere/ gegen andere Menschen zu rechnen/ halten solte.

Wir zweifflen nicht/ mein Herr/ daß die Caraiber, die ihr so wohl abgebildet in ihren Haußhaltungen und Kurtzweilen/ in allen ihren Friedens- und Kriegs-Ubungen/ in ihrer Geburt und in ihrem Todt; euch hinfüro vor ihren eigenen Historien-Schreiber annehmen werden/ und in ihren Carbetten und allen offentlichen Freuden-Festen rühmen/ weil ihr den Stammbaum ihres Geschlechts gesetzet/ und ihnen ihren wahren Uhrsprung gezeiget habt/ vornehmlich aber/ weil ihr sie in das Gesicht Europæ gestellet also/ wie sie wahrhafftig sind/ nehmlich/ nicht so gar wild und grausam als sie biß daher gehalten worden. Wir haben auß sonderbahrer Begierde den jenigen/ die noch unter uns wohnen/ mitgetheilet/ was ihr von ihnen geschrieben; und haben gehöret/ wie sie mündlich bekennet alles das jenige/ welches der verstorbene Herr Bristok euch berichtet von ihren Kriegen/ von ihrer Religion, von ihrer Sprach/ und von ihren Sitten; also daß alle diese Sachen in allen ihren Umstän-

den

en und Gründen so wahr sind / daß man sie
icht verwerffen kan / man wolle dann ein
Volck Lügen straffen/welches durch beständi-
gen und einhelligen Nachricht von ihren Vor-
ahren in dieser Meinung erzogen worden/und
dieselbe allezeit vertheidigen wird.

Es würde aber ein geringes seyn/wann nur
dieses Volck allein / das noch etwas wilder
Arth ist/euer Lob preisete/ uñ euch seine Danck-
arkeit bezeugete: Billiger ist es/daß wir/ die
wir unter etlichen übrigen dieses Volcks / und
ndern / welche wir zur Höffligkeit zubringen
ns bemühen/ leben/uns vor eine sonderbahre
Ehre schätzen/ diese Schuldigkeit bey euch ab-
ulegen: und daß unsere Leuthe/ die itziger Zeit
inen Staat mit ihnen machen/uñ bißher sich
ergnüget ihren Zeugen in dem Himmel zu ha-
en / nunmehr aber durch eure Historische Be-
chreibung an den Tag kommen sind/bekeñen/
aß sie eurer Wohlgewogenheit den Glantz/
en sie bey den Europæern bekommen / zuzu-
chreiben haben; und euch deßwegen nochmah-
en durch meine Feder hertzlichen Danck sa-
gen. Nehmet denselben beliebig auff / mein
Herr/fahret fort uns mit eurer Gunst/ die uns
o vortheilhafftig ist/ zu ehren; und versichert
uch/daß unsere blühende Landschafft Florida
willigst und reichlichst alle ihre Blumen auß-
reuen werde/die Krohne welche eurer Histo-
ischen Beschreibung gebühret/ damit auffzu-
iehren; und daß unsere Ebene/unsere Teiche/
unsere

unsere Wälder / und unsere höheste Berge keine Einwohner haben / die sich nicht über eure Schrifften verwundern/ und eure Wohlfarth stetig wünschen. Dieses ist die Meinung ihrer aller insgemein/ und absonderlich dessen / der allezeit seyn wird

Mein Herr

Auß Melilot in der Landschafft Florida, den 6. Tag deß Jenners/ 1660.

Sein schuldig-verbundener und willfährigster Diener

Edoard Graeve.



Inn

Innhalt

der Capiteln des ersten [B]uchs der Historischen Beschreibung natürlicher Sachen in den Antillen Inseln.

Das I. Capitel.

8. Von

6. V

VII.

VIII.

T

XI.

XII.

XIII.

XIV.

XV.

XVI.

ENDE deß Innhalts der Historischen Beschreibung natürlicher Sachen.





David

